Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1952

Bd. 7. 1958

urn:nbn:de:gbv:45:1-5276

Visual Library

1958

Heimatkalender

für das

Oldenburger Münsterland

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Heimatkalender

für das

OLDENBURGER MÜNSTERLAND

1958

Herausgegeben
im Auftrage des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland und in engster Zusammenarbeit mit dem Vorstand des Heimatbundes
von

Dr. Heinrich Ottenjann

Druck und Verlag:
Vechtaer Druckerei und Verlag G. m. b. H., Vechta (Oldb)

Landesbibliothek Oldenburg

Die Umschlagzeichnung lieferte Architekt BDA K a r l K ö s t e r s, Cloppenburg. Die Photos für die diesjährigen Monatsbilder stellte das Museumsdorf Cloppenburg aus seinem Bilderwerk Münsterland (Rud. Engels / Herb. Eggert, Cloppenburg, und Rudolf Lindemann, Einbeck) zur Verfügung. Die Urheber der dem Kalender eingefügten sonstigen Bilder und Zeichnungen sind unter diesen vermerkt. Das Kalendarium entspricht, von wenigen Ergänzungen abgesehen, in seinem heimatlichen Teil dem des Jahres 1957.

Landesbibliothek Oldenburg

DEM TREUEN FREUNDE MIT AUF DEN WEG!

Nun bist Du wieder da, Freund unseres Münsterlandes und Freund aller Heimatfreunde. Alljährlich überall in unserer Heimat mit wachsend froher Spannung erwartet; mannigfaltig, aufschlußreich, unterhaltend, anregend und richtungweisend.

Du fandest in den vergangenen Jahren die richtige Sprache, trafest den rechten Herzenston, und Dein Weg wurde erfolgreich. Du erscheinst schon zum siebenten Male, bist gute Tradition geworden und herzlich willkommen wie ein alter Bekannter. Viele schätzen Dich, noch mehr lieben Dich. Keiner möchte Dich wieder entbehren.

Wer die Reihe Deiner Vorgänger durchmustert, ist überrascht: Welch ein Weg! Du wurdest ein echter Heimatkalender in Wort und Bild, in Gehalt und Gestalt. Welche Fülle an Begabungen und Talenten unter Deinen Mitarbeitern, von Heinrich Ottenjann trefflich zusammengeführt! Welcher Umfang der Interessen und Ziele! Welcher Reichtum und welche Vielfalt des Inhalts!

Das geistige Münsterland hat sich in Deinem Spiegel vereinigt. Längst bedurfte es solcher Repräsentation. Deine Seiten bilden endlich das Forum für ein Oldenburger Münsterland, das sich mehr und mehr auf allen Gebieten als Raum mit starker geistiger Eigenprägung bewußt wird.

Tritt also wiederum hinaus, mein Freund! Reihe Dich würdig ein unter Deine Gefährten! Meine Wünsche begleiten Dich für alle, denen Du lieb geworden bist.

Vivant sequentes!

Alwin Schomaker

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

VORWORT DES HERAUSGEBERS

Wieder einmal ist es trotz aller Schwierigkeiten, die sich in den Weg stellten und die sich in den zurückliegenden Monaten eher größer als geringer gestalteten denn je zuvor, gelungen, einen neuen Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland herauszubringen. Dieser Heimatkalender, der Kalender für das Jahr 1958, stellt sich seinen Vorgängern, was die Ausstattung betrifft, aber auch im Hinblick auf den Reichtum und die Gediegenheit seines Inhalts würdig an die Seite. Dem Verlag sei dafür an erster Stelle gedankt! Dank gebührt indes auch den vielen Mitarbeitern, den alten, die ihm z. T. schon Jahre hindurch die Treue hielten, und den neuen, die sich zu den alten gesellten und sich mit ihren Beiträgen den Lesern des Heimatkalenders zum ersten Mal vorstellen. In diesem Jahre wird unser Heimatkalender voraussichtlich auch rechtzeitig in den Besitz seiner vielen Freunde gelangen. Das wird eine besondere Freude sein.

Wie sehr der Kreis der Freunde unseres Heimatkalenders sowohl innerhalb als auch außerhalb des Oldenburger Münsterlandes gewachsen ist, zeigt der von Jahr zu Jahr steigende Absatz. Durch das Museumsdorf allein konnten innerhalb eines Jahres fast 1½ Tausend Heimatkalender vertrieben werden. Auch die Restbestände aus früheren Jahren gehen mehr und mehr auf die Neige, vor allem, seitdem die ersten 6 Jahrgänge des Kalenders zu dem ermäßigten Gesamtpreis von 10 DM angeboten wurden. Weiteste Kreise haben längst erkannt, daß unsere Kalender für alle Heimatfreunde und Heimatforscher von bleibendem Wert sind, ja in den Wert immer mehr hineinwachsen. Wer möchte daher nicht gern die ganze Reihe der Kalender besitzen? Nicht nur Einzelpersonen, auch Forschungsinstitute aller Art greifen danach. Es lohnt sich auch, sämtliche Bände in einem Sammelband zusammenzufassen. Das ergibt gleichzeitig ein schönes Buch, das man immer wieder als Geschenk anbieten kann. Interessenten mögen sich an das Museumsdorf wenden, das noch über eine größere Anzahl von Exemplaren verfügt und deshalb bis auf weiteres auch in der Lage ist, allen entsprechenden Wünschen gerecht zu werden.

Im Auftrage des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland

Heinrich Ottenjann

Landesbibliothek Oldenburg

JANUAR

1 Woche		Ev.: Namen Jesu Luk. 2, 21	
1.	**Mi.**	**Neujahr Beschneidung des Herrn**	
2.	Do.	Fest des Namens Jesu Stephanie	
3.	Fr.	Genovefa	
4.	Sa.	Titus, Angela v. Fol.	
2. Woche		Ev.: Die Weisen aus dem Morgenlande, Matth. 2, 1—12	
5.	**So.**	**Sonntag nach Neujahr** Eduard, Telephorus	
6.	**Mo.**	**Fest der Hl. 3 Könige**	
7.	Di.	Reinhold	
8.	Mi.	Severin, Erhard	
9.	Do.	Julian, Sigbert	
10.	Fr.	Agathon, Wilhelm	
11.	Sa.	Theodosius, Werner	
3. Woche		Ev.: Der zwölfjährige Jesus im Tempel, Luk. 2, 42—52	
12.	**So.**	**1. nach Erscheinung** Fest der hl. Familie Ernst, Erna	☾
13.	Mo.	Veronika, Gottfried	
14.	Di.	Hilarius, Felix	
15.	Mi.	Paulus der Einsiedler Maurus	
16.	Do.	Marcellus, Otto	
17.	Fr.	Antonius, Abt	
18.	Sa.	Petri Stuhlfeier, Beatrix	
4. Woche		Ev.: Hochzeit zu Kana Joh. 2, 1—11	
19.	**So.**	**2. nach Erscheinung** Knut, Ida	●
20.	Mo.	Fabian und Sebastian	
21.	Di.	Agnes, Meinrad	
22.	Mi.	Vinzenz und Anastasius	
23.	Do.	Raymund, Emerentia	
24.	Fr.	Timotheus, Bertram	
25.	Sa.	Pauli Bekehrung	
5. Woche		Ev.: Der Hauptmann von Kapharnaum, Matth. 8, 1—13	
26.	**So.**	**3. nach Erscheinung** Polykarp	
27.	Mo.	Johannes Chrysostomus	
28.	Di.	Petrus Nolascus	☽
29.	Mi.	Franz von Sales	
30.	Do.	Martina, Adelgunde	
31.	Fr.	Johannes Bosco	

1. 1827 Die Herrlichkeit Dinklage hörte endgültig zu bestehen auf.

1. 1900 Eröffnung der Kleinbahn Cloppenburg—Kl. Ging (1. November bis Lindern, 1902 bis Landesgrenze). Im Jahre 1953 wurde sie wieder abgebaut.

4. 1931 † Pfarrer Anton Stegemann, Lohne, der christlich-soziale Vorkämpfer des Oldenburger Landes.

5. 1435 Cloppenburg wurde Stadt.

5. 1714 Gründungstag des Gymnasium Antonianum Vechta.

5. 1906 † Graf Heribert v. Galen-Dinklage, Reichstagsabgeordneter.

7. 1296 Graf Otto von Tecklenburg erbaute die Cloppenburg und übereignete dem Alexanderkapitel in Wildeshausen für die ihm von diesem überlassene Mühle und Liegenschaften des Erbes Hemmelsbühren zwei Höfe in Essen.

13. 1935 † Anton Wempe-Emstek, Prälat.

19. 1887 † Johann Heinrich Schuling-Vechta, Ehrendomherr.

19. 1922 † Bernhard Grobmeyer-Vechta, Offizial.

21. 1845 † Maria Johanna von Aachen geb. von Amboten-Vechta, Dichterin, zuletzt in Münster.

22. 1922 † Felix Funke-Essen, Komponist.

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Gut Füchtel (Stadtgemeinde Vechta)

FEBRUAR

1.	Sa.	Ignatius v. A., Brigitta
6. Woche		Ev.: Gleichnis von den Arbeitern im Weinberge, Matth. 20, 1—16
2.	**So.**	**Septuagesima**
		Mariä Lichtmeß
3.	Mo.	Blasius, Ansgar
4.	Di.	Andreas Corsini
5.	Mi.	Agathe, Adelheid
6.	Do.	Titus, Dorothea, Otilde
7.	Fr.	Romuald, Rich., Theodor
8.	Sa.	Johannes von Matha
7. Woche		Ev.: Gleichnis vom Sämann Luk. 8, 4—15
9.	**So.**	**Sexagesima**
		Cyrillus, Apollonia
10.	Mo.	Scholastika, Wilhelm
11.	Di.	Mariä Ersch. in Lourdes
		Adolf
12.	Mi.	7 Stifter d. Servitenordens
13.	Do.	Siegfried, 26 Märt. v. Jap.
14.	Fr.	Valentin, Bruno
15.	Sa.	Faustinus und Jovita
8. Woche		Ev.: Geheimnis des Leidens Luk. 18, 31—43
16.	**So.**	**Quinquagesima**
		Juliana
17.	Mo.	Engelbert, Donatus
18.	Di.	Simeon, Florian
19.	Mi.	Aschermittwoch
		Konrad, Susanna
20.	Do.	Eleutherius, Eucherius
21.	Fr.	Eleonore
22.	Sa.	Petri Stuhlfeier in Ant.
9. Woche		Ev.: Die Versuchung Christi Matth. 4, 1—11
23.	**So.**	**1. Fastensonntag**
		Robert, Petrus Damiani
24.	Mo.	Matthias
25.	Di.	Walburga
26.	Mi.	Mechtild, Quatember
27.	Do.	Leander, Veronika
28.	Fr.	Oswald, Gabriel, Quat.

1. 1909 Großer Brand in Dinklage vor der Kirche.

2. 1933 † Lambert Meyer-Vechta, Offizial.

3. 1700 Das 1699 nach Vechta verlegte Alexanderkapitel regelt die Mitbenutzung der kath. Pfarrkirche dortselbst (bis zur Aufhebung 1803).

3. 1926 † Eduard Brust-Cloppenburg, Prälat, Dechant, Ehrendomherr und Ehrenbürger der Stadt.

5. 1937 † Heinrich Averdam-Stukenborg, Ök.-Rat, 1. Vorsitzender des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland.

5. 1957 † Dr. H. Lübbers, Med.-Rat, Löningen

8. 1951 † Dr. Ludwig Sieverding - Vechta, Geistl. Studienrat, Heimatschriftsteller.

9. 1870 Großer Brand in Löningen.

10. 1633 Besetzung der Stadt Cloppenburg durch die Schweden.

10. 1812 Aufhebung des Franziskanerklosters Vechta.

11. 1837 † Theodora geb. Einhaus-Cappeln, Äbtissin.

15. 1953 † Hauptlehrer Franz Ostendorf-Langförden, verdienter Heimatforscher und -schriftsteller.

20. 1880 † Dr. Fr. Heinr. Reinerding - Osterfeine, Domkapitular, Prof. in Fulda (Dogmatik).

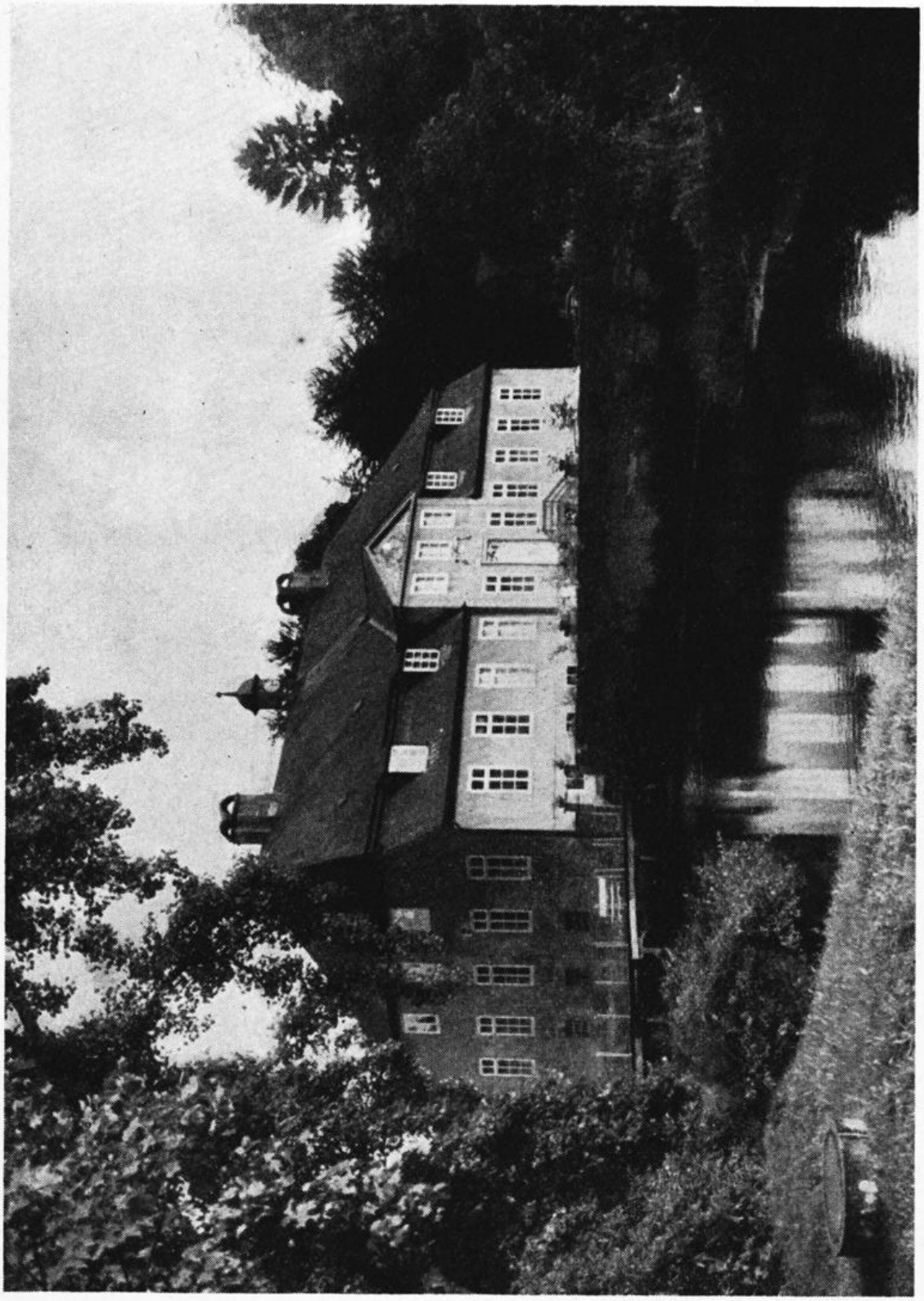
23. 1732 † Dr. theol. Johann Dalberg-Vechta, Burgvikar in Dinklage, theologischer Schriftsteller.

24. 1827 † Dr. Franz Schwietering - Cloppenburg, Kaplan.

25. 1946 † Dr. L. Averdam - Oythe, Dechant, Ehrendomherr, Heimatschriftsteller.

27. 1937 † Louis Kathmann-Calveslage, Pionier der Pferdezucht.

Landesbibliothek Oldenburg



Gut Daren (Gemeinde Bakum, Kreis Vechta)

Landesbibliothek Oldenburg

MÄRZ

1.	Sa.	Albinus, Suitbert, Quat.
10. Woche		Ev.: Verklärung Christi Matth. 17, 1—9
2.	**So.**	**2. Fastensonntag**
		Simplicius, Luise
3.	Mo.	Kunigunde
4.	Di.	Kasimir
5.	Mi.	Theophil, Friedrich, Virgil
6.	Do.	Perpetua, Felicitas
7.	Fr.	Thomas von Aquin
8.	Sa.	Johannes v. Gott, Beate
11. Woche		Ev.: Austreibung eines Teufels Luk. 11, 14—28
9.	**So.**	**3. Fastensonntag**
		Franziska von Rom
10.	Mo.	40 Märtyr., Gustav, Emil
11.	Di.	Rosemarie, Wolfram
12.	Mi.	Gregor der Große
13.	Do.	Erich, Euphrosina
14.	Fr.	Mathilde, Alfred, Meta
15.	Sa.	Klemens M. Hofbauer
12. Woche		Ev.: Wunderbare Brotvermehrung, Joh. 6, 1—15
16.	**So.**	**4. Fastensonntag**
		Heribert
17.	Mo.	Patricius, Gertrud
18.	Di.	Cyrill v. Jerusalem, Eduard
19.	Mi.	Josef
20.	Do.	Irmgard
21.	Fr.	Benedikt, Emilie
		Frühlingsanfang
22.	Sa.	Nikolaus v. d. Flüe
		Oktavian, Konrad
13. Woche		Ev.: Jesus inmitten seiner Feinde, Joh. 8, 46—59
23.	**So.**	**Passionssonntag**
		Otto, Eberhard
24.	Mo.	Erzengel Gabriel
25.	Di.	Mariä Verkündigung
26.	Mi.	Ludger, Felix
27.	Do.	Joh. v. Damaskus, Ernst
28.	Fr.	Johannes v. Kapistran
		Sieben Schmerzen Mariä
29.	Sa.	Ludolf
14. Woche		Ev.: Jesu Einzug in Jerusalem Matth. 21, 1—9
30.	**So.**	**Palmsonntag**
		Roswitha
31.	Mo.	Guido, Cornelia

5. 1922 Gründung des Heimatmuseums f. d. Oldenburger Münsterland in Cloppenburg.

6. 1911 † Dr. Hermann Dingelstad-Münster, Bischof, vorher Gymnasiallehrer in Vechta.

6. 1938 † Dr. theol. et phil. August Bahlmann OFM Essen, Bischof in Santarem in Brasilien.

7. 1852 † Jos. Heinr. Ant. Beckering - Lastrup, Dechant.

7. 1952 † Josef Krapp - Steinfeld, Päpstl. Hausprälat, Domkapitular, Geistlicher Rat in Münster.

16. 1823 † Bernard Heinrich Haskamp-Vechta, Generaldechant.

16. 1844 † Hermann Heinrich Fortmann - Vechta, Lehrer der Gewerbeschule in Münster, Verfasser zahlreicher Schriften philosophischen und historischen Inhalts.

17. 1951 † Heinr. Schulte - Friesoythe, Landw. - Rat, Heimatschriftsteller.

20. 1869 † Franz van der Wal-Dinklage, Gründer der mechanischen Weberei.

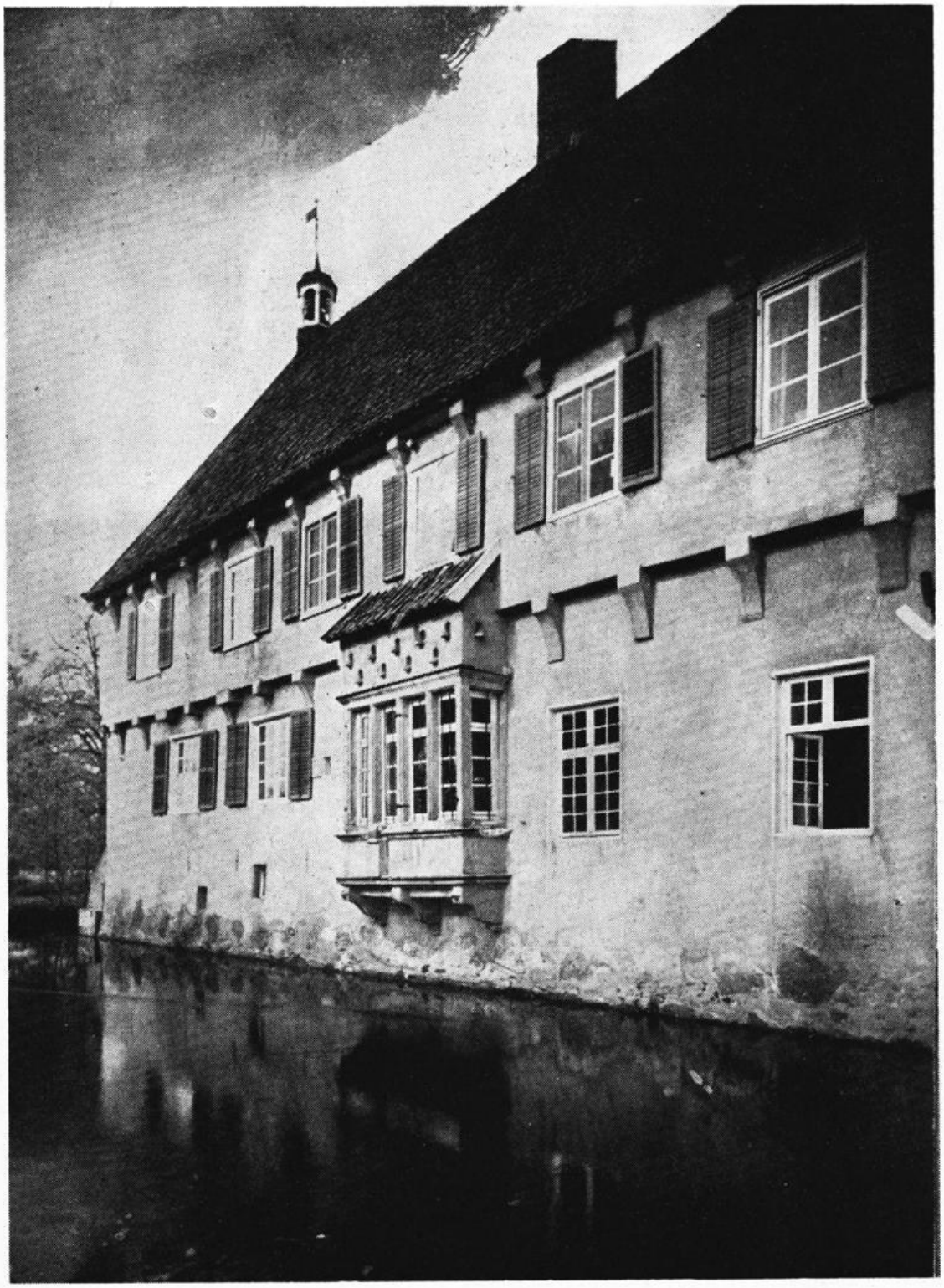
22. 1625 † Otto von Dorgelo-Lohne, Dompropst in Münster.

22. 1946 † Clemens August Graf v. Galen-Dinklage, Bischof von Münster, Kardinal.

30. 1956 † Bernhard Riesenbeck-Emsdetten, verdienter Heimatforscher.

31. 1812 † J. B. Gerst - Damme, Domprediger und Generalvikariats - Assessor in Osnabrück, theol. Schriftsteller.

Landesbibliothek Oldenburg



Burg Dinklage (Gemeinde Dinklage, Kreis Vechta)

Landesbibliothek Oldenburg

APRIL

1.	Di.	Hugo	
2.	Mi.	Franz v. Paula	
		Gründonnerstag	
3.	Do.	Richard, Konrad	
4.	**Fr.**	**Karfreitag**	
		Isidor	
5.	Sa.	Karsamstag	
		Vincenz Ferrerius	
15. Woche		Ev.: Auferstehung Christi Mark. 16, 1—7	
6.	**So.**	**Ostersonntag**	
		Isolde, Notker	
7.	**Mo.**	**Ostermontag**	
		Hermann Joseph	
8.	Di.	Walter, Albert	
9.	Mi.	Waltraud, Kleopha	
10.	Do.	Mechtild	
11.	Fr.	Leo der Große	
12.	Sa.	Julius, Konstantin	
16. Woche		Ev.: Der Osterfriede Joh. 20, 19—31	
13.	**So.**	**Weißer Sonntag**	
		Hermenegild, Ida	
14.	Mo.	Justinus, Lambert	
15.	Di.	Veronika, Anastasia	
16.	Mi.	Benedikt, Bernadette	
17.	Do.	Anicetus, Robert, Rudolf	
18.	Fr.	Apollonius	
19.	Sa.	Werner, Emma	
17. Woche		Ev.: Der gute Hirt Joh. 10, 11—16	
20.	**So.**	**2. Sonntag nach Ostern**	
		Hildegard, Viktor	
21	Mo.	Konrad v. Parzham	
22.	Di.	Lothar, Soter u. Cajus	
23.	Mi.	Georg, Adalbert v. Prag	
24.	Do.	Fidelis v. Sigmaringen	
25.	Fr.	Markus, Erwin	
26.	Sa.	Kletus und Marcellinus	
18. Woche		Ev.: Noch eine kleine Weile Joh. 16, 16—22	
27.	**So.**	**3. Sonntag nach Ostern**	
		Petrus Canisius	
28.	Mo.	Paul v. Kreuz, Vitalis	
29.	Di.	Petrus v. Mailand	
30.	Mi.	Katharina v. Siena	

1. 1919 † J. Holzenkamp-Lohne, Dechant u. Ehrendomherr.

1. 1949 † Alwin Reinke-Vechta, Rechtsanwalt, Heimatdichter und Mitbegründer des Heimatbundes.

4. 1956 † Ministerialrat Franz Teping-Vechta, verdienter Schulmann und Heimatschriftsteller.

10. 1855 † Georg Schade-Essen, Pfarrer in Scharrel, vorher Prof. am Gymnasium in Vechta.

11. 1851 † Karl Heinrich Nieberding-Lohne, bedeutender Heimatschriftsteller.

13. 1911 † Dr. Franz Hülskamp - Essen, Prälat in Münster, bekannter Literaturhistoriker.

13. 1945 Zerstörung des Quatmannshofes im Museumsdorf Cloppenburg.

15. 1831 Errichtung des kath. Offizialats in Vechta und Regelung der kirchlichen Verhältnisse in Cloppenburg und Vechta.

16. 1951 † Bernhard Küstermeyer-Friesoythe, Dechant und Domkapitular.

17. 1947 † Dr. August Crone - Münzebrock, Essen, bedeutender Wirtschaftspolitiker.

23. 1774 † Joh. Itel Sandhoff-Osnabrück, Vogt in Dinklage, Verfasser einer Geschichte der Osnabrücker Bischöfe.

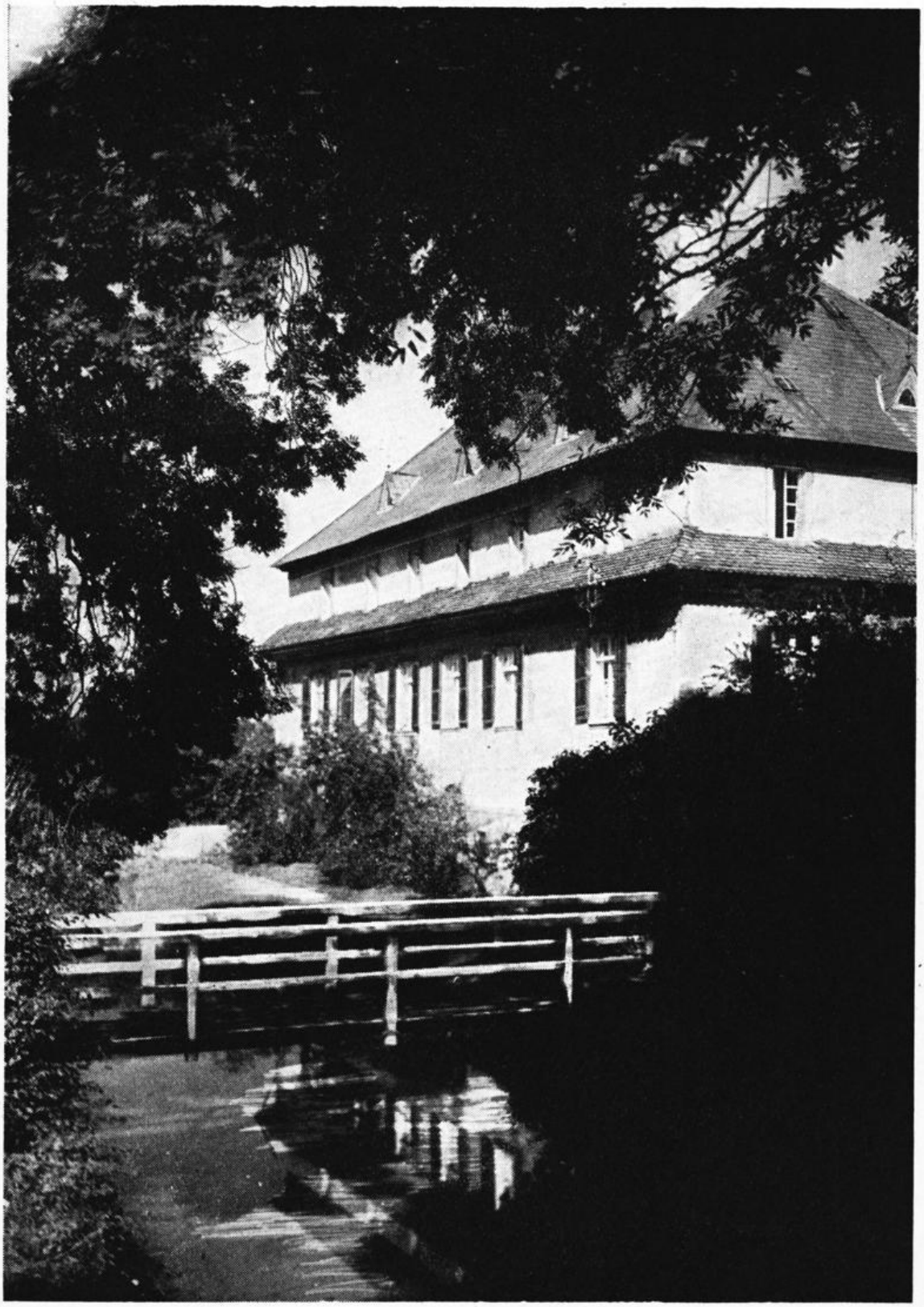
23. 1799 Eröffnung der Königs-Apotheke in Cloppenburg.

24. 1824 † Matth. Jos. Wolffs-Vechta, Pfarrer in Löningen, Verfasser von Predigten.

25. 1642 Gründung des Franziskanerklosters Vechta.

28. 1914 Eröffnung des Realprogymnasiums in Cloppenburg.

Landesbibliothek Oldenburg



Gut Ihorst (Gemeinde Neuenkirchen, Kreis Vechta)

Landesbibliothek Oldenburg

MAI

1.	**Do.**	**Maifeier**	
		Philippus und Jakobus	
2.	Fr.	Athanasius	
3.	Sa.	Kreuzauffindg., Alexander	
19. Woche		Ev.: Die Verheißung des hl. Geistes, Joh. 16, 5—14	
4.	**So.**	**4. Sonntag nach Ostern**	
		Monika, Florian	
5.	Mo.	Pius V.	
6.	Di.	Johannes v. d. lat. Pforte	
7.	Mi.	Stanislaus, Gisela	
8.	Do.	Ersch. d. Erzengels Michael	
9.	Fr.	Gregor v. Nazianz	
10.	Sa.	Isidor Bauer	
20. Woche		Ev.: Die Kraft des Gebetes im Namen Jesu, Joh. 16, 23—30	
11.	**So.**	**5. Sonntag nach Ostern**	
		Mamertus; Muttertag	
12.	Mo.	Pankratius, Bittag	
13.	Di.	Servatius, Bittag	
14.	Mi.	Pachomius, Bittag	
15.	**Do.**	**Christi Himmelfahrt**	
		Sophie, Johann Baptist	
16.	Fr.	Johannes v. Nepomuk	
17.	Sa.	Paschalis	
21. Woche		Ev.: Jüngerzeugnis und Jüngerlos, Joh. 15, 26—16, 4	
18.	**So.**	**6. Sonntag nach Ostern**	
		Venantius, Erich	
19.	Mo.	Petrus Cölestinus	
20.	Di.	Bernardin v. Siena	
21.	Mi.	Felix	
22.	Do.	Julia, Renate	
23.	Fr.	Desiderius, Gisbert	
24.	Sa.	Johanna	
22. Woche		Ev.: Die Pfingstgabe des Herrn Joh. 14, 23—31	
25.	**So.**	**Pfingstsonntag**	
		Gregor VII., Urban I.	
26.	**Mo.**	**Pfingstmontag**	
		Philipp Neri	
27.	Di.	Beda	
28.	Mi.	Wilhelm	
29.	Do.	Maria Magdalena v. Pazzi	
30.	Fr.	Felix I., Papst, Ferdinand	
31.	Sa.	Angela Merici. Petronella	

1. 1898 Eröffnung der Bahnlinie Vechta—Delmenhorst.

1. 1900 Eröffnung der Bahnlinien Lohne—Hesepe und Holdorf—Damme.

1. 1907 Lohne wurde Stadt.

2. 1843 † Anton Siemer-Bakum, Landdechant.

3. 1901 † Dr. Joseph Wennemer - Vechta, Prälat, Gymn.-Direktor.

6. 1892 † Jos. Schrandt-Löningen, Ehrendomherr.

6. 1900 Großer Brand von Dümmerlohausen.

8. 1914 Eröffnung der Kleinbahn Vechta—Schwichteler (7. Juni 1914: Vechta—Cloppenburg).

12. 1878 Großer Brand in Cloppenburg (Langestr.).

13. 1727 Grundsteinlegung zur Franziskanerkirche in Vechta.

13. 1926 † Bernard König - Löningen, Apotheker, Landtagsabg., verdienstvoller Sammler, Mitbegründer des Cloppenburger Heimatmuseums.

16. 1648 Vechta vom schwedischen General Königsmark erstürmt.

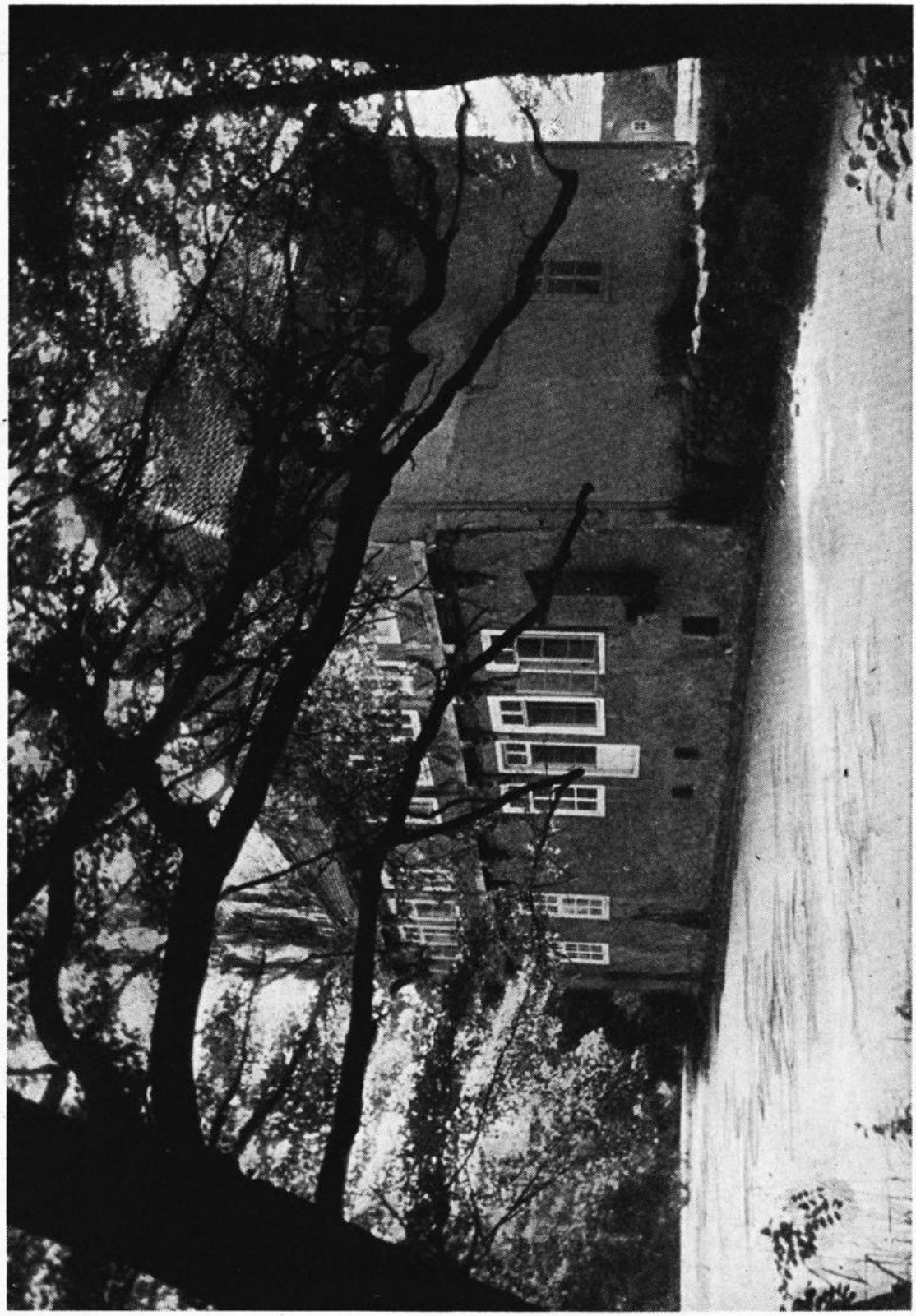
20. 1307 † Heinrich von Oythe (Friesoythe), Gründer der theol. Fakultät Wien.

27. 1891 † Franz Terbeck - Vechta, Seminardirektor, Prälat.

27. 1922 † Gerhard Tepe-Vechta, Offizial.

28. 1811 Großer Brand in Essen (147 Häuser vernichtet).

Landesbibliothek Oldenburg



Gut Hopen (Stadtgemeinde Lohne, Kreis Vechta)

Landesbibliothek Oldenburg

23. Woche		Ev.: Geheimnis der Hl. Dreifaltigkeit, Matth. 28, 18—20	
1.	**So.**	**Dreifaltigkeitsfest**	
		Regina, Theobald	
2.	Mo.	Erasmus, Marcellinus	
3.	Di.	Klothilde	
4.	Mi.	Franz Caracciolo	
5.	**Do.**	**Fronleichnamsfest**	
		Bonifatius	
6.	Fr.	Norbert	
7.	Sa.	Gisela, Robert	
24. Woche		Ev.: Vom großen Abendmahl Luk. 14, 16—24	
8.	**So.**	**2. Sonntag nach Pfingsten**	
		Medardus	
9.	Mo.	Primus und Felician	☾
10.	Di.	Margarethe	
11.	Mi.	Barnabas	
12.	Do.	Johannes von Fac.	
13.	Fr.	Antonius v. Padua	
14.	Sa.	Basilius der Große	
25. Woche		Ev.: Freund der Sünder und Zöllner, Luk. 15, 1—10	
15.	**So.**	**3. Sonntag nach Pfingsten**	
		Vitus, Creszentia	
16.	Mo.	Benno, Luitgard	
17.	**Di.**	**Tag d. nationalen Einheit**	
		Rainer, Adolf	●
18.	Mi.	Markus und Marcellianus	
19.	Do.	Gervasius, Protasius, Juliana	
20.	Fr.	Silverius, Adelgund	
21.	Sa.	Aloysius von Gonzaga	
26. Woche		Ev.: Der reiche Fischfang Luk. 5, 1—11	
22.	**So.**	**4. Sonntag nach Pfingsten**	
		Paulinus, Eberhard	
23.	Mo.	Edeltraud	
24.	Di.	Johannes der Täufer	☽
25.	Mi.	Prosper, Wilhelm, Helmut	
26.	Do.	Johannes und Paulus	
27.	Fr.	Ladislaus, Siebenschläfer	
28.	Sa.	Leo II., Irenäus	
27. Woche		Ev.: Gerechtigkeit des Neuen Bundes, Matth. 5, 20—24	
29.	**So.**	**5. Sonntag nach Pfingsten**	
		Peter und Paul	
30.	Mo.	Pauli Gedächtnis	

1. 1809 † Ferd. Matth. Driver, erster Heimatschriftsteller.

1. 1927 Wirbelsturm in Auen und Holthaus.

2. 1927 † Dr. Bernhard Brägelmann, Vechta, Professor.

4. 1879 † Dr. theol. Laurenz Reinke - Langförden, Prof. der Exegese, Münster.

5. 1940 † Wilhelm Schulte - Scharrel, Pfarrer, hervorragender Kenner der saterländischen Mundart.

6. 1865 † Joh. Heinrich Krogmann - Lohne, Begründer der Lohner Pinsel- und Bürstenindustrie.

6. 1915 † Karl Willoh - Vechta, Pfarrer, Heimatschriftsteller.

7. 1870 † A. H. Wilking-Langförden, Lehrer, Verfasser von Jugendschriften.

9. 1650 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstr.).

16. 1804 † St. Joan Christian Garrel, Judex Essensis, 69 Jahre, als letzter Richter in Essen.

18. 1252 Walram von Monschau, seine Frau Jutta und deren Mutter Sophie traten alle ihre Rechte in der Grafschaft Vechta an den Bischof Otto II. von Münster ab.

18. 1877 Großer Brand in Friesoythe (53 Häuser vernichtet).

18. 1916 † Heinrich Kühling-Essen, Pfarrer, Heimatforscher.

23. 1832 † Joh. Bernard Tangemann-Damme, Pfarrer und Dechant in Badbergen, Verfasser theologischer Schriften.

30. 1803 Übergang der Ämter Vechta und Cloppenburg an das Herzogtum Oldenburg.

30. 1848 † Bernhard Mönig-Essen, Pfarrer, Heimatschriftsteller.

Landesbibliothek Oldenburg

Gut Calhorn (Gemeinde Essen, Kreis Cloppenburg)

Landesbibliothek Oldenburg

1.	Di.	Fest des kostbaren Blutes Theobald	
2.	Mi.	Mariä Heimsuchung, Otto	
3.	Do.	Hyazinth, Bertram	
4.	Fr.	Berta, Ulrich	
5.	Sa.	Antonius von Zaccaria	
28. Woche		Ev.: Zweite wunderbare Brotvermehrung, Mark. 8, 1—9	
6.	**So.**	**6. Sonntag nach Pfingsten** Thomas Morus	
7.	Mo.	Willibald, Cyrillus	
8.	Di.	Kilian, Elisab. v. Portugal	
9.	Mi.	Veronika, Dieter	☾
10.	Do.	Hl. sieben Brüder	
11.	Fr.	Pius I., Siegbert	
12.	Sa.	Johannes Gualbert	
29. Woche		Ev.: Warnung vor den falschen Propheten, Matth. 7, 15—21	
13.	**So.**	**7. Sonntag nach Pfingsten** Margarethe	
14.	Mo.	Bonaventura	
15.	Di.	Heinrich	
16.	Mi.	Skapulierfest	●
17.	Do.	Alexius	
18.	Fr.	Arnold, Friedrich	
19.	Sa.	Vincenz von Paul	
30. Woche		Ev.: Der untreue Verwalter Luk. 16, 1—9	
20.	**So.**	**8. Sonntag nach Pfingsten** Hieronymus	
21.	Mo.	Praxedis, Daniel	
22.	Di.	Maria Magdalena	
23.	Mi.	Apollinaris, Liborius	☽
24.	Do.	Christina	
25.	Fr.	Jakobus	
26.	Sa.	Anna	
31. Woche		Ev.: Jesus weint über Jerusalem Luk. 19, 41—47	
27.	**So.**	**9. Sonntag nach Pfingsten** Pantaleon	
28.	Mo.	Innozenz I., Viktor I.	
29.	Di.	Martha, Beatrix	
30.	Mi.	Wiltrud, Ingeborg	
31.	Do.	Ignatius von Loyola	

6. 1543 Bischof Franz von Münster und Osnabrück führt durch Magister Hermann Bonnus aus Lübeck, gebürtig aus Quakenbrück, in den Ämtern Vechta und Cloppenburg das evangelische Bekenntnis ein.

7. 1933 † Bernard Kramer - Lohne, Verfasser der Schrift über die Lohner Industrie.

9. 1912 † Dr. theol. Bernhard Neteler-Dinklage, bekannt als Verfasser exegetischer Abhandlungen.

10. 851 Überführung der Reliquien des hl. Alexander von Rom nach Wildeshausen.

10. 1534 Justifizierung aufrührerischer Bauern in Münster.

10. 1840 † Joh. Heinr. Niemann - Friesoythe, Arzt, Verfasser naturkundlicher Schriften.

10. 1900 † Friedr. Schröder-Vechta, Pater, Rektor des Collegium Germanicum in Rom.

11. 1905 Eröffnung der Neuenkirchener Heilstätte.

15. 1932 † Wilhelm Lohaus-Dinklage, Ök.-Rat und Landwirtschaftsschuldirektor.

16. 1774 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstr.).

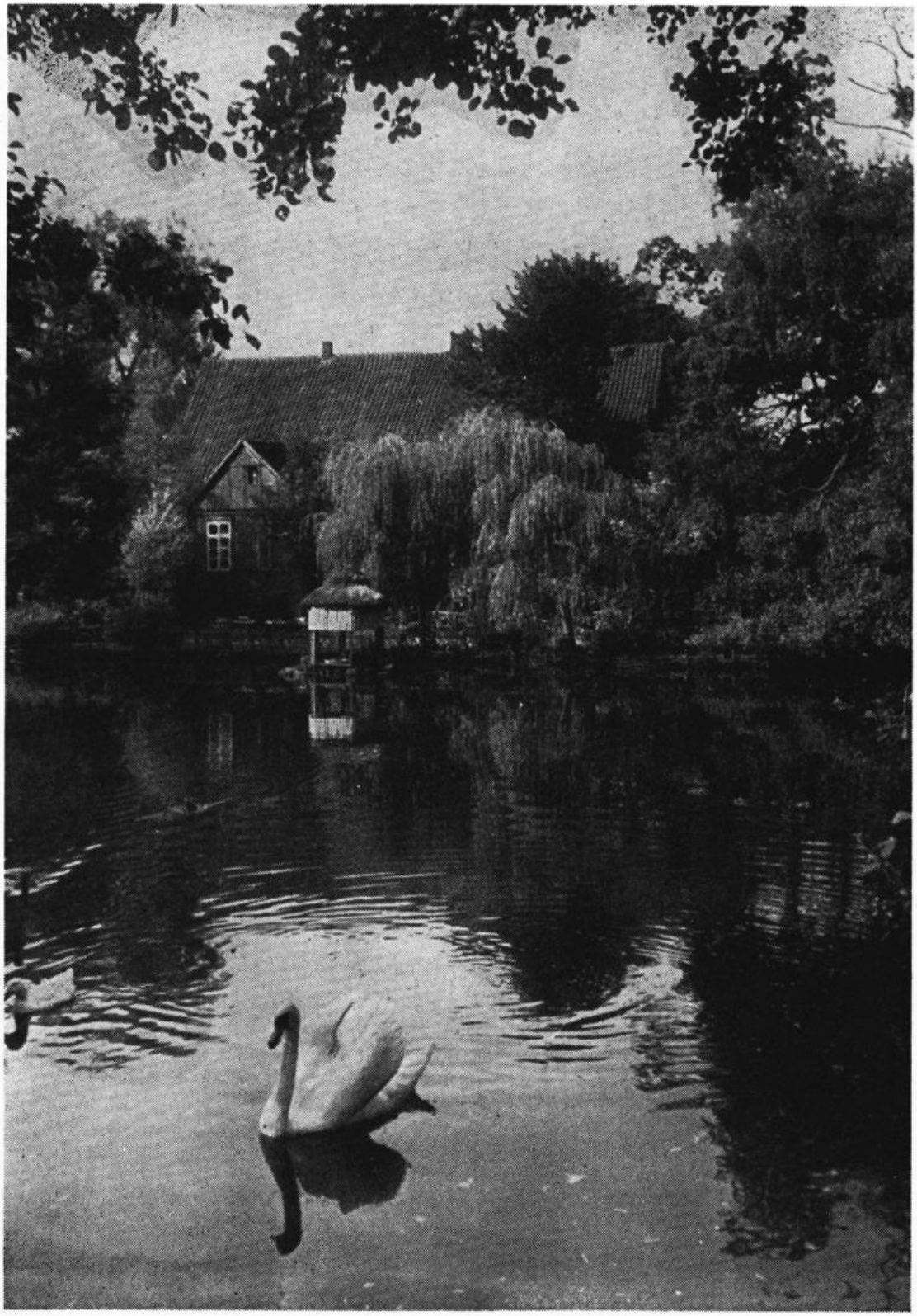
18. 1803 Huldigung der oldenburgischen Regierung in Vechta.

20. 1803 Huldigung der oldenburgischen Regierung in Cloppenburg.

25. 1949 † August Hackmann-Cloppenburg, Dechant, Mitbegründer des Heimatbundes.

29. 1915 † Heinrich Gründing-Vechta, Seminarlehrer.

Landesbibliothek Oldenburg



Gut Welpe (Stadtgemeinde Vechta)

Landesbibliothek Oldenburg

AUGUST

1.	Fr.	Petri Kettenfeier
2.	Sa.	Alfons von Liguori
32. Woche		Ev.: Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner, Luk. 18, 9—14
3.	**So.**	**10. Sonntag n. Pfingsten** Auffindg. d. hl. Stephanus
4.	Mo.	Dominikus
5.	Di.	Maria Schnee, Oswald
6.	Mi.	Verklärung Christi
7.	Do.	Kajetan, Donatus ☾
8.	Fr.	Cyriakus
9.	Sa.	Petrus Faber
33. Woche		Ev.: Heilung eines Taubstummen, Mark. 7, 31—37
10.	**So.**	**11. Sonntag n. Pfingsten** Laurentius
11.	Mo.	Tiburtius und Susanna
12.	Di.	Klara, Hilarius
13.	Mi.	Hippolyt und Kassian
14.	Do.	Eusebius
15.	Fr.	Mariä Himmelfahrt ●
16.	Sa.	Joachim, Rochus
34. Woche		Ev.: Gleichnis vom barmherzigen Samaritan, Luk. 10, 23—37
17.	**So.**	**12. Sonntag n. Pfingsten** Hyazinth, Emilie
18.	Mo.	Helena
19.	Di.	Johannes Eudes
20.	Mi.	Bernhard von Clairvaux
21.	Do.	Franziska von Chantal ☽
22.	Fr.	Fest d. unbefl. Herz. Mariä Timotheus, Philibert
23.	Sa.	Philippus Benitus
35. Woche		Ev.: Zehn Aussätzige Luk. 17, 11—19
24.	**So.**	**13. Sonntag n. Pfingsten** Bartholomäus
25.	Mo.	Ludwig, Gregor
26.	Di.	Zephyrinus, Egbert
27.	Mi.	Josef von Calasanza
28.	Do.	Augustinus
29.	Fr.	Johannes' Enthauptung ○
30.	Sa.	Rosa von Lima, Ingrid
36. Woche		Ev.: Gottes Vatergüte Matth. 6, 24—33
31.	**So.**	**14. Sonntag n. Pfingsten** Raymund, Isabella

1. 1855 Errichtung des kath. Oberschulkollegiums in Vechta.

3. 1818 † J. M. C. v. Ascheberg - Ihorst, letzter Direktor des Vechtaer Burgmannskollegiums, Verfasser historischer Abhandlungen.

4. 1872 † Christian Wehage - Essen, Pfarrer in Damme, Feldgeistlicher 1848, Begründer des Dammer Krankenhauses.

5. 1904 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstr.).

8. 1684 Großer Brand in Vechta.

8. 1933 † Gerhard Ostendorf-Vechta, Justizrat 1899 bis 1924.

11. 1888 Eröffnung der Bahn Löningen—Essen.

11. 1902 Großer Brand in Cloppenburg.

13. 1841 † Bernhard Romberg-Dinklage, Cellist, zuletzt in Hamburg.

19. 1921 † Eduard Burlage, Reichsgerichtsrat und Reichstagsabgeordneter.

20. 1934 erfolgte der erste Spatenstich zum Museumsdorf Cloppenburg.

20. 1951 † Dr. Paul Clemens-Cloppenburg, Assistent am Museumsdorf, Heimatschriftsteller.

21 1875 † Dr. Heinrich Rump-Essen, Schriftsteller.

21. 1914 † Augustin Kreutzmann - Dinklage, Orgelvirtuose.

23. 1927 † August Schillmöller, Heimatschriftsteller.

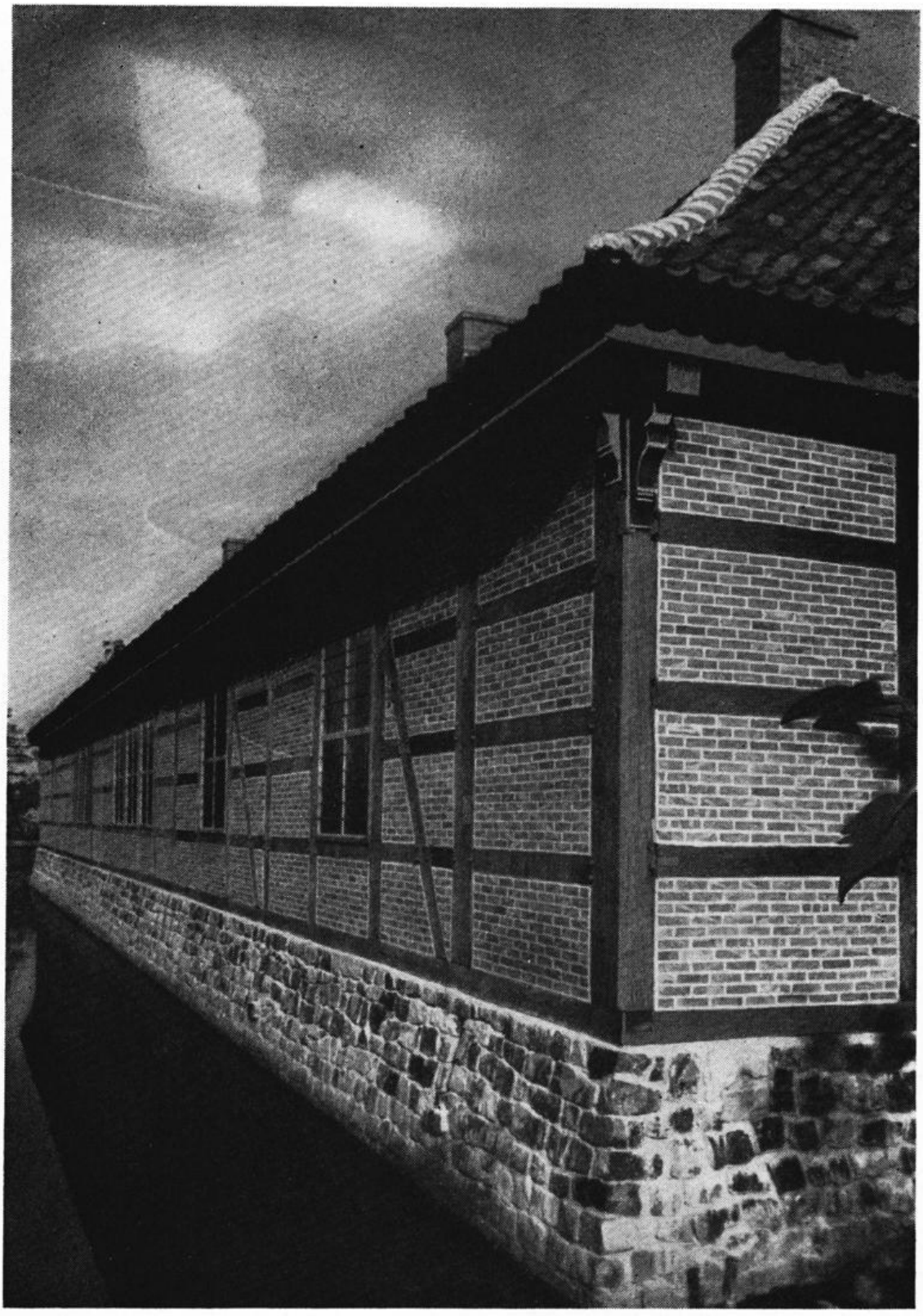
24. 1730 Gottfried Steding-Vechta, Kapitelsdirektor und Pfarrer.

24. 1716 Großer Brand in Cloppenburg (vom Krapendorfer Tor bis zur Mühle).

26. 1821 Großer Brand in Scharrel.

27. 1846 † Bernhard Jos. Hackstätte-Essen, Kaplan, Heimatschriftsteller.

Landesbibliothek Oldenburg



Burg Arkenstede (früher Gemeinde Essen, jetzt im Museumsdorf Cloppenburg)

Landesbibliothek Oldenburg

SEPTEMBER

1.	Mo.	Ägidius	
2.	Di.	Stephan	
3.	Mi.	Erasmus	
4.	Do.	Rosalia, Irmgard, Ida	
5.	Fr.	Laurentius Justiniani	
6.	Sa.	Magnus, Zacharia	☾
37. Woche		Ev.: Jüngling von Naim Luk. 7, 11—16	
7.	**So.**	**15. Sonntag n. Pfingsten** Regina, Schutzengelfest	
8.	Mo.	Mariä Geburt, Hadrian	
9.	Di.	Gorgonius, Korbinian	
10.	Mi.	Nikolaus von Tolentino	
11.	Do.	Protus und Hyazinth	
12.	Fr.	Mariä Namensfest	
13.	Sa.	Notburga	●
38. Woche		Ev.: Beim Gastmahl des Pharisäers, Luk. 14, 1—11	
14.	**So.**	**16. Sonntag n. Pfingsten** Fest Kreuzerhöhung	
15.	Mo.	Sieben Schmerzen Mariä	
16.	Di.	Kornelius, Cyprian	
17.	Mi.	Hildegard, Lambertus	
18.	Do.	Joseph von Cupertino	
19.	Fr.	Januarius u. Gefährten	
20.	Sa.	Eustachius u. Gefährten	☽
39. Woche		Ev.: Das Hauptgebot Matth. 22, 34—46	
21.	**So.**	**17. Sonntag n. Pfingsten** Matthäus	
22.	Mo.	Thomas v. Vill., Moritz	
23.	Di.	Linus, Thekla	
24.	Mi.	Gerhard	
25.	Do.	Kleophas	
26.	Fr.	Cyprian und Justina	
27.	Sa.	Kosmas und Damian	○
40. Woche		Ev.: Der rechte Gebrauch der irdischen Güter, Matth. 9, 1—8	
28.	**So.**	**18. Sonntag n. Pfingsten** Wenzeslaus, Lioba	
29.	Mo.	Erzengel Michael	
30.	Di.	Hieronymus	

1. 1834 † Franz Trenkamp-Strücklingen, Pastor, Altertumsforscher.

1. 1888 Eröffnung der Bahn Vechta—Lohne.

1. 1928 † Georg Vorwerk - Cappeln, Pionier der Pferdezucht.

3. 1955 † Alois Tepe-Neuenkirchen, Heimatforscher.

4. 1833 † Gerhard Heinrich Kreymborg-Lohne, Begründer der Lohner Industrie.

6. 1943 † Zu Höne-Vestrup, Pfarrer, Heimat- und Familienforscher.

8. 1931 † Bernard Dinkgrefe - Addrup bei Essen, Dechant und Pastor Primarius, Hausprälat Sr. Heiligkeit des Papstes, zuletzt Hamburg.

9. 1678 † Christoph Bernhard von Galen, Fürstbischof, Münster.

9. 1926 † Heinrich Fortmann-Cloppenburg, Rektor, Gründer und langjähriger Leiter des kath. oldbg. Lehrervereins.

12. 1875 † Franz Heinr. Deters-Lohne, Bildhauer.

14. 1850 † Dr. med. H. Ch. A. Osthoff-Vechta, Verfasser verschiedener Schriften heimatkundlichen Inhalts.

16. 1955 † Dr. phil. Georg Reinke-Vechta, Professor am Gymnasium Antonianum, Heimatschriftsteller, Mitbegründer des Heimatbundes.

17. 1374 Eroberung der alten Burg Dinklage (Ferdinandsburg) durch Bischof Florenz von Münster.

20. 1929 † Jos. Grönheim - Löningen, Prof., Jubilarpriester.

26. 1929 † August kl. Quade-Vechta, Professor am Seminar.

27. 1719 † Herbert Wichmann-Oythe, einziger Glokkengießer im Lande Oldenburg.

28. 1868 † Friedrich August Clodius-Lohne, Zigarrenfabrikant.

30. 1777 Großer Brand in Bakum, der das ganze Dorf zerstörte.

Landesbibliothek Oldenburg

Gobelinzimmer auf Gut Daren

Landesbibliothek Oldenburg

OKTOBER

1.	Mi.	Remigius
2.	Do.	Leodegar
3.	Fr.	Theresia vom Kinde Jesu
4.	Sa.	Franz von Assisi
41. Woche		Ev.: Vom königlichen Gastmahl Matth. 22, 1—14
5.	**So.**	**19. Sonntag n. Pfingsten** Erntedankfest Placidus, Meinolf
6.	Mo.	Bruno ☾
7.	Di.	Sergius, Rosenkranzfest
8.	Mi.	Brigitta
9.	Do.	Dionysius, Günther
10.	Fr.	Franz von Borgia, Viktor
11.	Sa.	Protus
42. Woche		Ev.: Jesus heilt den Sohn des königl. Beamten, Joh. 4, 46—53
12.	**So.**	**20. Sonntag n. Pfingsten** Maximilian ●
13.	Mo.	Eduard
14.	Di.	Kallistus, Burchard
15.	Mi.	Theresia von Avila
16.	Do.	Hedwig, Gerhard
17.	Fr.	Margarete Alac.
18.	Sa.	Lukas
43. Woche		Ev.: Gleichnis vom unbarmherzigen Knecht, Matth. 18, 23—35
19.	**So.**	**21. Sonntag n. Pfingsten** Petrus von Alkantara Kirchweihfest ☽
20.	Mo.	Wendelin
21.	Di.	Hilarion, Ursula
22.	Mi.	Ingbert, Cordula
23.	Do.	Severin, Joh. v. Kapistran
24.	Fr.	Raphael
25.	Sa.	Crispin und Crispinian
44. Woche		Ev.: Der Zinsgroschen Matth. 22, 15—21
26.	**So.**	**22. Sonntag n. Pfingsten** Christkönigsfest Evaristus
27.	Mo.	Vinzenz und Sabina ○
28.	Di.	Simon u. Judas Thaddäus
29.	Mi.	Narzissus, Dorothea
30.	Do.	Angelus
31.	Fr.	Wolfgang, Alfons

1. 1802 † B. Sigismund Hoyng-Langförden, Pfarrer, „der Overberg des Oldenburger Münsterlandes".

1. 1835 Eröffnung des Postwagenverkehrs von Vechta nach Ahlhorn.

1. 1885 Eröffnung der Bahnlinie Vechta—Ahlhorn.

1. 1894 Gründung der landwirtschaftlichen Winterschule in Dinklage, der ältesten derartigen Lehranstalt des Münsterlandes.

1. 1906 Letzte Fahrt der Postkutsche von Cloppenburg nach Friesoythe.

3. 1948 † Julius Bröring, Verfasser eines zweibändigen Werkes über das Saterland.

3. 1946 † Joseph Haßkamp, Friesoythe - Vechta, Amtshauptmann, zuletzt in Oldenburg.

5. 1939 † Wilhelm Kotthoff-Vechta, Direktor des Gymnasiums.

16. 1899 † H. Möhlmann-Essen, Dechant, Erbauer der Kirche (1870—1875) und des Krankenhauses (1893) in Essen.

17. 1912 † Franz Diebels-Dinklage, Seminarmusiklehrer, Komponist.

19. 1945 † Franz Meyer-Holte b. Damme, Landtagsabgeordneter.

20. 1953 † Werner Baumbach-Cloppenburg, Oberst, erfolgreichster deutscher Kampfflieger.

21. 1956 † Pater Laurentius Siemer, langjähriger Provinzial der Deutschen Dominikaner, weithin bekannt als Rundfunk- und Fernsehprediger.

25. 1400 Graf Nikolaus von Tecklenburg trat die Herrschaft über Amt und Burg Cloppenburg nebst Friesoythe und Barßel an Bischof Otto von Münster ab.

26. 1922 † Ignaz Feigel-Cloppenburg, Bürgermeister und Landtagsabgeordneter.

30. 1880 † Clemens August Trenkamp-Lohne, Gründer der Fa. Trenkamp.

Landesbibliothek Oldenburg

Ahnensaal auf Gut Füchtel

Landesbibliothek Oldenburg

NOVEMBER

1.	**Sa.**	**Allerheiligen**	
45. Woche		Ev.: Auferweckung der Tochter des Jairus, Matth. 9, 18—26	
2.	**So.**	**23. Sonntag n. Pfingsten**	
		Allerseelen	
3.	Mo.	Hubert	
4.	Di.	Karl Borromäus	☾
5.	Mi.	Zacharias und Elisabeth	
6.	Do.	Leonhard	
7.	Fr.	Engelbert, Willibrord	
8.	Sa.	4 gekr. Märt., Gottfried	
46. Woche		Ev.: Der Sturm auf dem Meere Matth. 8, 23—27	
9.	**So.**	**24. Sonntag n. Pfingsten**	
		Theodor	
10.	Mo.	Andreas Avellinus	
11.	Di.	Martin, Bischof	●
12.	Mi.	Kunibert	
13.	Do.	Stanislaus Kostka	
14.	Fr.	Josaphat	
15.	Sa.	Albertus Magnus	
47. Woche		Ev.: Vom Unkraut unter dem Weizen, Matth. 13, 24—30	
16.	**So.**	**25. Sonntag n. Pfingsten**	
		Gertrud, Edmund	
17.	Mo.	Gregor	
18.	Di.	Odo, Abt	☽
19.	**Mi.**	**Buß- und Bettag**	
		Elisabeth von Thüringen	
20.	Do.	Felix von Valois	
21.	Fr.	Mariä Opferung	
22.	Sa.	Cäcilia	
48. Woche		Ev.: Das Ende der Welt Matth. 24, 15—35	
23.	**So.**	**Letzter Sonntag n. Pfingst.**	
		Klemens, Felicitas	
		Totensonntag	
24.	Mo.	Johannes vom Kreuz	
25.	Di.	Katharina	
26.	Mi.	Konrad	♉
27.	Do.	Willehad	
28.	Fr.	Günther	
29.	Sa.	Saturnin	
49. Woche		Ev.: Wiederkehr Christi zum Gericht, Luk. 21, 25—33	
30.	**So.**	**1. Adventssonntag**	
		Anfang d. Kirchenjahres (Geschl. Zeit), Andreas	

1. 1613 Wiedereinführung des kath. Bekenntnisses in Cloppenburg.

4. 1286 † Johannes von Wildeshausen (Johannes Teutonicus).

4. 1955 † Wilhelm Niermann-Delmenhorst, Dechant und Propst.

8. 1851 Eröffnung des St. Marienhospitals in Vechta, des ältesten Krankenhauses des Oldenburger Münsterlandes.

9. 1613 Wiedereinführung des kath. Bekenntnisses in Vechta.

9. 1826 † Bernhard Overberg, Förderer und Reformator der kath. Volksschulen.

10. 1918 Rücktritt des Großherzogs Friedrich August, Verzicht auf die Thronfolge. Oldenburg wurde Freistaat.

10. 1918 † Friedrich Graf v. Galen-Dinklage, Reichstagsabgeordneter.

15. 1904 Eröffnung der Bahnverbindung Dinklage—Lohne.

15. 1876 Eröffnung der Bahnlinie Osnabrück—Cloppenburg — Oldenburg (17. Oktober 1875 Oldenburg—Quakenbrück).

15. 1933 † Direktor Johann Wewer-Cloppenburg, bedeutender Schulmann und Schriftsteller.

17. 1875 † Franz Bramlage-Lohne, Begründer der Lohner Korkindustrie.

18. 1885 † Bernhard Holthaus sen., Dinklage, Maschinenfabrikant, Begründer der Holthausschen Maschinenfabrik.

18. 1887 Großer Brand in Dinklage.

19. 1668 Das Niederstift Münster (Südoldenburg) wird auch kirchlich dem Bischof von Münster unterstellt; bis dahin hatte es kirchlich zum Bistum Osnabrück gehört.

28. 1821 † Andreas Romberg-Vechta, Komponist, zuletzt in Gotha.

29. 1896 † Anton Johannes Benker-Lohne, Bildhauer.

Landesbibliothek Oldenburg

Gut Hopen: Eingang

Landesbibliothek Oldenburg

DEZEMBER

1.	Mo.	Arnold, Eligius	
2.	Di.	Bibiana	
3.	Mi.	Franz Xaver	
4.	Do.	Barbara	☾
5.	Fr.	Reinhard	
6.	Sa.	Nikolaus, Bischof	
50. Woche		Ev.: Gesandtschaft des Täufers Matth. 11, 2—10	
7.	**So.**	**2. Adventssonntag** Ambrosius, Bischof	
8.	**Mo.**	**Mariä unbefl. Empfängnis**	
9.	Di.	Egbert, Valerian	
10.	Mi.	Melchiades	●
11.	Do.	Damasus	
12.	Fr.	Justinus	
13.	Sa.	Lucia	
51. Woche		Ev.: Das Zeugnis des hl. Johannes, Joh. 1, 19—28	
14.	**So.**	**3. Adventssonntag** Berthold, Franziska	
15.	Mo.	Christiana, Reinhold	
16.	Di.	Eusebius, Adelheid	
17.	Mi.	Lazarus	
18.	Do.	Christoph, Wunibald	☽
19.	Fr.	Friedbert	
20.	Sa.	Christian	
52. Woche		Ev.: Die Stimme des Rufenden in der Wüste, Luk. 3, 1—6	
21.	**So.**	**4. Adventssonntag** Thomas, Apostel	
22.	Mo.	Beata, Jutta	
23.	Di.	Dagobert	
24.	Mi.	Adam u. Eva (Hl. Abend)	
25.	**Do.**	**1. Weihnachtstag**	
26.	**Fr.**	**2. Weihnachtstag** Stephanus (Offene Zeit)	○
27.	Sa.	Johannes Evangelist	
53. Woche		Ev.: Das Zeichen, dem widersprochen wird, Luk. 2, 33—40	
28.	**So.**	**Sonntag n. Weihnachten** Fest der unschuld. Kinder	
29.	Mo.	Thomas von Canterbury	
30.	Di.	David, Lothar	
31.	Mi.	Sylvester	

1. 1955 † P. Reginald Weingärtner O.P., anerkannter Heimat- und Naturforscher.

2. 1895 † Pfarrer Dr. C. L. Niemann-Cappeln, Heimatschriftsteller.

3. 1946 † Dr. Heinrich Zerhusen - Vechta, Amtsgerichtsrat, Mitbegründer des Heimatbundes.

8. 1703 Ein Sturm zerstörte den Kirchturm in Dinklage.

8. 1919 Gründung des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland.

11. 1827 Einsturz des Turmes der Löninger Pfarrkirche.

11. 1937 † Josef Renschen-Dinklage, Dechant, eifriger Sammler.

14. 1932 † Bernard Bünger-Altenoythe, Pfarrer, Heimatschriftsteller.

20. 1595 Großer Brand in Emstek, der das ganze Dorf zerstörte.

20. 1933 † Josef Meyer-Hemmelsbühren, Ökonomierat.

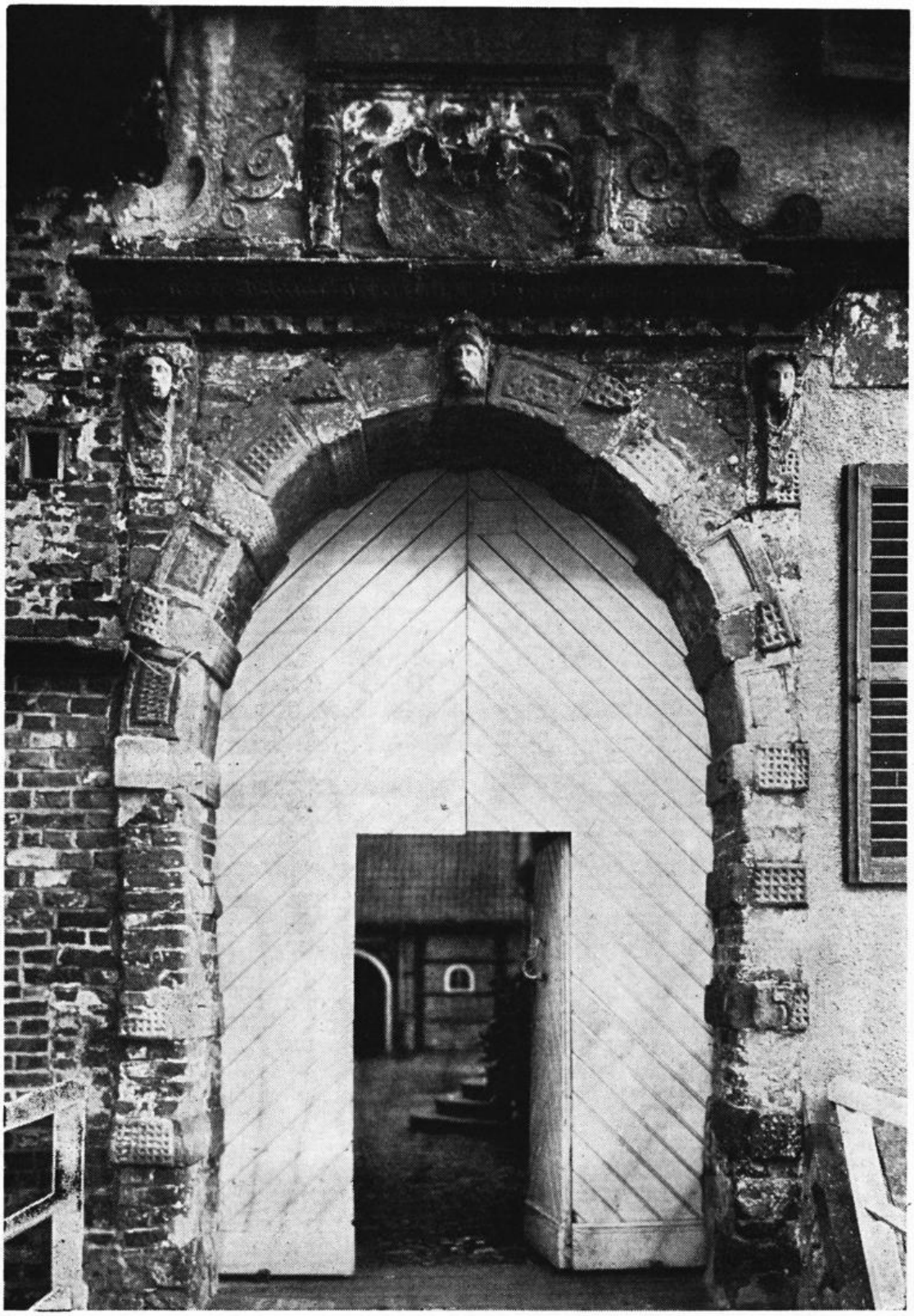
24. 1431 † Konrad von Vechta, Bischof von Olmütz, Erzbischof von Prag.

24. 1623 Niederbrennung des Dorfes Altenoythe durch Mansfeldsche Truppen.

25. 1932 † Dr. Clemens Pagenstert-Vechta, Lokalhistoriker.

30. 1934 † Heinrich Klingenberg-Lohne, Kunstmaler.

Landesbibliothek Oldenburg



Burg Dinklage: Eingangstor mit Blick auf den Innenhof

Landesbibliothek Oldenburg

ZU UNSEREN MONATSBILDERN

Zum ersten Mal brachte der Heimatkalender des Jahres 1956 keine echten Monatsbilder, sondern an ihrer Stelle Bilder aus der südoldenburgischen Heimat, und zwar wurde der Anfang gemacht mit Bildern von Bauern- und Heuerhäusern, zu denen sich konsequenterweise auch ein Ackerbürgerhaus gesellte. Diesen Ersatzmonatsbildern folgten im Heimatkalender des Jahres 1957 Bilder der verschiedenen Nebengebäude des Bauernhauses sowohl wie des Heuerhauses. In diesem Kalender sollen die wenigen uns erhaltenen adeligen Burgen des Landes im Bilde gezeigt werden.

Niemann machte in seinem Buche „Das Oldenburger Münsterland" (I 127) bereits darauf aufmerksam, daß diese Burgen nicht verwechselt werden dürften mit den Erd- oder Wallburgen einer früheren Zeit, so der Dersaburg, der Arkeburg und der Quatmannsburg bzw. der Burg in Elsten. Derselbe Verfasser wies aber auch a. a. O. darauf hin, daß diese adeligen Wohnsitze offiziell in der Regel auch nicht die Bezeichnung „Burg", sondern „Haus" führten. So sagte man nach demselben Verfasser z. B. Haus Bakum, Haus Daren usw. Trotzdem zeigten diese adeligen Wohnsitze eine regelrechte burgartige Anlage und waren wie die Burgen in der Ebene überhaupt durch Wall und Graben, oft sogar durch mehrere Wälle und Gräben, geschützt. Durch eine Zugbrücke, die allein den Zugang zu einer solchen burgartigen Anlage gewährte, wurde die Befestigung abgeschlossen.

Wo diese alten Adelsitze längst schon zerstört wurden, verraten Wall und Graben oft noch den alten Burgplatz. Neben dem eigentlichen Wohngebäude, dem Herrenhaus, umschloß die Burganlage in der Regel auch noch mehrere Wirtschaftsgebäude, die meist im rechten Winkel zum Hauptgebäude, und zwar vor diesem, rechts und links, so plaziert waren, daß der Blick auf das Hauptgebäude frei blieb. Sämtliche Gebäude eines solchen adeligen Gutshofes wurden, wie die des Bauernhofes in älterer Zeit, stets in Fachwerk errichtet. Dasselbe gilt ja übrigens auch von den Ackerbürgerhäusern unserer kleinen Städte. Sogar die Gotteshäuser, unsere Kirchen, wurden in ältester Zeit in Fachwerk gebaut, wenn sie auch schon sehr früh, eher als alle anderen Bauwerke, in Stein ausgeführt wurden.

Wenn also auch die herrschaftlichen Wohnungen unseres Adels — nicht umsonst sprechen wir von einem Land- oder Bauernadel — aus bäuerlicher Wurzel gewachsen sind, so stellen sie doch in einem Punkte etwas wesentlich Anderes dar als die Bauern- und Bürgerhäuser; denn der Adelige wohnte im Gegensatz zum Bauern oder Bürger niemals mit seinem Vieh unter einem Dach zusammen. Sein Haus, d. i. das Haupthaus des Adelshofes, das Herrenhaus, war nur für Menschen eingerichtet, die darin wohnten. Im Gegensatz zu den Bauernhäusern zeigte es auch meist zwei Stockwerke übereinander.

Die meisten Adelsburgen im südlichen Oldenburg entstammen dem 17., wenn nicht gar dem 18. Jahrhundert. Die früheren Burganlagen — ihre Geschichte geht nämlich viel weiter zurück — fielen wohl dem 30-jährigen Krieg zum Opfer. Mit ihnen gingen aber auch die meisten Einrichtungsgegenstände verloren. Die wenigen Stücke, die erhalten blieben, dem Lande aber verloren gingen, noch ehe man im südlichen Oldenburg an ein Museum dachte, verraten, daß sich neben dem spärlichen städtischen Hausrat, der vorzugsweise von Holland her ins Land eingeführt wurde, auch Gegenstände, höfischer Wohnkultur bei uns vorfanden. Die Werkstätten, in denen sie gefertigt wurden, dürften am ehesten in größeren Städten der Nachbarschaft, so vor allem in Osnabrück und Münster, zu suchen sein.

Wenn man auf das Ganze sieht, so dürfte die alte Einrichtung am besten auf Gut bzw. auf Schloß Daren erhalten sein. Es ist erstaunlich zu sehen, wie reich gerade dieses Schloß, das freilich erst dem 18. Jahrhundert entstammt, auch heute noch ausgestattet ist, welcher Reichtum an Schätzen jeglicher Art hier dem Auge sich zeigt. Auch den meisten Münsterländern dürfte das nicht bekannt sein. Es muß einem besonderen Aufsatz, der schon im Heimatkalender 1959 erscheinen könnte, vorbehalten bleiben, dieses Schloß mit all seinen Schätzen einmal ins rechte Licht zu rücken. Viele wertvolle Ausstattungsstücke aus alter und ältester Zeit,

Landesbibliothek Oldenburg

profaner und sakraler Natur, finden sich aber auch bis auf den heutigen Tag noch auf dem Gute Füchtel.

Es ist nicht verwunderlich, daß in den Ahnengalerien des münsterländischen Adels oftmals dieselben Bilder und Namen sich finden. Waren die adeligen Familien doch weitgehend mit einander verwandt. Auch finden sich im südlichen Oldenburg die Namen vieler Adeliger, die sich auch in den Nachbarlandschaften finden.

Es finden sich unter ihnen aber auch viele berühmte Namen. So waren und sind bis auf den heutigen Tag unter den Adeligen des Oldenburger Münsterlandes vertreten: Die von Dinklage, von Galen, von Dorgelo, von Steding, die von Droste-Hülshoff, von Elmendorff, von Frydag und von Merveldt, die von Asswede, von Nagel, von Kobrinck, von Busch, von Haen und von Baer, die von Quernheim sowie viele andere. Auch viele berühmte Persönlichkeiten finden sich unter ihnen, so der große Kardinal Clemens August aus der Familie derer von Galen, der auf der Burg Dinklage aufwuchs, der Drost von Cloppenburg und Delmenhorst, Wilke Steding, der auf Stedingsmühlen bei Cloppenburg seinen Wohnsitz hatte und der berühmt wurde dadurch, daß er 1533 die erste Bresche in das von den Wiedertäufern besetzte Münster legte, sowie der Dompropst Otto von Dorgelo, der vom Gute Bretberg bei Lohne stammte, dessen Epitaph den zweiten Weltkrieg überdauerte, und daher auch heute noch im Dom zu Münster zu sehen ist, ein Epitaph, das künstlerisch so wertvoll ist, daß man es dem großen münsterischen Bildhauer Gerhard Gröninger zuschrieb, wogegen der Unterzeichnete urkundlich nachweisen konnte, daß es auf den weniger bekannten Bildhauer Melchior Kribbe(n) zurückgeht, der dafür 550 Reichstaler ausgezahlt erhielt.

Heinrich Ottenjann

Der Christ und diese Welt

(Gedanken aus christlicher Sicht zur Kultur- und Heimatpflege)

In einem Kirchenliede singen wir: „Wir sind nur Gast auf Erden und wandern ohne Ruh . . . der ewigen Heimat zu!" Aber ist es nicht eigenartig, daß gerade sehr gläubige Menschen, die in großer Sehnsucht nach dem Himmel lebten, die durchdrungen waren von dem Gedanken, Sein Reich ist nicht von dieser Welt, sehr viel für diese Erde, für die Kultur getan haben?

Ich denke da an die Mönche, die eine Kirche wie den Altenberger Dom gebaut haben. Wir bewundern heute ihre Klosterbauten. Man könnte fast meinen, sie hätten sich für ewig auf dieser Erde niederlassen wollen: ihre Höfe waren Mustergüter, sie bauten Wege und Brücken, sie waren Lehrer und Erzieher. Die Kirche wurde im Mittelalter die Trägerin der Kultur — obwohl das nicht ihre eigentliche Aufgabe ist. Das ganze Mittelalter trägt bis zu seinem Verfall dieses Doppelgesicht: einmal die große Gläubigkeit, die Sehnsucht nach dem Jenseits (trotz aller Schattenseiten, die wir heute kennen), — zum anderen das große Bemühen um diese Welt, um das irdische Leben.

Wie kann der Christ, dessen eigentliche Heimat der Himmel ist, sich so um diese Erde bemühen, wie kann er sich überhaupt um die Kultur kümmern?

Der Auftrag Gottes

Gott gab dem Menschen einen Auftrag für diese Erde. Im ersten Buch der Hl. Schrift lesen wir den göttlichen Befehl: „Macht euch die Erde untertan!" (Gen. 1, 28). Wir sollen auf dieser Erde arbeiten und schaffen, wir sollen die Kräfte der Natur in unseren Dienst nehmen und bändigen, wir sollen uns hier eine Heimat schaffen. Das ist unsere Aufgabe und Verpflichtung zur Kulturarbeit.

Kulturschaffen ist ein Teil des göttlichen Heilsplanes für die Welt. Unser letztes Ziel ist der Himmel, die Glückseligkeit bei Gott. Aber Gott bestimmte uns eine Zeit der Wanderschaft auf dieser Erde; wir sollen uns bewähren und den Himmel verdienen. Wir Christen müssen beides sehen: die Erde und den Himmel. Wir können beides verbinden: die Arbeit auf dieser Erde und die Wanderschaft zum Himmel. Denn wir erkennen, wie Gottes Vorsehung beides angeordnet hat: das eine ist unser Weg, das andere unser letztes Ziel.

Von hierher müssen wir die Baumeister und Handwerker des Mittelalters verstehen: ihr starker Glaube trieb sie an, Dome und Städte zu bauen. Ihr Ziel war nicht diese Erde, und sie blieben nicht dieser Erde verhaftet — vielmehr wurde die Kultur, die sie

Landesbibliothek Oldenburg

schufen, ein Zeugnis ihres Glaubens an den Himmel und die jenseitige Welt.

Kultur und Religion

Für den modernen Menschen, der kein Christ mehr ist, ist die Sehnsucht und Erwartung des Himmels nur noch ein Traum; er versteht unter Religion ein frommes Gefühl, aber es ist keine Wirklichkeit mehr da, die dahinter steht. Er arbeitet auf dieser Welt, auf der er seine Glückseligkeit, seinen „Himmel", finden will. Aber seinem Kulturschaffen fehlt das Herzstück: er selbst ist ja gar nicht als ganzer Mensch bei der Sache. Denn er will ja nicht wahrhaben, daß er aus seinem tiefsten Wesen religiös ist, daß er auf Gott hingeordnet und angewiesen ist.

Die Religion war auch außerhalb des Christentums die eigentliche Antriebskraft für das kulturelle Schaffen des Menschen: die Tempel der Griechen und die Pyramiden am Nil sprechen von dem Glauben der Völker, die sie erbauten — und immer, wenn die Glaubenskraft nachließ, dann verfielen auch die Kulturen. Der Mensch, der sich nur noch dieser Welt zuwendet, verliert die Kraft, wirklich für sie zu arbeiten.

Wirkliches Kulturschaffen — das gilt vor allem für den Christen — muß in der religiösen Haltung des Menschen verwurzelt sein, es muß letztlich zur Ehre Gottes geschehen, der ihm diesen Auftrag gab. Das Tun des Menschen ist die Weiterführung des göttlichen Schöpferwerkes und die Teilnahme an der Weltlenkung Gottes. Bei der Schöpfung des Himmels und der Erde belebte und durchwaltete der Geist Gottes das Chaos — der Mensch soll durch seine Arbeit der irdischen Welt das Siegel seines ordnenden Geistes aufprägen. Und wie die Natur die Spuren ihres Schöpfers zeigt, so finden wir in der Kultur die Zeichen menschlichen Schaffens.

Kehrt sich aber der Mensch von Gott ab, dann weigert er sich, den göttlichen Auftrag auszuführen: er will dann eigener Herr und unabhängig sein. Kultur ohne religiöse Mitte verkümmert, wie der Mensch ohne Glauben die Würde seines Menschseins verliert.

Kultur und Heimat

Den Christen treibt der göttliche Autrag — und zwar zu jeder Zeit und überall. Gott gab ihn nicht nur einigen auserwählten und besonders begabten Menschen, sondern jedem. Jeder soll mitarbeiten an dem Platz, wohin Gott ihn gestellt hat, in seiner Heimat. Hier beginnt alle Kultur; man kann sagen, daß mit der Bejahung der Heimat die Kultur anfängt.

Denn nicht nur der Kölner Dom ist christliche Kultur, sondern alles, was der Mensch in der Erfüllung des göttlichen Auftrages schafft, wo er sich verantwortlich fühlt für die Dinge dieser Welt. Wir sehen einen alten Bauernhof, und wir sagen: „Das ist ein Kulturwerk!" Der Bauer aber, der das Haus gebaut hat, wollte keine Kultur „machen". Auch wir können keine Kultur „machen"; aber wir können als ganze Christen leben und arbeiten und unseren Alltag gestalten. Dann werden die Dinge unseres Alltags unsere Geisteshaltung, unser Denken und unseren Glauben widerspiegeln.

Der Christ und die Heimatpflege

Dem christlichen Menschen liegt zunächst das religiöse Brauchtum am Herzen: die Kirchen und Hausinschriften, die Wegkreuze und Heiligenbilder erzählen ihm von der Frömmigkeit und dem Glauben seiner Vorfahren. Die Gläubigkeit, gerade in einer Form, die in der Heimat gewachsen ist und den Menschen der Heimat anspricht, soll lebendig bleiben. Sicher hat sich manches im Wandel der Zeiten geändert. Jetzt schützt eine Versicherung die Saat vor Hagelschlag und Unwetter und ein Blitzableiter das Haus vor dem Blitz. Trotzdem behält auch heute noch die Bitte um Gottes Schutz und Segen, wie sie in der Hausinschrift steht, ihren Sinn.

Der Christ interessiert und sorgt sich aber auch für die Heimat überhaupt — mit ihrem Brauchtum und ihren Eigenarten in Mundart und Sitte, Volkstanz und -lied, Recht und Gewohnheit. Jeder Mensch braucht die Geborgenheit der Heimat, auch für sein christliches Leben. Wenn der Mensch seine Heimat verliert und entwurzelt wird, dann leidet auch meistens sein Glaube Schaden. Das zeigen uns die vergangenen Kriegs- und Nachkriegsjahre.

Unser Arbeiten und Bemühen um die Heimat wird nur dann christliche Kultur erhalten und schaffen, wenn unser Glaube lebendig ist und sich in unserem Alltag auswirkt. Dann stehen wir in der heimatlichen Traditon.

fr. Dismas Drühe O.P.

Landesbibliothek Oldenburg

Die bäuerliche Entscheidung

Es ist eine bekannte Tatsache, daß das Land schlechthin seine eigene, ursprünglich naturbedingte Geisteshaltung und Lebensform zu verlieren droht. Die frühere Einheitlichkeit und Abgeschlossenheit der ländlichen Bezirke unseres Vaterlandes machten einer wachsenden Unterschiedlichkeit der Verhältnisse und einer bisher nicht gekannten Weltoffenheit Platz. Als Veranlasser des Vorgangs geben Technik und Verkehr landläufige Erklärungen. Aber ihr äußerlicher Aufprall hinterließ tiefgehende innere Auswirkungen im kulturellen Eigengefüge des flachen Landes. Es entstanden Risse, und in diese Risse drangen mit zersetzender Kraft Keime einer andersartigen Geisteshaltung, die in Städten gewachsen und nur bedingt auf das Landleben zu übertragen war.

Die neuzeitlichen geistigen Massenaustauschmittel, wie Zeitung, Film, Rundfunk, auch Schallplatte und Fernsehen, lösen den gefährlichen Vorgang mit aus. Sie beschleunigen ihn wohl auch, wenngleich sie dessen Ursache nicht sind. Unser augenblickliches, wirtschaftswunderliches Zeitalter gibt der Beschleunigung unheimliche Gestalt. Diese steigende Geschwindigkeit des Zersetzungsvorganges bewirkte eine Zuspitzung der verborgenen Krise in der heimatpflegerischen Arbeit. Veranlassung und Ursache der Entwicklung werden oft verwechselt. Eine Verkennung der Ausgangslage aller heimatpflegerischen Bemühungen ist die Folge davon.

Die Hauptursache der inneren Umwandlung des Landes und seiner überlieferten Lebensform liegt im ländlichen Menschen selbst. Er war unvorbereitet auf den starken Zusammenprall von Stadt und Land. Sein überkommenes Weltbild und sein angestammtes Haltungsgefüge entbehrten jene Härte, die das Eindringen schädlicher Keime verhindert. Beiden fehlte ausreichende Lebenskraft, eingedrungene Keime auszustoßen oder aufzusaugen. An dieser tragischen Lage hatte freilich der Landmensch und besonders der Bauer wenig Schuld.

Anfangs sah kaum jemand im Volke das Nahen der Gefahr. Es geschah wenig, ihr von der Ursache her zu begegnen. Die Volkskunde erschöpfte sich vorerst im Sammeln, Erfassen und Darstellen des rasch verschwindenden Volksgutes. Sie leistete darin Vorzügliches, hatte aber kein ausgeprägtes Bewußtsein einer Forderung nach praktischer Heimatarbeit im Sinne der planmäßigen erzieherischen Einflußnahme auf den Vorgang und dessen bewegende Ursache. Sie konnte es noch nicht haben. Nach dem ersten Weltkriege, in den zwanziger Jahren, meldeten sich Einsichten und Stimmen, die das Eingreifen der Heimatbewegung in die Entwicklung von umfassenden Ansatzpunkten aus forderten. Sie erhoben auch die Forderung einer großzügigen bäuerlichen Kulturpolitik mit Hilfe staatlicher Mittel. Der scheinbar äußerliche Vorgang der Verstädterung des Landes hatte endlich seine Gefahren enthüllt. Die zwingende Notwendigkeit erzieherischer Maßnahmen war zutage getreten. Aber die auf breitester Grundlage angeregten Verfahren fanden schon damals keine entsprechende staatliche Würdigung, obwohl die berufsständischen Vertretungen des Landes mit den Heimatfreunden am gleichen Strang zogen.

Kräfte der weltanschaulichen und politischen Propaganda versuchten sich nach 1933 an einer eigenen ländlichen Kulturpolitik. Sie stellten zwar neben der biologischen die geistige Bedeutung des Bauertums stark heraus, aber sie ließen außer Acht, daß Erziehung mit Reklamemitteln unmöglich ist. Am Ende erlitt die Kernfrage eine verhängnisvolle Trübung. Dieselbe wirkt als Belastung der Heimatarbeit bis heute nach, zumal in Deutschland das kulturpolitische Pendel stark gegenteilig ausgeschlagen ist.

Es gibt ein einflußreiches Lager, das jede überlieferungsgebundene Heimatpflege ablehnt oder wenigstens belächelt. Der offene Kampf wird vermieden. Das bewährte Mittel des Verdächtigens, Verschleppens und Totschweigens tritt an seine Stelle. Die Heimatpflege muß sich engstirnige, wirklichkeitsfremde „Romantik", hinterwäldlerische Hausbackenheit und altmodische, unschöpferische Liebhaberei unterstellen lassen. Sie kämpft einen ungleichen Kampf um ihre moralische Berechtigung und Autorität. Der Rundfunk — das Fernsehen ist vorläufig noch zu farblos — scheint nur bedingt gegen den Zug der Zeit anzukommen. Einschlägige Programmvergleiche bestätigen eine solche Behauptung. Der fatale „Heimatfilm" verzerrt ohnehin die Frage. Auch die Presse leiht ihr keinen angemessenen Raum. Selbst

Landesbibliothek Oldenburg

Lokalzeitungen verfallen immer mehr dem verhängnisvollen Sog. Sogar auf dörflich-bäuerlicher Ebene fehlen Handlanger nicht.

Dabei steht der ländliche Mensch ganz ohne Zweifel vor einer Entscheidung von äußerst schicksalhafter Tragweite. Besonders der Bauer als Hauptvertreter ländlichen Geistes und ländlicher Lebensform ist mit seinem Hofe in die Entscheidung hineingestellt. Das flache Land wird den modischen Zuckungen der Großstädte förmlich ausgeliefert. Kein Wunder, wenn die Sorge der Heimatfreunde mehr denn je um die bäuerliche Zukunft kreist. Wird der Bauernhof zwischen der Farm und der Kolchose zerrieben werden, oder besteht eine Möglichkeit, seine Wesensform in die Zukunft hinüberzuretten? Ist die Zerstörung der inneren bäuerlichen Lebensgrundlagen und damit ihrer äußeren Form unvermeidlich, oder kann es gelingen, ländliche und städtische Kultur vernünftig abzugrenzen und in fruchtbare Wechselwirkung zu bringen? Die Bedeutung der Frage geht über den Raum des Münsterlandes hinaus. Sie umfaßt mit dem Bundesgebiet den gesamteuropäischen Raum. Wesenhafte Züge des deutschen Bauernhofes finden sich abgewandelt im ganzen abendländischen Kulturkreise. Der überlieferte Bauernhof stellt hier die typische Lebens- und Wirtschaftsform des Ackerbaues überhaupt dar. Er bringt auch die schöpferischen Antriebe in die ländliche Kultur. Geschichtliche und völkerkundliche Überlegungen rücken den Sachverhalt in die rechte Beleuchtung.

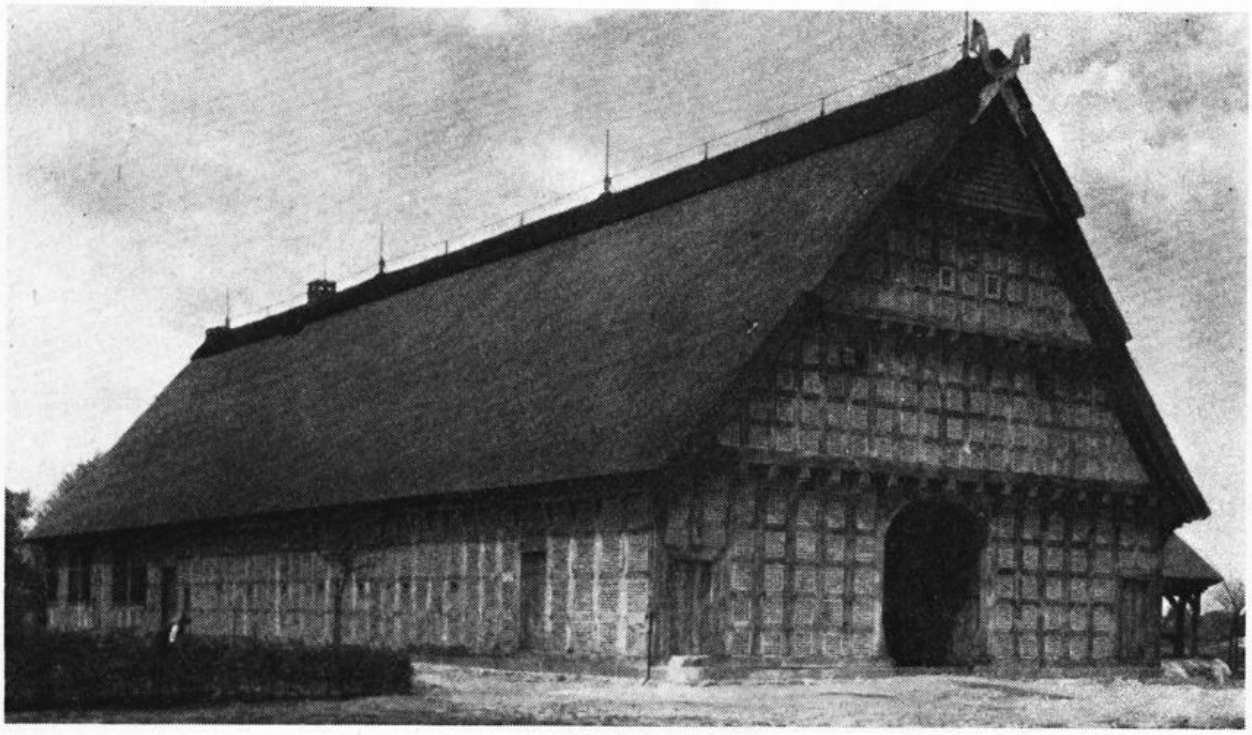
Die europäische Kulturgeschichte kennt verschiedene Grundtypen landwirtschaftlicher Bodennutzung. Ihre Anfangsstufe ist ohne systematische Bodenpflege. Der nomadisierende Sammler, Jäger und Hirt war nicht seßhaft im heutigen Sinne. Er lebte einfach vom wilden Tier und von wildwachsenden Früchten. Er wußte noch nichts von den Erträgnissen planmäßiger Bodenbearbeitung.

Erst mit der Seßhaftwerdung entwickelte der Mensch die Hochform des europäischen Ackerbaues. Der Pflug ist die Erfindung bodenständiger Ackerbauer. Durch ihn entstand der abendländische Bauernhof auf eigener Scholle; denn der Boden gehörte dem, der ihn bearbeitete. Es bildeten sich Wirtschafts- und Gesellschaftsformen, die zum Privateigentum führten. Der Hof wurde zum typischen Inbegriff bäuerlichen Lebens in familienrechtlicher Arbeits- und Besitzverfassung. Später prägten christliche Auffassungen vom Eigentum und vom Menschen die bereits vorhandene Gestalt weiter aus. Der Hof gehörte dem Bauern, der ihn mit seiner Familie bearbeitete. Diesen vollbäuerlichen Hof abendländisch-christlicher Prägung im Eigentum des Besitzers bewirtschafteten ursprünglch nur Familienangehörige. Fremde Kräfte waren eine Ausnahme. Die besondere Eigenart der bäuerlichen Kultur fußt im Gegensatz zur städtischen Entwicklung auf solcher Jahrtausende alten Grundlage. Die ländliche Kultur Europas hat also ihre reich fließende Quelle im Bauernhof. Ja, sie ist unmittelbarer Ausdruck seiner Lebensform.

Die Latifundien- und Großgüterwirtschaft bedeutete schon Entartung der Hochform des abendländischen Ackerbaues. Sie durchbrach den bäuerlichen Grundsatz der familiären Lebens- und Arbeitsgemeinschaft. Sie schuf auch die Trennung von Besitz und Arbeit, von Wohnstätte und Arbeitsstätte. Die geistigen Folgen zeigten früher oder später Entwurzelung und Verstädterung. Heute bieten sich am Ende dieser Nebenentwicklung Farm und Kolchose an. Der Begriff des landwirtschaftlichen Betriebes tritt damit in den Vordergrund, während auf dem Bauernhofe die betrieblichen Verhältnisse von der Familienarbeitsgemeinschaft bestimmt sind. Sobald auch unsere Höfe reine „Betriebe" geworden sind, verlieren sie alle Voraussetzungen einer eigenständigen Lebensform.

Als Betrieb gilt der Wissenschaft die kleinste Einheit der Volkswirtschaft. Vier Punkte charakterisieren allgemein den Begriff: das Erzeugungsziel, das materielle Erwerbsziel, die technische Ausrüstung und Arbeitsweise und die zwischenmenschliche Verfassung. Die gleiche Unterscheidung trifft auf den landwirtschaftlichen Betrieb zu. Sein Erzeugungsziel ist das Brot im weitesten Sinne. Sein materielles Erwerbsziel fordert Rentabilität. Dazu sind eine technische Ausstattung und richtige Arbeitseinteilung bzw. Verwendung mechanischer Kräfte notwendig. Aber die ersten drei Punkte erscheinen auf dem Bauernhofe — im Gegensatz zum landwirtschaftlichen Betrieb der Farm und Kolchose — unmittelbar verbunden mit der familiären Arbeitsverfassung, die hier einer echten Lebens- und Arbeitsgemeinschaft gleichzusetzen ist. Die Familienarbeitsverfassung grenzt den Bauernhof vom nur landwirtschaftlichen Betrieb ab. Sie erhält typischen Ausdruck in der besonderen Lebensform des Bauernhofes. Deswegen ist länd-

Landesbibliothek Oldenburg



Der Quatmannshof (Bilderwerk Münsterland)

Echte bäuerliche Kultur ist durchaus eigenständig und schöpferisch. Sie lebt nicht von den Brosamen der Reichen, also als „abgesunkenes Kulturgut" der Städte. Der großartige Vordergiebel des Quatmannshofes liefert mit vielen ähnlichen baulichen Leistungen den Beweis. Er bildet die Spitze einer selbständigen Entwicklung auf dem Lande, die in der Baukunst der Städte keine unmittelbaren Vorbilder hat. Außerdem beweist der Giebel des Quatmannshofes überzeugend den seelischen Schwung, den echte bäuerliche Kultur über alle Notdurft nüchterner Zweckmäßigkeit hinaus zu entfalten vermag. Die großen Bauernhäuser sind keineswegs nur aus materalistischer Zweckmäßigkeit und realer Nüchternheit gebaut worden.

liche Kultur immer Ausdruck des bäuerlichen Familiengeistes und der dörflichen Lebensgemeinschaft. Auf beider Ebene fällt die Entscheidung der Zukunft.

Die Leistungsfähigkeit, Rentabilität und technische Ausrüstung der landwirtschaftlichen Betriebe ist das Hauptthema landwirtschaftlicher Fachschulen. Kein Heimatfreund unterschätzt ihre Wichtigkeit und ihren Zusammenhang mit der bäuerlichen Lebenswirklichkeit. Doch leugnet er den Selbstzweck der betrieblichen Fortentwicklung und überprüft fortwährend die menschlichen Rückwirkungen. Für ihn schweben die bäuerlichen Bezüge keineswegs im luftleeren Raum einer wirklichkeitsfremden „Romantik", was häufig unterstellt wird, wie oben schon betont wurde. Der verantwortungsbewußte Heimatfreund weigert sich, die Ursachen der bedrohlichen Wandlung des Landes zu verharmlosen. Er fühlt sich verpflichtet, geistige Forderungen den offenbaren Gefahren des betrieblichen Materialismus und öden Zweckmäßigkeitsglaubens gegenüberzustellen. Wer will abstreiten, daß in erster Linie auf dem Lande Bauernfamilien über die Erhaltung und Neugestaltung von Muttersprache (Mundart), Brauchtum, Hausbau, Hausrat und Kleidung (Tracht) entscheiden?

Natürlich muß auf unseren Bauernhöfen Geld verdient werden, damit ein angemessener bäuerlich arteigener Lebensstil gesichert ist. Dazu brauchen die Bauern selbstverständlich neuzeitliche Erzeugungsweisen und zeitgemäß eingerichtete Betriebe. Doch darüber hinaus muß die moderne Landwirtschaft in all ihren Lebensverhältnissen und Kulturbedürfnissen sachgerecht b ä u e r l i c h geordnet bleiben. Es kommt nicht in erster Linie auf plattdeutsche Anekdoten und Theaterstücke, auf Trachten und Volkstänze, auf alte Dorfgebräuche und erneuerte Holzgiebel als solche an, sondern auf den inneren Kern unserer ländlichen Menschen. Dieser braucht allerdings eine Schale in der äußeren Gestalt des bäuerlichen Volkslebens und entsprechende Wachstumsbedingungen für seine alten bäuerlichen Tugenden. Solche aus echter Verantwortung erhalten, umgestalten und vielleicht neu mitschaffen zu helfen, ist Auftrag der modernen Heimatpflege.

Wenn heutzutage Wissenschaftler, Politiker und allerlei Fachleute vom Bauernhof als landwirtschaftlichem Betrieb sprechen,

Landesbibliothek Oldenburg

wird gern vergessen, daß der Hof mehr als bloßer „Betrieb" ist, daß er Heimstätte der Bauernfamilie bleiben muß und nicht als Arbeitsstätte, wie bei Farm und Kolchose, betrachtet werden darf. Der Hof als Heimstätte bäuerlichen Lebens durch wechselnde Generationen der Sippe hat den Vorrang vor dem landwirtschaftlichen Betrieb als reiner Arbeitsstätte. Diese Rangordnung sollte nie aus den Augen kommen. Wer im Bauernhof ausschließlich den Betrieb mit möglichst hoher Rente und ausgeklügelter Leistung sieht, ist im Grunde schon ein Materialist. Er wird „Ökonom", verzichtet auf bäuerliche Eigenständigkeit und fällt der industriellen Norm (Vermassung) zum Opfer.

In diesem Zusammenhang fällt auf eine Wortprägung, die ursprünglich unmittelbaren Bezug auf den Bauernhof hatte, helles Schlaglicht. Gemeint ist das Wort: Ökonomie. Es stammt aus dem Griechischen und setzt sich aus „oikos" (Haus) und „nomos" (Gesetz) zusammen. „Ökonomie" bedeutet also im eigentlichen Wortsinne: „Gesetz des Hauses". Darunter ist die Vorstellung der bäuerlichen Familienwirtschaft zu verstehen. Das Wort erklärt, daß der Hof von der Familie für die Familie bearbeitet wird. Erst der Einfluß der Industriewirtschaft und des überzüchteten Marktdenkens verschob den Begriff. „Ökonomie" meint seitdem rein Betriebswirtschaftliches und ist der bäuerlichen Welt entfremdet.

Der alte Bauernhof will seit jeher dem Menschen dienen. Der Betrieb aber verzehrt ihn. Wo auf unseren Höfen das nackte Gewinnstreben die Oberhand gewinnt, wo die Menschen auf ihnen körperlich verbraucht und seelisch ausgelaugt werden, da treibt die Entwicklung zur totalen Änderung der Besitz- und Arbeitsordnung. Der landwirtschaftliche Materialismus endet mit Sicherheit in der Farm oder Kolchose. Sein Übergewicht in zahlreichen Bestrebungen der ländlichen berufsständischen Verbände und landwirtschaftlichen Genossenschaften, sowie in den Plänen der Umlegungsbehörden würde eine solche Entwicklung — wenn auch vielleicht unbeabsichtigt — nur fördern. Darum sollte in allen einschlägigen Gesprächen und Bekundungen der Hof nicht mehr einfach als Betrieb bezeichnet werden. Aus dem falschen Sprachgebrauch könnte rasch ein falsches Denken entstehen. Gelegentlich scheint das falsche Denken bereits vorhanden zu sein und den Sprachgebrauch zu bedingen . . .

So unterscheidet man auf unseren Bauernhöfen vielerorts schon die private Wohnvilla von den „Ökonomie"- oder „Betriebs"-gebäuden (Scheunen, Stallungen). Der größere Bauer ("Hofbesitzer") nannte sich zeitweilig mit Vorliebe „Ökonom". Ein bedenklicher Riß geht durch die frühere Einheit des Hauses und Wohnens. Den Sprachgebrauch der Güterwirtschaft übertrug man großspurig auf den schlichten Bauernhof, ohne den inneren Bruch deutlich zu empfinden. Die geistigen Folgen des Vorgangs sind nicht nur im neuzeitlichen Bauernhausbau erschreckend sichtbar, sondern der falsche Zungenschlag ist auch auf anderen Gebieten ländlicher Lebenshaltung zu vernehmen.

Wenn auf vielen Höfen bereits „hochdeutsch" anstatt der Mundart gesprochen wird, wenn die modische Konfektion städtischer Einrichtungen und industrieller Massenfertigung Eingang in die Bauernstuben findet, wenn der Schlager das Volkslied, der Rummel und Klamauk echtes Brauchtum verdrängen — um nur die auffälligsten Verfallserscheinungen anzumerken; von der Kleidung gar nicht zu sprechen —, dann steht weniger eine Äußerlichkeit der Lebensform als der bäuerliche Wesenskern selbst auf dem Spiel. Schließlich ist es immer der Mensch, der sich bewußt oder unbewußt jene Umwelt schafft, die ihm innere Befriedigung gewährt. Aus diesem Grunde stößt der beobachtende Heimatfreund überall zunächst auf Menschliches, nachher erst auf Bauformen und Material, auf Sperrholz und Hochglanzpolitur, auf Perlon, Schallplatte und Rock 'n Roll.

Die vielgepriesene „Weltkultur" unserer Tage weist eine Reihe sehr fragwürdiger Züge auf. Sie neigt mehr zum Umsturz von der Wurzel her, als zur pietätvollen Weiterentwicklung des geschichtlich Gewordenen. Ihr Streben geht eher nach voraussetzungsloser, willkürlicher Umwertung als nach gebundener, mühevoller Umwandlung. Der Landmensch befindet sich in größerer Gefahr als der abgebrühte Großstädter. Er ist unbeholfener gegenüber den „Errungenschaften" der Zivilisation und des Fortschritts. Seine überkommene Einstellung zu Religion und Vätersitte, zu Haus, Hof und Arbeit, zur nachbarlichen und dörflichen Lebensgemeinschaft in Freud und Leid wuchs aus Heimatliebe und seelischer Verbundenheit mit der umgebenden Heimatlandschaft. Dieser altbewährte Geist muß in allen Ständen des Landes lebendig erhalten und gleichzeitig den neuzeitlichen Gegebenheiten angepaßt werden. Die Maßnahmen eines zielbewuß-

Landesbibliothek Oldenburg

ten Natur- und Heimatschutzes erhalten dadurch ihre tiefere Bedeutung. Die bäuerliche Umwelt von Haus, Hof, Dorf und Heimatlandschaft bildet ein unlösbares Ganzes voll inniger Wechselwirkungen. Deren gegenseitige Harmonie durch die sich wandelnden Verhältnisse für die Zukunft zu sichern, ist nicht zuletzt Aufgabe des Bauerntums selbst. Die geistige und praktische Hilfestellung aller Heimatfreunde müßte willkommen sein.

Der Verfall natürlich gewachsener und christlich geprägter Formen des Besitzes und der Arbeit bahnte sich in den Großstädten und Industrieballungen an. Rückwirkungen auf das Land konnten, wie schon erklärt, nicht ausbleiben. Ja, die Herrschaft fragwürdiger gewerblicher und hochindustrieller Wirtschaftsformen breitet sich stets noch weiter aus. Sie muß auf die Dauer die letzten starken Säulen der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebensform des Landes — die stärkste von ihnen ist der Bauernhof — tödlich erschüttern. Die städtische Massenzivilisation und Kulturkonfektion steht im Begriff, alle selbständigen ländlichen Kulturverhältnisse hinwegzuschwemmen. Das Auftauchen von zwei neuen landwirtschaftlichen Betriebsformen am europäischen Horizont: Farm und Kolchose im gleichen Augenblick ist nicht zufällig. Aber das wirkliche Ausmaß der Gefahr rief bislang im bäuerlichen Bewußtsein nur ein schwaches Echo hervor. Es scheint auch die staatlichen und höheren berufständischen Führungsstellen vorerst wenig zu beeindrucken.

Die Maßnahmen des vielbesprochenen „Grünen Planes" haben nur wirtschaftliche und materielle Ziele. Sie sind ganz ohne Ehrgeiz hinsichtlich dringender und berechtigter kultureller Ansprüche der Landbevölkerung. Nirgends wird eine kräftige kulturpolitische Hilfestellung für heimatpflegerische Einrichtungen und Verbände durch angemessene Mittel berücksichtigt. Man braucht nur an die ununterbrochenen finanziellen Schwierigkeiten des Cloppenburger Museumsdorfes, des zentralen Kulturwerkes des gesamtdeutschen Bauerntums, zu erinnern. Das unglückliche Schlagwort von der „notleidenden Landwirtschaft" — es stammt bezeichnenderweise aus den Krisenjahren der ostdeutschen Güterwirtschaft um 1930, aber niemand sprach je vom „notleidenden Bauerntum" — klingt in seiner Anwendung auf das Bauerntum heute geradezu wie anmaßender Hohn böswilligen Unverstands. Solche Zusammenhänge stimmen nachdenklich.

Freilich werden Farm und Kolchose von unseren Bauern noch als Entartungen gespürt; die erste weniger, weil die alten Anschauungen über die Familienarbeitsverfassung des Hofes wanken, die andere mehr, weil die überkommene Auffassung vom Eigentum durch sie zertrümmert wird. Sobald das heimische Bauerntum oder das Bauerntum überhaupt letzte, geistig-seelische Bindungen verlieren und einer materialistischen Grundhaltung verfallen würde, müßten sich zwangsläufig die Endpunkte der geschichtlichen Entwicklung berühren. Aus der Summe der zu landwirtschaftlichen Betrieben gewordenen Höfe entstände die Kolchose, die ohne heimatliche, bodenständige und arteigene Bindungen denkbar ist. Ja, die Kolchose praktiziert bewußt gegen solche Bindungen, die für sie nur lästige Hindernisse bedeuten. Die wirklichkeitsnahe Pflege bäuerlicher Kulturbelange und die Forderungen bodenständiger Eigenart in ländlichen Bezirken rücken nunmehr in überraschend zeitgemäßes und vielsagendes politisches Licht. Dieses Licht beleuchtet grell die hier mehrfach angedeuteten Schwierigkeiten der Heimatarbeit von seiten eines kulturpolitischen Lagers, das bewußt oder unbewußt Fäden zum sogenannten „Kulturbolschewismus" spinnt.

Noch immer bilden die bäuerlichen Familienbetriebe im Bundesgebiet und besonders im Oldenburger Münsterland das Schwergewicht der Landwirtschaft. Diese tröstliche Erkenntnis gibt der Heimatbewegung stets von neuem optimistischen Schwung. Auch lebt gerade in unserer Heimat noch ein beträchtlicher Rest der alten bäuerlichen Haltung, an die erfolgreich angeknüpft werden kann. Wenn auch die Sense vom Mähdrescher, die Kutsche vom Auto, die Ölfunzel vom elektrischen Licht, die Wasserpumpe vom Leitungshahn, manche Handarbeit überhaupt von der Maschine, das Herdfeuer vom Elektroherd abgelöst wird, so brauchen solche letztlich äußeren Dinge durchaus nicht jenem guten Geiste zu schaden, der nach wie vor in den Häusern und Dörfern des Münsterlandes lebendig weiterwirkt. Trotzdem bleibt die bäuerliche Entscheidung der Zukunft die Kernfrage aller heimatpflegerischen Betätigung. Das Bewußtsein dieser Tatsache muß überall geweckt und wachgehalten werden, weil der Zeitgeist anderen Zielen nachjagt und an vielen Stellen trübe Verwirrung stiftet.

Alwin Schomaker

Landesbibliothek Oldenburg

Nordlichter über Nordwestdeutschland

Im letzten Weltkriege saß der damalige Bonner Botaniker, Univ.-Prof. Dr. Fritz Overbeck, ein Sohn des Worpsweder Malers, lange Zeit als Soldat an der einsamen Eismeerküste Skandinaviens nördlich vom Polarkreise, wo Finnmarken und Lappland aneinander stoßen. Über seine Streifzüge berichtend schreibt er von der langen Winternacht:

„. . . Das Auge wird ungemein lichtempfindlich in der Polarnacht. Nie erscheinen Mond und Sterne so hell, wie in dieser Zeit der Dunkelheit und blauen Dämmerung. Wenn man aus der verschneiten Hütte hinaustritt, dann geistert oft Nacht für Nacht das unausschöpfbare Zauberspiel des Nordlichtes über den Himmel.

. . . Und das Nordlicht zaubert und zaubert in einem fort. Ein leuchtender Streifen schießt über dem Berge hoch in den Himmel empor, — es könnte der Lichtarm eines Scheinwerfers sein. Aber dann wächst er ins Riesenhafte, er bleibt nicht gerade, er krümmt sich, er greift, wie ein aus dem All kommender Geisterarm, suchend, flackernd hin und her und zieht geheimnisvolle Kreise und Schleifen über den dunklen Himmelsgrund.

Und nun wird er breit auseinander gezogen, immer breiter, er entfaltet sich zu einem Lichtschleier von Silber und zartestem Blau, der aus sammetschwarzer Unendlichkeit herunterhängt. Und es arbeitet, es bewegt sich, es ordnet sich in dem Zauberschleier, er wird gerafft zu den Falten eines ungeheuren Fächers.

Und siehe, ein zweiter, nein auch ein dritter und vierter Lichtvorhang hängen auf einmal kulissenartig hinter dem ersten! Sie wehen, sie huschen hin und her; sie spielen, in ihren Falten sich verschiebend, zart und seidig über den halben Himmel. Und dann schiebt sich der ganze magische Fächer wieder zusammen und löscht aus, — indessen an anderen Stellen unter dem dunklen Himmelsdom das leuchtende Märchenspiel schon von neuem begonnen hat . . ."

So wie Overbeck sprechen auch wir immer nur vom „Nordlicht". Um den Südpol herum gibt es aber ein ebenso stilles, geheimnisvolles Farbspiel am Nachthimmel, das „Südlicht", so daß man beide Erscheinungen mit dem zusammenfassenden Namen „Polarlichter" bezeichnet. Jahraus, jahrein wallen diese schönen Schleier über der Arktis und Antarktis; aber auch dort sind sie in der Regel nur in dem jeweiligen Winterhalbjahr sichtbar, weil die dauernde Helle der sechs Sommermonate ihre zarten Farben dem Auge entzieht. Besonders starke Nordlichterscheinungen können sogar bis Mittel-, ja, Südeuropa beobachtet werden, wie das feenhafte Farbenspiel in der ersten Nachthälfte vom 21./22. Jan. 1957, das nicht nur zu uns, sondern sogar bis Griechenland und Portugal südwärts drang.

Die älteste Nachricht über Nordlichter, die in Nordwestdeutschland beobachtet wurden, stammt aus dem Anfang des Jahres 992. Im 16. Jahrhundert sehen unsere Chronisten mehrfach „flammengleich am Nordhimmel aufschießende Strahlen, die die ganze Gegend erhellen", oder „schreckliche Chasmata und Feuerstrahlen am Himmel". Besonders zahlreich sind die Erwähnungen von Polarlichtern aus dem 18. Jahrh. 1716 hat man „allerhand phaenomena am Himmel in helleuchtenden Wolken nicht ohne Entsetzung gesehen". Zehn Jahre später bringt der Herbst sehr viele Nordlichter wie auch 1732 und 1740. 1770 flackert über unserem Gebiete ein bemerkenswert buntes Polarlicht. Weitere Nordlichter treten in den Jahren 1773, 1781 und 1782 auf. In jüngerer Zeit sind 1838—1841 besonders reich daran; vor allem aber werden immer die außergewöhnlich prächtigen Farbspiele vom 13. Nov. 1838 erwähnt. Eines dieser Nordlichter mag es wohl gewesen sein, das Annette v. Droste-Hülshoff in ihrem Gedichte „Der Heidemann" (der über dem Bruche brauende Nebel) schildert. Zum Schluß heißt es da:

„Und plötzlich scheint ein schwaches Glühen
Des Hünen Glieder zu durchziehen;
Es siedet auf, es färbt die Wellen,
Der Nord, der Nord entzündet sich —
Glutpfeile, Feuerspeere schnellen,
Der Horizont e i n Lavastrich!
„Gott gnad' uns! wie es zuckt und dräut,
Wie's schwelet an der Dünenscheid!
Ihr Kinder, faltet eure Händ,
Das bringt uns Pest und teure Zeit —
Der Heidemann brennt!" —

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatte also anscheinend das Volk noch kein Empfinden für die Schönheit der Erscheinung, sondern betrachtete sie als furchterregenden

Landesbibliothek Oldenburg

Vorboten künftigen Ungemachs. — Manche Leser dieses Aufsatzes sahen vielleicht 1949 in den Abendstunden des 25. Jan. die starke Rotfärbung des Nordhimmels mit blauem bis blaugrünem Grundsaum, ein mäßig starkes Nordlicht. Am 14. Oktober des gleichen Jahres erkennt man vom 1142 m hohen Brocken im Norden ein schwaches Polarlicht, das im Tieflande jedoch nicht beobachtet wird. Viele der Leser werden sich aber noch gut der starken und überaus schönen Erscheinungen vom 21. Jan. 1957 erinnern.

Es hat lange gedauert, bis man sich über die Zusammenhänge klar wurde, die zur Entstehung solcher seit altersher bekannten, wundersamen atmosphärischen Erscheinung führen. Hier soll nun der Versuch gemacht werden, diese nicht ganz einfachen Vorgänge darzustellen. Da gewiß nicht alle Leser ausreichend naturwissenschaftlich unterrichtet sind, so muß der Verfasser schon ein wenig weiter ausholen, um verständlich zu werden.

Weil es sich bei den Polarlichtern um atmosphärische Vorgänge handelt, betrachten wir zunächst den Aufbau unserer Atmosphäre, jener Kugelschale aus Gasen, die mit nach oben abnehmender Dichte unseren festen Erdball umhüllt und sich mit ihm um die vom Nord- zum Südpol ziehende Erdachse dreht. Wir unterscheiden im Aufbau unseres Luftmantels drei Stockwerke.

Am Boden des untersten Stockwerkes, der von 0—12 km Höhe reichenden „Troposphäre", spielt sich unser eigenes Leben ab. Die diese Schicht bis zur Erdoberfläche hinab durchdringenden Sonnenstrahlen wandeln, von den Festländern zurückgeworfen, die Beschaffenheit ihrer Natur. Abprallend werden sie zu langen Wärmewellen, die den in der Troposphäre schwebenden Wasserdampf der Wolken nur schwer wieder durchstoßen können. Deshalb erwärmen sie die tieferen Teile unseres Luftmantels. Die Wolken wirken dabei wie das Glasdach eines von unten geheizten Gewächshauses. Man sieht daraus, daß unser gesamtes irdisches Wettergeschehen an die Troposphäre mit ihren hauptsächlich senkrecht wirkenden Warmluftströmungen gebunden ist.

Das zweite Stockwerk der Atmosphäre ist die den Lesern zumindest dem Namen nach bekannte „Stratosphäre", die von 12—80 km Höhe reicht. In sie ist der wissenshungrige und wagemutige Mensch schon persönlich eingedrungen. Jeder Leser erinnert sich gewiß an den Prof. Piccard, der 1932 mit einem geeigneten Ballon bis zu 16,940 km Höhe gelangt ist. Heute steigen schon täglich von vielen Wetterwarten der Erde mit Meßeinrichtungen versehene kleine Ballons (sogen. Radiosonden) bis zu 20 km auf und geben ihren am Aufstiegsorte befindlichen Empfangsgeräten auf radioelektrischem Wege Auskunft über Druck, Temperatur usw. in diesen großen Höhen. In der Stratosphäre herrschen im Gegensatz zu der vornehmlich senkrecht bewegten Troposphäre fast nur waagerecht dahingleitende Strömungen mit sehr niedrigen Drucken. Eine dieser Schichten ist sehr reich an Ozon (d. i. eine chemisch sehr wirksame Form des Sauerstoffes). Ozon greift die dünne Gummihaut der vorerwähnten Meßballons sehr an und verhindert durch ihre Zerstörung das Höhersteigen; in Amerika wählte man daher ozonfestere Hüllen und erreichte so 42 km Höhe mit unbemannten Sonden. Im Frühjahr 1957 aber stiegen dort zwei mutige Männer in einem Sonderballon sogar 29 km hoch.

Im dritten Atmosphären-Stockwerk, oberhalb der 80 km Höhe, in der sogen. „Ionosphäre", ist der Druck bereits so gering, daß kleinste Teile eines Gases, seine „Moleküle", oft schon nicht mehr beständig sind. Sie zerfallen deshalb und auch hauptsächlich infolge von später zu besprechender Sonneneinwirkung in „Atome" oder in die diese zusammensetzenden Teile, in elektrisch negativ geladene „Elektronen" und elektropositiv geladene „Atomreste". Man nennt sie dann „Ionen" und den Vorgang, der zum Zerfall führt, „Ionisation". Nach diesem in jener Höhe häufigen Geschehen heißt unser oberstes, bis 1000 km reichendes Atmosphären-Stockwerk die Ionosphäre. Viele in den letzten Zeilen gebrauchten Wörter sind sicher nicht allen Lesern vertraut und verständlich; darum wollen wir uns im folgenden etwas mehr damit beschäftigen.

Das lateinische Wort „molecula" bedeutet „kleine Masse". Daher bezeichnet man die winzigsten Teilchen von gasförmigen, flüssigen oder festen Stoffen als Moleküle. Denken wir uns ein im Nebel schwebendes Wassertröpfchen noch kleiner und immer noch kleiner werden, so klein, bis es gerade noch die chemischen und physikalischen Eigenschaften des Wassers zeigt, dann haben wir ein Wassermolekül. Es baut sich aus chemischen Grundstoffen, den sogen. Elementen, und zwar aus 2 Teilchen Wasserstoff und 1 Teilchen Sauerstoff auf. Wie man den kleinsten Teil einer Stoffverbindung Molekül nennt, so bezeichnet man den klein-

Landesbibliothek Oldenburg

sten Teil eines Elementes als Atom. Unser Wassermolekül besteht also aus drei Atomen.

Seit altersher glaubte man, so ein Atom sei wirklich, wie das griechische Wort „atomon" sagt, unzerschneidbar, unteilbar. Erst unser Jahrhundert zeigte uns, daß solch winziges Atom aber sehr wohl teilbar ist, daß es sogar eine ganze Welt im Kleinen darstellt; ja, wirklich und wörtlich eine g a n z e Welt. Den räumlichen Aufbau eines Atoms kann man nämlich bildmäßig mit unserem so ungeheuer großen Sonnensysteme vergleichen. Wie um unsere Zentralsonne mehrere Planeten auf verschieden großen Bahnen ziehen, so kreisen um den Atomkern in verschiedenen Abständen die sogenannten Elektronen. Ihre Anzahl ist je nach der Art des Elementes verschieden.

Der Atomkern trägt eine elektropositive Ladung und die ihn in der Sekunde einige millionenmal umrasenden Elektronen haben zusammen eine entsprechende elektronegative Ladung, so daß das durch beiderseitige Anziehung innerlich kräftigst gebundene Atom nach außen hin elektrisch neutral wirkt. Im Wassermolekül sahen wir drei Atome von 2 verschiedenen Arten vereint. Einzeln auftretende Atome gibt es fast nur bei den wenigen Edelgasen; sonst bauen auch untereinander gleiche Atomarten immer Moleküle auf. Die Gase Stickstoff und Sauerstoff enthalten z. B. je zwei gleiche Atome, und die Sauerstoff-Abart Ozon 3 gleiche Atome im Molekül. — Verliert solch ein Atom durch irgendeinen natürlichen oder im Laboratorium künstlich erzeugten Vorgang ein oder mehrere seiner Elektronen, so wird das elektrostatische Gleichgewicht seines inneren Aufbaus gestört. Damit ist auch das elektrisch neutrale Verhalten gegenüber seiner Umwelt verschwunden. Durch Entzug von negativ geladenen Elektronen wird nämlich das zuvor neutrale Atom nunmehr zu einem positiv geladenen Atomrest, zu einem positiven „Ion". Durch Hinzutreten eines fremden Elektrons zu einem unverletzten Atom kann auch das Umgekehrte erfolgen; daraus entsteht dann ein negativ geladenes Ion. Den Namen „Ionen" (griechisch = die Wandernden) erhielten solche ladungsbehafteten Atome oder ihre Teile, weil sie im Bereich eines elektrischen Feldes je nach der Natur ihrer Ladung zum positiven oder negativen Pole wandern.

Ionisationsvorgänge, also Abspalten oder Einfügen von Elektronen aus dem oder zu dem sehr festgefügten Atombau erfordern erhebliche Kraftaufwendungen, nicht nur im Laboratorium, sondern auch in den obersten Atmosphärenschichten, wo vor allem die von der Sonne zuströmenden Energiemengen ionisierend wirken. Die Sonne hat an ihrer Oberfläche eine Wärme von rd. 6000 ° C, die gegen das Sonneninnere noch ganz erheblich ansteigt. Bei solchen Temperaturen sind alle ihre Atome ionisiert. Von diesem gewaltigen Glutkörper gehen Licht- und Wärmestrahlen in den Weltenraum hinaus. Dem Leser ist bekannt, daß sich das weiße Mischlicht unserer Sonne mit einem Glasprisma in ein vielfarbiges (rot, orange, gelb, grün, blau, indigo, violett) Band, in das sogen. Sonnenspektrum, zerlegen läßt. Vom Rot bis zum Violett vermag unser menschliches Auge die Wellenstrahlung des Sonnenlichtes aufzunehmen. Jenseits des langwelligen Rots und jenseits (= ultra) des kurzwelligeren Violetts gibt es aber noch weitere Wellenbereiche der Sonnenstrahlen, die wir nur aus ihren Wirkungen erkennen, jedoch nicht mehr sehen können. Für unsere Frage nach den Ursachen der Ionisierung ist besonders der ultraviolette Teil wichtig, wie auch vor allem die Ströme von feinsten elektrisch geladenen Körperchen, die mit ungeheurer Geschwindigkeit von der Sonne weggeschleudert werden. Auch die Lufthülle unserer Erde wird davon wirksam getroffen. Dringen solche Sonnenboten in die hoch oben sehr dünne Atmosphäre, so stoßen sie zunächst nur auf wenige Luftteilchen, die dadurch ionisiert werden. In tieferen, schon etwas dichteren Lagen wird die Ionisierung immer stärker, die bis hier siegreiche Fülle der Angreifer aber immer schwächer. In einer gewissen Höhe muß also ein Höchstwert der Ionisation liegen. Das ist die aus Stickstoff und Sauerstoff bestehende sogen. „Heaviside-Schicht" unserer Ionosphäre. An der Unterseite dieser besonders stark ionisierten Kugelschale der Ionosphäre werden unsere Radiokurzwellen wie von einem Hohlspiegel zurückgeworfen, bevor sie unseren Lautsprecher zum Tönen bringen.

Wie oben schon gesagt, sendet die Sonne uns nicht nur sichtbare und unsichtbare Strahlen zu, sondern auch dichte Schauer schnellfliegender, feinster Stoffteilchen u. a. in Gestalt von Elektronen, die gleich Geschoßgarben unendlich vieler Maschinengewehre unseren Planeten befeuern. Unsere Erde ist aber eine stark magnetisierte Kugel, die zwei magnetische Pole besitzt, deren Verbindungslinie mit der Umdrehungsachse unseres Erdkörpers einen Winkel von etwa 10 Grad

Landesbibliothek Oldenburg

bildet. Die gradlinig von der Sonne auf uns zufliegenden Elektronen werden nun im Bereiche des irdischen Magnetfeldes von den beiden magnetischen Polen aus ihrer bisherigen pfeilgeraden Bahn abgebogen und können dadurch auch auf die der Sonne abgewandte Nachtseite der Erdkugel gelangen. So gesammelt bringen sie in geballten Garben die Stickstoff- und Sauerstoff-Ionen der Ionosphäre, vor allem der reichlich damit versehenen Heaviside-Schicht zu hellem Glühen und erzeugen damit für uns das wundersame Schauspiel eines schönen Nordlichtes. Das ist ein Vorgang, der dem in den Leuchtröhren unserer städtischen Lichtreklamen ähnelt, wo infolge stark gespannter elektrischer Ströme verschiedenartige, verdünnte Füllgase unter dem Durchgange hochbeschleunigter Elektronen mit verschiedenen Farben aufleuchten. Nordlichter bilden sich in 1000—100 km Höhe. Tiefer gelangen die Sonnenpartikelchen nämlich nicht, weil sie bis dahin restlos durch den Zusammenstoß mit Luftmolekülen abgebremst sind.

Die vorstehend beschriebene Bildung gewöhnlicher Polarlichter, deren Sichtbarkeit kaum den Polarkreis überschreitet, wird aber zu Zeiten starker Sonnenfleckentätigkeit ganz gewaltig gesteigert. Dann kann auch die Sichtbarkeit der schönen Erscheinungen weit äquatorwärts vorstoßen. Bedingt ist das dadurch, daß große Sonnenflecken ungeheure Massen von Elektronen ausschleudern. In 32—36 Stunden rasen diese so plötzlich gehäuften Schauer von Atomsplittern mit märchenhafter Geschwindigkeit die rd. 150 Mill. km weite Entfernung von der Sonne zur Erde. So lange dauert es nämlich nur, bis nach dem im Fernrohr feststellbaren Sonnenfleckenausbruch die ersten großen Nordlichter bei uns aufflammen.

Das zur Sonnenfleckentätigkeit gehäufte Bombardement mit Sonnenstäubchen schädigt auch die schon genannte Heaviside-Schicht, schießt bildlich gesprochen Löcher und Fehlstellen in sie hinein, so daß von dem gewissermaßen zerschlagenen Hohlspiegel unsere Radiokurzwellen nur unregelmäßig zurückgeworfen werden können. Das empfinden wir dann als unliebsame Rundfunkstörung. So war auch am Abend des 21. 1. 57 der Verkehr zwischen den Sendern unserer Küste und den Schiffen auf hoher See mittels Kurzwellen nahezu unmöglich, und noch am 22. 1. vormittags bestanden starke Störungen in Richtung Nordamerika. — Auch in dem irdischen Magnetfeld richten diese Maschinengewehrgarben aus den Sonnenflecken allerhand Unfug an. Der ganze Magnetismus des Erdfeldes gerät in Unordnung. Wir sprechen dann von „magnetischen Stürmen". Sie können nicht nur unsere Kompaßnadeln in irreführendes Schwanken versetzen, sondern auch auf elektromagnetischem Wege unsere langen elektrischen Leitungen durch Induktion aufs empfindlichste beeinflussen und so Störspannungen in Signal-, Fernschreib- und Fernsprechkabeln verursachen, so daß unter Umständen mancherorts der ganze Eisenbahnverkehr durch Versagen von Signaleinrichtungen in gefahrdrohender Weise gehemmt wird, wie z. B. beim Nordlicht vom 21. Januar 1957 in ganz Schweden.

Nachtrag: Nach Fertigstellung dieses Aufsatzes beobachtete man am 2. September 1957 noch ein lebhaftes Nordlicht auf den ostfriesischen Inseln und am 29. September 1957 zwischen 21 und 22 Uhr ein sehr starkes Polarlicht in ganz Nordwestdeutschland, soweit der Himmel wolkenfrei war.

Den am 4. Oktober 1957 erfolgten Vorstoß des russischen Erdsatelliten bis in 900 km Höhe werden die Leser durch die Tageszeitungen erfahren haben.

Fritz Hamm

„In der Heimat ist es schön"

Jede deutsche Landschaft hat ihre Sänger gefunden, und die Sänger pflegen in den ersten Strophen ihrer Lieder die Schönheit der Heimaterde zu preisen. So ist kein Stück des deutschen Bodens ohne Lobpreis geblieben. Heutzutage zeigt sich eine Gefahr: der Weg in die Ferne wird immer leichter, und gar zu oft folgt daraus, daß der Blick für die Schönheit der Heimaterde getrübt wird. Das Interesse für die alltäglichen Erscheinungen der nahen Umwelt tritt zurück, gerade bei den Jugendlichen. Was ist zu tun? Denn die wahre Heimatliebe kann den Sinn für die Schönheit des heimatlichen Bodens nicht entbehren.

Zuerst sei hier hervorgehoben, daß die Schöpfer unserer Heimatlieder sämtlich begeisterte Wanderer waren. Das Wan-

Landesbibliothek Oldenburg

dern war der Nährboden für ihre Lieder. Das gilt für Annette v. Droste-Hülshoff ebenso sehr wie für Josef v. Eichendorff und Hermann Löns. Hieraus läßt sich eine Anregung ableiten: Jugend, nimm das Wandern wieder auf! Nach dem ersten Weltkrieg erlebte das Wandern seine Blütezeit. „Wandervogel" und „Quickborn" hatten diesen Punkt oben auf ihr Programm gesetzt. Die Fünfzig- und Sechzigjährigen von heute zehren immer noch von dem Glück, das die Wanderfahrten ihnen damals bescherten, und die jetzt im gereiften Alter noch gern gepflegten Wanderungen bringen dieses Glück jedesmal neu zum Erwachen. Damals entstand das von einem wanderfreudigen Bischof geprägte Wortspiel: Der Wanderstab ist ein Wunderstab. Hat die Motorisierung der Ära des Wanderns ein- für allemal das Ende bereitet? Viele behaupten es. Besteht wirklich keinerlei Hoffnung auf ein neues Hervorbrechen der Wanderlust? Zunächst ist etwas Merkwürdiges festzustellen: In sämtlichen Jugendgruppen werden während der Frühlings- und Sommerzeit bei den Zusammenkünften regelmäßig, kraftvoll und begeistert, die Wanderlieder gesungen. Würde die Lust zum Singen dieser Lieder sich wohl behaupten können, wenn der Sinn für das Wandern gänzlich erstorben wäre? Zudem wird aus verschiedenen Gebieten berichtet, daß das Wandern in den letzten Jahren ganz erheblich zugenommen habe. Was anderswo geht, ist das hier unmöglich? Offenbar kommt es auf den wirkungsvollen Anstoß an. Einzelne Stellen müßten kraftvoll die Initiative ergreifen. Man kann beobachten, daß z. B. das Schulwandern ganz beträchtliche Frucht bringt, wenn der Lehrer selber mit dem Herzen dabei ist und obendrein über einen ansehnlichen Schatz von Einzelkenntnissen verfügt. Wirksamer ist natürlich das Wandern in kleineren Gruppen von Gleichgesinnten. Auch hier müßte wenigstens einer der Beteiligten etwas näher Bescheid wissen über das, was sich in dem Wandergebiet an Einzelphänomenen den Sinnen darbietet. Sich zu dieser Führerrolle zu rüsten, das ist gar nicht schwer; denn das einschlägige Schrifttum ist heutigentags so reichhaltig, daß man es nicht einmal annäherungsweise bewältigen kann. Und viele dieser Schriften sind methodisch so ausgezeichnet, daß ihre Handhabung und Auswertung wenig Mühe macht. — Hier noch einige Hinweise und Vorschläge. In den Rastlokalen am Dümmer und an unserer Talsperre trifft man oftmals Jugendliche, die mit lebhaftem Interesse die langen Reihen der ausgestellten Vögel betrachten. Hier könnte ein richtiger Mentor leicht die einladende Frage anknüpfen: Wer von euch wandert in den nächsten Tagen einmal mit mir, um die Vögel, die wir hier ausgestopft sehen, in ihrem natürlichen Lebensbereich aufzusuchen? Eine ähnliche Einladung ließe sich ungezwungen mit einem Besuch unseres Museumsdorfes verbinden. Der Führer würde vorschlagen: „Wir haben hier die wunderbare Schönheit unserer heimatlichen Höfe erkannt. Wer hat Lust, einmal auf einer Tagestour mit dem Fahrrad unser Münsterland und das angrenzende Artland nach ähnlichen Höfen abzusuchen?" Gerade dieses nähere Vertrautwerden mit den besten Exemplaren unserer heimatlichen Höfe würde ganz gewiß zu der ehrlichen Überzeugung führen: „In der Heimat ist es wirklich schön." Man könnte Bilderwerke über deutsche Bauernhäuser in anderen Gauen zum Vergleich heranziehen. Bald würden die jugendlichen Zuschauer die Erkenntnis gewinnen: Mögen andere Gebiete uns in mancher Hinsicht überlegen sein; aber in der Schönheit der Höfe können wir jeden Wettbewerb aufnehmen.

Wir sprachen eben von Bilderwerken. Hier möchte man einen Wunsch äußern, der in unserem Ländchen bisher nur unzulänglich erfüllt ist. In der bekannten „Merian-Serie" sind die beiden neuesten Nummern dem Saargebiet und Kärnten gewidmet. Man blättert die prächtigen Bilderreihen durch und möchte dann aufseufzen: Wann endlich sieht man unser Münsterland in einer ähnlich eindrucksvollen Bildersammlung? [1]) Bilder wecken Interesse. Wodurch locken die Verkehrsbüros die Reisenden an? Durch Prospekte mit eindrucksvollen Bildern. Schöne Darstellungen der heimatlichen Landschaft, sei es nun in Heftform oder in Zyklen von Ansichtskarten, würden manchen Beschauer bewegen, nun auch in natura sich die Motive vor Augen zu führen, die ihm im Bilde begegnet waren. — Ähnliche Dienste könnte eine Zusammenstellung guter Naturschilderungen tun. Solche Schilderungen gewinnen oft wirkliche Macht über uns. Wer sich davon überzeugen will, der lese nur einmal in dem gewaltigen Roman „Die Bauern" des polnischen Nobelpreisträgers Reymont die Schilderungen der

1) Ist bereits in Vorbereitung. Vgl. Heimatkalender 1956 S. 30. Dr. O.

Landesbibliothek Oldenburg

Jahreszeiten, vor allem des Frühlings! Wenn es einmal ein Büchlein geben sollte mit dem Titel „Meisterschilderungen der münsterländischen Heimat", so wäre auch damit ein Impuls gegeben zur Vertiefung des heimatlichen Interesses. — Zum Abschluß eine kleine Mitteilung. Wenn ich Besuch habe aus weiter entfernten deutschen Gebieten, dann pflege ich den Besuch in einer Schlenderfahrt per Rad durch unsere Landschaft zu führen, etwa bis zur Talsperre oder zu den Waldseen im Baumweg. Das Ergebnis ist immer dasselbe: Überraschung und Staunen über die Schönheit unserer engeren Heimat, auch dann, wenn die Gäste aus einer so preisgekrönten Gegend stammen wie etwa dem Schwarzwald. Und alle haben den Wunsch, recht bald einmal wieder die Gelegenheit zu finden zu einem neuen Besuch. Ja, darum geht es, daß wir, die Einheimischen, die gewohnten Bilder unseres Landes mit ähnlich lebhaftem Interesse betrachten wie die Besucher, die nur hin und wieder bei uns vorsprechen.

„In der Heimat ist es schön." Dieser Vers hat aber eine weitere und tiefere Bedeutung; er meint nicht bloß das Wohlgefallen am Liebreiz der heimatlichen Landschaft. Er will allgemein reden von dem Herzensglück, das die Heimat bereiten kann, und dieses Glück braucht mehr als die Fülle schöner Bilder, die die heimatliche Welt vor unsern Augen ausbreitet. Mancher Heimkehrer fand vor zehn Jahren die Heimat, sowohl das Heimathaus wie den Heimatort, durch die Kriegseinwirkungen bis zur Unkenntlichkeit entstellt, und trotzdem fühlte er sich nicht verstoßen und fremd. Ein anderer traf die Dinge der Heimat unbeschädigt an und konnte doch keinen Boden fassen. Der entscheidende Grund heimatlichen Glücks liegt also anderswo, nicht in diesem oder jenem Stück der Sachgüter. Fritz Reuter schildert im 44. Kapitel seiner „Stromtied" die Verzweiflung der jungen Gutsfrau Frieda von Rambow. Sie ist an ihrem Gatten irre geworden und fühlt den Boden unter ihren Füßen wanken. Ihr Heim ist ein schöner Adelshof, schön eingerichtet, in eine schöne Landschaft gebettet; aber darin liegt in dieser dunklen Stunde gar kein Trost. Sie flüchtet unter Donner und Blitz ins Freie und ruft nur immer von neuem: „Ein Menschenherz!" Schließlich steht sie im Pächterhause der guten Frau Nüßler gegenüber. „Sie haben mir einmal gesagt, wenn ich einmal in Not wäre, wollten Sie mir beistehen." — „Un dat will ick uck. Seggen S' mi man, wat is't?" So war die wirkliche Heimat „unheimlich" geworden, und das fremde Pächterhaus wurde zum heimatlichen Platz. Wodurch? Durch die aufrichtende Kraft eines guten Herzens, in dessen Bannkreis man sich von selber geborgen fühlt. Das gute, freundliche Herz ist die stärkste heimatbildende Kraft. Von dieser Wahrheit leben all unsere glücklichen Kindheitserinnerungen. Gewiß spielen darin auch die Plätze und Dinge ihre Rolle; aber alle sind sozusagen verklärt durch die Herzen, die inmitten dieser Stätten und Dinge ihren Segen ausbreiteten. Jeder kennt solche Menschen, in deren Nähe man sich ohne weiteres „zuhause" fühlt. In der Geschichte sind es jene Männer, die das Volk mit dem Namen „Vater" beehrt. Wir brauchen nur Vater Kolping oder Vater Bodelschwingh zu nennen. Männer dieser Art in ausreichender Anzahl könnten die ganze Welt zur Heimat machen. Aber die Gegenfrage lautet: Wo liegt die tödliche Gefahr für das heimatliche Glück? Sie liegt in dem Geist des selbstsüchtigen Berechnens, in der Neigung, die Mitmenschen für sich auszunutzen statt ihnen zu dienen. Jeder ist auch schon einmal solchen Menschen begegnet, aus deren Nähe man sich möglichst rasch zurückzog, weil von der Segensmacht eines guten Herzens nichts zu spüren war. Die Zusammenfassung unserer Gedanken lautet also:

Überall dort, wo ein Mensch in sich die Versuchung zur kühl berechnenden Selbstsucht niederzwingt und sein Herz öffnet für die Interessen seiner Mitmenschen, überall dort wird ein wertvoller Beitrag geliefert zur Verwirklichung unseres vielgesungenen Verses: „In der Heimat ist es schön."

Franz Morthorst

Mit Vörsicht fraogen!

Kaplaon spreck inne School van't Fasten. He will de Kinner biebringen: Nich bloß in Äten und Drinken kann eener fasten, ne, mit all fief Sinne. Un so kummt he dann uck to de Fraoge: „Wie kann einer mit den Ohren fasten?" He kreg'n Antwort, de üm man leep beköm. Een Kind sä: „Mit den Ohren kann einer fasten, wenn er in die Fastenpredigten geht."

Franz Morthorst

Landesbibliothek Oldenburg

...genährt von deiner Heimat Boden

Über uns der blaue Himmel mit den segelnden Wolken, die, als Nebel und Tau, als Schnee und Regen sich niederneigend, die Quellen befruchten und die Brunnen füllen, mit der Luft, die wir atmen, mit der Wärme und dem Licht, die uns umkosen und umfließen. Unter uns die dunkle Tiefe, die kein Forscherauge je erblickte, wo die Felsen werden, die Erze lagern, wo die Lavamassen kochen und die Wasser kreisen. Und zwischen beiden die schmale Breite, die uns und alles Leben trägt: der Wurzelraum der Bäume und Blumen, der Saaten und Weiden, die Wohnstatt der Myriaden Humusbereiter, die Ackerfurche der bäuerlichen Geschlechter, der Schoß unseres täglichen Brotes.

Material

Rund 100 000 Jahre überspannen die Geschichte dieses Heimatbodens, bevor die Hand unserer Ahnen und Väter ihn in ihre Dienste nahm. Den Großteil des Materials holten die Beauftragten des Weltenbaumeisters aus dem fernen Skandinavien. Mächtige Gletscher schleppten den Schutt der dort gewachsenen Berge, meist vulkanischen Ursprungs, südwärts, bis wärmere Zonen und lindere Lüfte dem Eis ihr „Halt" geboten, bis Schmelzwasser und Niederschläge die Kuppen und Moränen zertalten, auswuschen, einebneten. Junges Leben kann von Süd und West, siedelte sich an und breitete sich aus. Aber die Pflanzen verkümmerten und die Tiere verschwanden, als abermals neue Gletscher das Südgestade der jetzigen Ostsee erreichten. Winde bliesen den Staub und Feinstsand aus dem breiten Vorsaum des Eises und hüllten das Land in eine gelbe Lößdecke. Dünen wanderten die Flußsäume entlang, Sand wehte über die Fluren. Und von Süden her verfrachteten Weser und Hunte, Hase und Ems Geschiebe, Gerölle und kalkige Sinkstoffe aus dem mitteldeutschen Raum in die Wannen der Talauen.

Verwitterung

In den letzten 10 000 Jahren unterlag diese Bodendecke je nach dem Klima den vielfachen Kräften der Verwitterung. Die physikalischen Kräfte der Wärme, der Kälte und des Wassers und die chemischen Kräfte der Kohlensäure (Atmung der Bodentiere und Kleinlebewesen) und der Humusstoffe (Holz der toten Pflanzenreste) wirkten auf die Bodenbestandteile ein und veränderten sie. Zuerst wird das Eisen aus dem Verband gelöst, und die Braunfärbung aller Gesteine zeigt den fortschreitenden Eingriff. Dann zerfallen die Kieselverbindungen der magmatischen Gesteine. Nur der Quarz (Sandkörner) bleibt unverändert. Die freiwerdende Tonerde (Al_2O_3), die Kieselsäure (SiO_2) und das Eisen (Fe_2O_3) bilden dabei ein neues Tonmineral, das die Wissenschaft Montmorillonit ($H_2O \cdot Al_2O_3\ (Fe_2O_3) \cdot 4SiO_2$) nennt. Es besteht aus feinsten Plättchen, kleiner als 0,0005 mm. Durch Zwischenlagerung von Wasser können die Plättchen bis auf 0,0013 mm auseinanderrücken. Ferner sind die Plättchen immer elektrisch negativ geladen und halten dadurch die Basen (Kalk, Kalium, Magnesium) an ihrer Oberfläche fest. D. h. dieses neue Ton-Mineral besitzt eine ganz besondere Anlagerungsfähigkeit und wird dadurch zum besten Träger für Wasser und Nährstoffe. Endlich bewirkt es bei genügendem Kalkgehalt eine ausgezeichnete Krümelstruktur des Bodens, den wir auf Grund dieser Eigenschaften als „reif" bezeichnen. Bei sauren Böden verhält es sich ganz anders. Rohhumusstoffe (saure Waldstreu und Torf z. B.) zerstören den neuen Ton sehr schnell, und seine Bestandteile werden vom Regenwasser ausgewaschen, in die Tiefe geführt. In der obersten Schicht bleibt nur fast reiner Quarz (Sand) übrig. „Bleicherde" kennzeichnet den gealterten Boden. Um die Nährstoffversorgung der Pflanzen ist es schlecht bestellt.

Humusbildung

Mit Humus meinen wir alle dunkelgefärbten organischen Bestandteile des Bodens. Sie bestehen aus toten Pflanzenteilen, lassen aber keine Einzelheiten mehr erkennen. Bei uns können wir zwei Arten von Humusstoffen unterscheiden.

1. Die Humusvorstufen. Sie gehen aus den Holzfasern der Pflanzen hervor. Bei Abwesenheit von Kalk und Sauerstoff bleiben sie mehr oder weniger unverändert. Sie werden nur unlösbar und reichern sich als Rohhumus — besonders im Ortstein und im Hochmoortorf — an.

2. Der eigentliche Humus. In Anwesenheit von Kohlensäure, Kalk und Ammoniak

Landesbibliothek Oldenburg

gehen aus den Humusvorstufen die Huminsäuren hervor. Sie sind im reichsten Maße im „milden Humus" oder „Mull" enthalten und bilden ähnliche Plättchen wie das Ton-Mineral Montmorillonit. Sie sind ebensogute Wasser- und Nährstoffspeicher und bewirken gleichfalls eine haltbare Krümelstruktur des Bodens.

Die stärkste Humusbildung finden wir in der gemäßigten Zone, besonders über Löß (Schwarzerde). Im heißen Klima und bei hoher Feuchtigkeit verwesen die Pflanzen so schnell, daß für die Humusbildung keine Zeit übrig bleibt. Im kalten Polargebiet dagegen ist das Wachstum der Pflanzen zu gering. Voraussetzung für eine gute Humusbildung ist aber immer das Tierleben im Boden. Die Heere der kleinen und kleinsten Lebewesen sind schier unübersehbar. Ein paar Zahlen sollen das andeuten. In jedem Kubikzentimeter der humusreichen Schichten leben rund 20 000 bis 30 000 Einzeller und Fadenwürmer. Jedes Gramm Ackererde enthält 10 bis 50 Millionen Bakterien. Hinzu kommen die Scharen der verschiedenen Gliedertiere, wie Asseln, Milben, Tausendfüßler, Insektenlarven usw. Auf 1 qm Acker-, Wiesen- und Gartenboden wohnen 100—400 Regenwürmer. Das bedeutet: auf 1 qkm berechnet übertrifft das Gewicht der Regenwürmer das Gewicht der Menschen. Oder: in einem Jahrhundert wandert die Ackerkrume mindestens einmal durch den Regenwurmdarm.

Bei schwachkalkigen Böden entfaltet diese Tierwelt sich in reichstem Maße, sorgt pausenlos für die Durchlüftung der obersten Schichten, für Kohlensäure und Ammoniak, hilft so mit am Aufbau des echten Humus und erhält ihn. Bei saurem Boden dagegen ist die Zahl der Bodentiere gering. In der Pflanzenwelt überwiegen die Pilze, und die Bodenentwicklung geht in die Richtung der Rohhumusbildung.

Bodentypen

Der Boden in seiner jeweiligen Eigenart bildet sich unter der Einwirkung von Klima und Pflanzendecke. Je weiter die Bodenbildung fortschreitet, desto mehr tritt der Einfluß des Muttergesteines in den Hintergrund, desto mehr bestimmen Wasser und Temperatur den Bodentyp.

In unserem gemäßigt kühl-feuchten Klima haben wir einen absteigenden Wasserstrom: der Niederschlag ist größer als die Verdunstungsmenge, der Überschuß versickert im Boden, in den trockenen und heißen Tropen verhält es sich umgekehrt. Dieser absteigende Wasserstrom löst verschiedene Bestandteile der obersten Bodenschichten und nimmt sie mit sich in die Tiefe. Einige von ihnen (Humusverbindungen, Eisenhydrat und Tonerde) bleiben aber schon in geringer Tiefe hängen und reichern sich dort an. Die anderen, leicht löslichen, werden dem Grundwasser zugeführt. Auf diese Weise bilden sich gegliederte, mehr oder weniger scharf getrennte Bodenhorizonte:

1. A-Horizont = Auswaschungshorizont mit den Unterabteilungen A_0 = Streuhorizont (Reste der Pflanzendecke, Rohhumus), A_1 = Horizont der beginnenden Auswaschung (beigemengte Humusstoffe), A_2 = Horizont der fortgeschrittenen Auswaschung (Bleicherde).

2. B-Horizont = Anreicherungshorizont (Ausflockung der aus A fortgeführten schwer löslichen Stoffe).

3. C-Horizont = mehr oder weniger verwittertes Muttergestein.

Diese Auswaschung oder Ausbleichung der obersten Bodenschichten wird sehr anschaulich als Podsolierung bezeichnet. „Podsol" entstammt den russischen Wörtern: „pod" = darunter und „sol" = Asche. Man könnte demnach auch von einem „Aschenboden" sprechen.

+

Ein Blick auf die Bodenkarte im Niedersachsenatlas zeigt uns, daß unsere Heimat — von wenigen Ausnahmen abgesehen — fast nur solche Podsol- oder Aschenböden hat. Die Podsolierung kann sich auf jedem Muttergestein vollziehen. Sie ist desto ausgeprägter, je kalkärmer, reinsandiger das Muttergestein ist oder infolge der Kalkauslaugung wurde. Unter Waldbestand zeigt das Bodenprofil der podsolierten Schichten etwa folgendes Bild:

A_0 (0—5 cm): Den Boden bedeckt die Hauptmasse der jährlich abfallenden Blätter und Nadeln. Hier vollzieht sich ein langsamer Verwesungsprozeß, an dem hauptsächlich Pilzfäden beteiligt sind. Bodentiere (bes. Regenwürmer) sind schwach oder kaum vorhanden. Ein grau-schwarzes, faserig-filziges Rohhumus-Geflecht ist von dem darunter liegenden A_1-Horizont scharf getrennt und läßt sich von ihm abheben = Auflagehumus oder Trockentorf.

Landesbibliothek Oldenburg

A_1 (5—10 cm) Schwach humushaltiger, dunkelgrauer, verarmter Mineralboden mit Quarzkörnchen.

A_2 (10—25 cm): Ausgebleichte, aschgraue, sandige oder dichte, im trockenen Zustand mehlig zerfallende Schicht = Bleicherde.

B (25—45 cm): Dichte, tonige, rostfarbig-braunschwarze Materialschicht, die an Wurzelgängen tiefer hinabreicht.

C unter 45 cm: Gelblicher Sand oder sandiger Lehm.

Pflanzensoziologische Untersuchungen haben ergeben, daß die besondere Ausbildungsart des B-Horizontes auch von der Zusammensetzung der humusliefernden Pflanzen abhängt. Auf tonarmen Sandböden und unter reinem Eichen-Birkenbestand ist der B-Horizont in einzelne dünne, sich teilende und zusammenfließende Bänder aufgelöst. Eichen-Hainbuchenwald und Eichen-Hainmierenwald zeigen feine Besonderheiten der Bänderführung und Färbung. Dagegen ist der B-Horizont unter Kiefernbestand und vor allem unter Heidevegetation stets mächtig als Bank entwickelt, oft steinhart und für Wurzeln undurchbrechbar (Ortsteinschicht). So wird der B-Horizont auch zu einer geschichtlichen Urkunde, die uns an Ort und Stelle über den Pflanzenbestand vergangener Jahrhunderte eine klare Auskunft gibt.

+

Alle unsere bewaldeten oder verheideten Kuppen und Hügel, alle unsere alten Esche und höher gelegenen Feldmarken tragen solche Podsolböden. Nur an einzelnen Stellen stoßen wir auf einen anderen Typ, auf die „braunen Waldböden". Zwischen beiden Bodentypen bestehen unverkennbare Unterschiede. Die im Podsolprofil scharf abgesetzten Horizonte sind hier nur mit weichen Übergängen vorhanden. A_0 wird von einer mächtigen Laub-Streuschicht gebildet, die sich von oben nach unten mehr oder weniger zersetzt und neben Rohhumus auch echten Humus aufweist. Dieser Humus-Mull beherbergt ein reiches Tierleben. A_1 und A_2 lassen sich kaum unterscheiden. Ein eigentlicher Zerfall des Ton-Minerals (Montmorillonit) findet nicht statt, und damit kann auch eine nennenswerte Auswaschung nicht erfolgen. B fehlt als erkennbarer Anreicherungshorizont fast ganz. Der Unterboden dieses Typs ist nur stärker verlehmt und durch Eisenhydroxyd ($Fe(OH)_3$) verbraunt. Er ist mehr Verwitterungshorizont als Anreicherungshorizont. Daneben zeigt aber das ganze Bodenprofil eine gleichmäßige Braunfärbung. Alle Bodenteilchen sind von Brauneisen umrindet. Dieses Charakteristikum gab dem Bodentyp seinen Namen: „Braune Waldböden".

Die Landschaften Schlesiens, Sachsens, Bayerns, Württembergs und Badens gehören fast völlig zu diesem Typ. Der Mensch erkannte schon sehr früh seine hervorragenden Qualitäten. Und so sind die reifen braunen Waldböden Europas sozusagen ausnahmslos in Kultur genommen, sind heute Ackerböden. Die wenige braunen Waldböden unserer Heimat zeigen nicht mehr ihre klare Besonderheit. Unser feuchteres Klima führte zur stärkeren Kalkarmut. Die Bildung des echten Waldhumus unterblieb, und die Ton-Mineralien zerfielen. Es trat eine mehr oder weniger starke Podsolierung unserer braunen Waldböden ein. Selbstverständlich hat auch bei uns der Mensch sie längst zu Ackerland gemacht.

+

Noch einen dritten Bodentyp finden wir in unserer Heimat: die in den Niederungen gar nicht so seltenen Naßböden. Sie bilden sich überall dort, wo der hohe Grundwasserstand bis in das Bodenprofil hineinragt, oder wo der Boden durch Staunässe (Oberwasser über einer undurchlässigen Schicht) zu bestimmten Jahreszeiten naß ist.

Zu diesen Naßböden gehören neben den Torfböden unserer Moore auch Minerali-Böden sonstiger Lage (z. B. niedriges Gelände mit hochliegender Grundmoräne). Alle Poren sind mit Wasser gefüllt. Der Sauerstoff fehlt. Das bei uns nie fehlende Eisen liegt in der 2wertigen Form vor (Ferro-Verbindung) und bewirkt die grünlich-graue bis bläuliche Färbung dieser Schichten, die man als „Glei-Horizont" bezeichnet. (Bei Ausschachtungsarbeiten und Grabenauswürfen u. ä. stoßen wir oft genug auf solche Glei-Horizonte). Zeitweilig kann der Grundwasserspiegel absinken, oder das Oberwasser kann verschwinden. Dann erhält der Sauerstoff freien Zutritt zum Boden und oxydiert das Eisen zu einer Ferri-Verbindung (3wertiges Eisen). Dieser Vorgang ist dann an den charakteristischen rostig-braunen bis bräunlich-gelben Flecken in den Bodenschichten (besonders an den Wurzelkanälen der Bäume) leicht zu erkennen.

Solche Glei-Horizonte treten oft genug auch in Podsolböden auf. Glei-Horizonte im

Landesbibliothek Oldenburg

A-Horizont des Podsolbodens verursachen und kennzeichnen einen Sumpfboden minderwertigster Güte. Bei einem Glei-Horizont im B-Horizont ist der Boden bald naß, bald trocken. Die Wurzelschicht kann nur sehr flach sein. Die Bäume zeigen ein schlechtes Wachstum und sind bei Sturm sehr gefährdet (Windbruch). Ein Glei-Horizont im C-Horizont liegt meist in 1,5—2 m Tiefe. Der Boden ist für Waldbestand sehr günstig: die Wurzelschicht ist mächtig genug und das Grundwasser nahe.

Kulturböden

Seit der Jungsteinzeit (rund 3000 Jahre vor Christus) hat der Mensch in stetig steigendem Maße den Naturboden seinen Absichten dienstbar gemacht, ihn in Kultur genommen. Er rodete den Waldbestand, benutzte die Feldmark als Viehweide und vernichtete dabei zum großen Teile die natürliche Vegetation. Er bebaute die Esche und versuchte auf alle Weise, dem Boden das tägliche Brot abzuringen. Dieser Raubbau an der Substanz und unzureichende Wirtschaftsmethoden führten neben einer flächenweiten Verheidung zu vielfacher Verarmung der Böden. Besonders die Äcker unterlagen infolge der pausenlosen Nutzung einem Fruchtbarkeitsschwund, der durch die schmalen Düngergaben (Plaggendüngung) nicht behoben werden konnte. Die Markenteilung (um 1840) und die Verwendung von mineralischem Dünger intensivierte die Acker- und Viehwirtschaft zu Hochleistungen, führte zu ungeahnten Erträgen, belastete zugleich die Böden über alle Maßen. Auch die bis dahin fast unberührten Moore und sonstigen Naßböden blieben nicht verschont. Zur Ausweitung der Acker- und Weideflächen wurde und wird mit den modernsten Mitteln der Technik gerodet und umgewühlt, kultiviert und drainiert. Entwässerungskanäle werden gezogen und ganze Flußsysteme begradigt. Feld und Wald, Flur und Moor werden mit mineralischen Nährsalzen förmlich zugedeckt.

Alle diese Maßnahmen schneiden tief in das Gefüge der Naturböden ein, die in Jahrtausenden wurden und nun wehrlos der Herrenhand des Menschen ausgeliefert sind. Die Auswirkung kennt — auf weite Sicht gesehen — niemand. Es ist uns gesetzt, zu hegen und zu hüten, zu stärken und zu mehren. Aber Eingriff — ob so oder so — ist Eingriff und damit ein Risiko. Der vielseitige Einfluß der menschlichen Bodennutzung läßt sich etwa so zusammenfassen:

1. Bodenbearbeitung. Der reife Boden ist ein wohl ausgewogenes, lebendiges und darum verwundbares Gefüge. Der Pflug zerreißt gewaltsam die ursprünglichen Profile und ändert ihren Aufbau. Quer durch den A-Horizont geht die Pflugsohle. Die Ackerkrume, der dauernd bearbeitete Teil, hebt sich scharf vom Untergrund ab. Verdichtung und Verschmierung der Pflugsohle führen leicht zu Störungen der Wasserzirkulation (Staunässe) und der Bodenatmung. Monatelang liegt die Oberfläche ohne ausreichend schützende Pflanzendecke. Starke Regengüsse, austrocknender Wind und Sonnenbrand treiben ihr Spiel. Der Boden verkrustet und verliert seine Krümelstruktur, seine Gare.

2. Bodenleben. Jede Humusbildung steht und fällt mit dem Bodenleben (Tierwelt und Kleinstlebewesen). Dieses Bodenleben braucht zu seiner reichen Entfaltung Ruhe. Es wird von Mal zu Mal durch Pflug und Egge, durch Hacke und Kopfdünger empfindlich gestört. Die Zahl der Organismen sinkt beachtlich und erholt sich erst nach einiger Zeit. Durch zu häufige Bearbeitung kann man einen Acker auch totpflügen.

3. Stoffentzug. Unter natürlichen Bedingungen ist der gesamte organische Bestand des Bodens (über und unter der Erde, lebendig und tot) dem Kreislauf der Stoffe eingefügt. Die absterbenden oberirdischen Teile und das vermodernde Wurzelwerk dienen der Humusbereitung. Jede Ernte in Feld und Wald und Grasland unterbricht diesen Kreislauf, fast das ganze Produkt der Vegetationsperiode geht dem Boden verloren. Die dem Acker verbleibenden Ernterückstände und die Stalldüngergaben sind dem Stoffentzug keineswegs gleichwertig, sie werden überdies im Ackerboden so rasch zersetzt, daß ein jährlicher Schwund des Humusgehaltes die notwendige Folge ist. Das Absinken des Dauerhumusspiegels zwingt heute schon zu immer stärkeren Gaben an mineralischen Nährstoffen. Aber die unumgehbare Frage, wie lange das gut geht, kann nur die Zukunft entscheiden.

Mit Hilfe mancherlei Maßnahmen sucht der Bauer Jahr um Jahr seinen Acker heil und gesund von Ernte zu Ernte zu bringen, die Höhe der Erträge zu halten oder gar zu steigern. Die Kulturböden gleichen Maschinen, die auf Hoch- und Höchsttouren laufen, laufen müssen. Ausgeleierte Maschinen lassen sich ersetzen, unsere Böden aber nicht. An ihnen hängen unsere Nahrung,

Landesbibliothek Oldenburg

unser Leben, unsere Zukunft. Was sollen wir tun? Wirtschaftlicher Druck und die steigenden Einwohnerzahlen des dichtbesiedelten Abendlandes zwingen zu Hochleistungen und zu neuen Experimenten. Das gesunde Empfinden des bäuerlichen Menschen und das hohe Verantwortungsbewußtsein aller Beteiligten werden nicht die schlechtesten Ratgeber sein, gute Wege zu finden und zu gehen. Die noch sehr junge wissenschaftliche Erforschung der Kulturböden steht vor vielen Geheimnissen und Problemen. Sie müssen von allen Seiten her geklärt und gelöst werden, wenn die Fruchtbarkeit der Äcker in unserer Heimat erhalten bleiben soll.

fr. Oswald Rohling O. P.

Wenn der Frühling kommt

Jetzt zieht in unser Ländchen
Der liebe Frühling ein,
Bis in den letzten Winkel
Will er nun König sein.

Schaut, wie die weite Wiese
Sich schmückt mit frischem Grün,
Und wie an jedem Bächlein
Die Himmelsschlüssel blühn!

Hell leuchten schon die Lärchen
Am dunklen Waldesrand,
Und alle Birken rüsten
Ihr pfingstliches Gewand.

Die Falter, gelbe, bunte,
Die schweben still hervor;
Von Tag zu Tage mehrt sich
der Vogelstimmen Chor.

Wie lieblich klingt am Morgen
Der Amsel Flötenlied!
Wie schallt des Kleibers Weckruf
Durch's grünende Gebiet!

An ihren Kästen plappern
Die Stare ohne Ruh;
Der Meisen munteres Läuten
Gesellt sich eifrig zu.

Des Buchfinks Schmetterstrophe
begrüßt mit Macht den Lenz;
Zaunkönigs kleine Kehle
Gibt kraftvoll Assistenz.

Rotkehlchen singt verborgen
Ein Lied voll Innigkeit;
Goldhähnchens Wisperstimmchen
Steht freundlich ihm zur Seit!

Der Zilpzalp in der Linde
Trägt gern sein Verslein bei,
Und durch die Weidegründe
Jauchzt froher Kiebitzschrei.

Goldammer grüßt den Wand'rer
An jedem Wegessaum;
Die Lerchen tirilieren
Im hohen Himmelsraum.

Horch, aus der höchsten Fichte
Hallt über's weite Tal
Das Lied der grauen Drossel,
des Lenzes Festsignal.

Mit tausend Heroldsstimmen
Gibt sich der Frühling kund.
Nun kostet seine Freuden!
Denn Freude macht gesund.

Franz Morthorst

Landesbibliothek Oldenburg

»Ausländer und Spätheimkehrer«

Als im Lande Oldenburg um das Jahr 1870 die große Aufforstung begann, kam damit das Nadelholz in ein Gebiet, in dem es bislang nicht heimisch war. Die ursprüngliche und natürliche Bewaldung hatte in einem lockeren Eichen-Birken-Hainbuchenwald bestanden; dieser aber wurde im Verlauf der Besiedlung des Landes auf großen Flächen vernichtet und durch die Heide abgelöst (Bild 1). Die Waldabschwendung war durch den Menschen erfolgt und die Wiederbewaldung war wiederum Menschenwerk. Wir können heute der tatkräftigen Männer nur mit Hochachtung gedenken, die dieses Werk auf vielen Tausend Hektar in der Zeit des Halbjahrhunderts von 1870 bis 1920 durchführten und nicht nur selbst gewaltige Werte schufen, sondern auch durch ihr Beispiel wirkten. Ursprünglich stand der Bauer der Aufforstung feindlich, später zunächst gleichgültig gegenüber, bis das Vorbild der heranwachsenden Bestände allmählich eine Wandlung in der Einstellung dem Walde gegenüber bewirkte (Bild 2). Der wiedererstandene Wald hatte aber zwangsläufig einen ganz anderen Aufbau, als der ehemalige Naturwald, denn die Aufforstung der kahlen Heideflächen konnte nur mit Nadelholz, vorwiegend der Kiefer, erfolgen. Es mag merkwürdig erscheinen, daß wir die Kiefer und Fichte — Nachbarn aus Preußen — als forstliche Ausländer im Raume des Küstenklimas bezeichnen müssen, aber es ist nicht zu leugnen und kommt auch im Verhalten dieser beiden Hauptholzarten zum Ausdruck. Zum Beweise sei darauf hingewiesen, daß die Kiefer der Heide-Erstaufforstungen im Gegensatz zu ihrer sonst so berühmten Standfestigkeit hierzulande durchaus störungsgefährdet ist, weil sie nur selten eine tiefgehende Pfahlwurzel bildet, und daß der große Seuchenzug des Schüttepilzes seit fünf Jahren die heranwachsenden älteren Kieferkulturen gefährdet, wie es im eigentlichen Wuchsgebiet der Kiefer im kontinentalen Klima

Bild 1. Urwald. Lockerer Eichen-Hainbuchen-Birkenbestand. Die schlechten Stammformen sind die Folge von jahrelangem Verbiß durch Schafe in der Jugend des Bestandes (Foto: G. v. Lindern-Delmenhorst)

Landesbibliothek Oldenburg

Bild 2. Heideaufforstung mit Kiefern, 71 jährig, Höhe 22 m, Masse je ha 238 Festmeter Derbholz

Bild 3. Hiebreifer Kiefernbestand mit Buchenunterbau Höhe 20 m, 272 Festmeter Kiefernderbholz, 158 Festmeter Buchenderbholz je ha

Bild 4. Kiefernheideaufforstung, 75 jährig, in der Umwandlung in Douglasfichte/Fichte durch jetzt 18 jährig Nachbarn

Landesbibliothek Oldenburg

auch heute noch unbekannt ist. Ebenso erreicht die Fichte die Wuchsleistungen und Qualitäten ihrer Mittelgebirgsheimat nicht voll, aber beide Baumarten haben ihre Aufgabe, nämlich auf der entwaldeten Heide den Wald neu zu begründen, durchaus erfüllt. Nun wächst diese Generation besonders in den Staatsforsten allmählich auf großer Fläche in das Nutzungsalter hinein, und dem Forstmann ist die Aufgabe gestellt, die Weiterentwicklung für die nächste Generation zu planen (Bild 3).

Seit etwa 70 Jahren bestehen im Ammerlande und auch sonst im Küstengebiet berühmte Forstbaumschulen, deren Bedeutung weit über die Grenzen Deutschlands reicht. Diese haben es sich zum Ziele gesetzt, Anbauversuche aus dem riesigen Baumartenreichtum der weiten Welt zu machen. Unser Kontinent ist nämlich im Vergleich zur neuen Welt außerordentlich arm an Baumarten, eine Folge der Eiszeit, die mit der von Norden kommenden Vereisung die Pflanzenwelt gegen die ost-westlich gelagerten Alpen drückte und dort vernichtete. Der gleichen Vereisung konnte auf dem amerikanischen Kontinent die Pflanzenwelt längs der nord-südlich verlaufenden Gebirge nach Süden ausweichen und nach Rückgang des Nordlandeises ihr Gebiet zurückerobern.

Wir wissen also heute, daß unsere Hauptholzarten als die wenigen Überlebenden einer einst viel artenreicheren Flora anzusehen sind, daß aber auch einst manche Baumart (Bild 4), die heute in Amerika riesige Wälder bildet, hier gleichfalls heimisch war. Nach mancherlei mißglückten Einbürgerungsversuchen war bei den Forstleuten um die Jahrhundertwende eine aus Enttäuschung entstandene Abneigung gegen diese „Ausländer" vorhanden, aber wir müssen wohl umlernen und in vielen Fällen den geringschätzigen Ausdruck „Ausländer" fallen lassen. Wir sollten — allerdings nach eingehender Prüfung auf Grund der modernen wissenschaftlichen Erkenntnisse — vielleicht eher von „Spätheimkehrern oder Rückwanderern" sprechen, als deren Vortrupp wir wohl vor allem die Douglasfichte ansehen dürfen. Der Forstmann hat es natürlich insofern schwerer als die Landwirtschaft, als sich Erfolg oder Mißerfolg vielfach erst nach Zeiträumen erkennen läßt, für die ein Menschenleben zu kurz ist, und damit verbietet sich ein planloses Experimentieren von selbst. Die Erkenntnisse der landwirtschaftlichen Züchtung lassen sich nicht

Bild 5. Japanische Lärchen, 24 jährig, 18 m hoch, bereits stark durchforstet

Bild 6. Douglasfichtenreihe mit gleichaltem 62 jährigen Stieleichenbestande. Höhe der Douglasfichten 32 m, Höhe der Eichen 19 m
Foto: Forstamt Ahlhorn (5)

Landesbibliothek Oldenburg

ohne weiteres übertragen, aber in den Grundzügen wird die Forstwissenschaft ähnliche Wege gehen müssen. Die oldenburgischen Förster haben aus den ammerländischen Baumschulen schon vor längerer Zeit Versuchspflanzen geholt und damit hier und da Beispiele geschaffen, wie sie andere Gebiete nicht haben; indes steckt alles noch in den Anfängen, aber es ist an der Zeit, anzufassen.

Die Ausführungen über die Kiefer und Fichte am Anfang dieses Aufsatzes haben den Zweck, zu beweisen, daß wir uns von der „Ausländerfurcht" nicht schrecken lassen dürfen, weil diese jedermann wohlbekannten Holzarten hierzulande letzten Endes doch auch Ausländer sind. Da wir aber unseren Böden auch im Walde möglichst hohe Erträge abringen müssen, um leben zu können, dürfen wir uns andererseits auch vor „echten" Ausländern, wie es zum Beispiel die japanische Lärche ist, nicht fürchten (Bild 5); denn das Beispiel der Kartoffel zeigt, wie ein glücklicher Griff in den Reichtum der Erde die Lebensgrundlage ganzer Völker, ja ganzer Erdteile, verändern kann.

Die jetzt lebende Generation wird den weiteren Wandel der heimatlichen Waldlandschaft nur in den Anfängen erleben, es ist aber zu erwarten, daß die Waldfläche sich weiterhin vergrößern wird, je mehr durch die wirtschaftliche Strukturänderung die landwirtschaftliche Nutzung geringer Böden unwirtschaftlich wird.

Der Bauer sollte sich deshalb mit dem Walde und seinen Problemen vertraut machen, aber er möge dem Forstmann auf diesem Gebiete weiterhin den Vortritt lassen, um das Bewährte zu übernehmen, wenn die Zeit gekommen ist (Bild 6).

Walter Hulverscheidt

KATTEKERS

In meiner Jugend stand im Raume des Gutes Hopen bei Lohne ein herrlicher alter Laubwald, der in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg geschlagen wurde. In diesem Wald fanden sich einige wahre Baumriesen. So stand am Eingang eine gewaltige Buche, die sich an Umfang und Höhe gemach mit der „tausendjährigen Buche" am Tollenberge bei Damme, oder der noch erhaltenen im Schloßgarten zu Jever messen konnte. Es gab auch einige gewaltige Fichten. Besonders eine am Rande des Waldes an einem Graben stehende ist mir noch in Erinnerung. Manches Mal glitt unser Blick den glatten graden Stamm hinauf bis zu dem dunklen Rund eines Greifvogelhorstes oben in schwindelnder Höhe. Keinem der Jungen kam auch nur einmal der Gedanke, den Baum zu ersteigen, obwohl wir, wie wir noch sehen werden, wirklich etwas wagten. An dem Wege zum Runenbrauk, rechts in einem kleinen Waldstück, fanden sich drei uralte, riesige Fichten. Besonders die erste dicht an der schönen Allee war bedeutend älter als der übrige Bestand und machte mit ihren gewaltigen, von Wind und Regen gebleichten Ästen und dem mit starker rissiger Borke bedeckten Stamme einen geradezu urtümlichen Eindruck. — War das ein Leben, wenn der Frühling in diesen Wald einzog und seine Ränder mit einem Teppich blühender Anemonen überzog! Dann lärmten die Dohlen, in Lohne „Kaonen" genannt, um die Brutplätze in den zahllosen hohlen Buchen, die Spechte trommelten, und die Kleiber flöteten. Uns Jungen von der nahen Brinkstraße zog es nun immer wieder in diesen Wald. Wenn die Brut der Dohlen in den Nisthöhlen schrie, wenn wir mit einem Knüppel an die mächtigen Stämme z. B. des „Drei- oder Vierloches" klopften, war das Musik in unseren Ohren. — Allabendlich und in klaren Frühlingsnächten klang das schauerlich schöne „huh, huh, huuuh, huh, huh, huuuh!" des Waldkauzes wie aus einem Urwalde die Brinkstraße hinauf bis zu meinem Elternhause. — Unvergessen ist mir aber besonders eine alte, morsche Eiche. Der Baum stand im hinteren linken Viertel des Waldes. Forstlich gesehen war er sicher wertlos. Der ziemlich dicke Stamm hatte an allen Seiten mächtige Warzen und in etwa 3 m Höhe eine Höhle mit einem faustgroßen Eingang.

Eigenartig, dieser Baum hatte es den Eichhörnchen, den Kattekern, wie wir sagten, angetan. Uns fiel auf, daß häufig, wenn wir an diesen Baum klopften, ein Eichhörnchen aus der Höhle herausfuhr. Da nun unsere Liebe zu Eichhörnchen mindestens so groß wie zu den Dohlen war, machten wir Jagd auf diese. Eine etwa 2½ m lange Holzstange wurde bereitgelegt, und nachdem wir uns leise durch das vorjährige trockne Laub bis an den Stamm herangepirscht hatten, stießen wir das Ende des erwähnten Stabes in den

Landesbibliothek Oldenburg

Ausgang der Höhle und machten so manchem Eichhörnchen, das da oben in dem warmen Holzmehl der Höhle schlief, die Flucht unmöglich. Aber was dann? Unbedenklich langte einer aus unserem Freundeskreise mit der Hand in die dunkle Höhle und suchte das Tier zu fassen. Nun sind Eichhörnchen keineswegs so harmlos, wie sie aussehen, und wissen sich gar wohl ihrer Haut zu wehren. Aber es gab keinen Pardon, das Tier wurde herausgeholt, wenn es auch fast jedesmal schwere Bißwunden an der Hand gab. Naturgemäß konnte man das eingeschlossene Tierchen nur herausziehen, wenn man es von vorn oder von hinten packte. Beim Griff über Kopf, Schulter und Hals des Tieres ging es nie ohne Bißwunden ab. Das Eichhörnchen ließ, wenn es zugebissen hatte, auch nicht wieder los, was sehr unangenehm war. Dafür rutschte es dann aber ziemlich einfach durch den Ausgang. Ergriff man aber das Eichhörnchen am Schwanz, so hatte es immer noch die Möglichkeit, sich mit den Krallen im Höhlenausgang festzuhalten. Man hätte dann wohl dem Tiere den Schwanz „ausluken" können, ergeben hätte es sich nicht. Deshalb mußten wir mit den Fingern der freien linken Hand die Krallen lösen, bis dann endlich das Tier gefangen war. Alles in allem eine tolle Prozedur. Sobald das Tier aus dem Eingang heraus war, drückten wir es blitzartig schnell gegen die Brust, um ihm dadurch die Möglichkeit des Kratzens und Beißens zu nehmen. So landete es dann in einem vorbereiteten Käfig im Hofe des Elternhauses oder in einem solchen von Freunden. — Jung eingefangene Eichhörnchen werden bald sehr zahm und lernen zur Freude der Zuschauer auch schnell ein Rad im Käfig drehen. Werden Jungtiere zu früh dem Neste entnommen, verweigern sie hartnäckig jede Nahrungsaufnahme. Läßt man sie aber noch im Neste, werden sie sofort von den Alttieren verschleppt. Die Alten bauen nämlich vorsorglich mehrere Nester und tragen die Jungen bei der geringsten Störung in ein neues Nest. — Wenn ein junges Eichhörnchen anfangs die Nahrung nicht aufnehmen wollte, wußten wir Jungen auch Rat. Mit Hilfe eines gewöhnlichen Schmierkännchens, wie es jeder Radfahrer besitzt, spritzten wir dem Tier lauwarme, verdünnte Milch ins Maul. Um Verletzungen zu vermeiden, hatten wir über den „Auspuff" vorsorglich ein Stückchen Ventilgummi gezogen. — Der Fang und Transport eines Eichhörnchens aus der hohlen Eiche von Hopen brachte manchmal noch eine Schwierigkeit ganz besonderer Art. Eichhörnchen sitzen oft voll von Flöhen einer gelblichen, sehr lebendigen Art. Wie gesagt, mußten wir das gefangene Tier gegen die Brust gedrückt heimtragen, um ihm die Möglichkeit zum Beißen zu nehmen. Manchmal ergoß sich dann ein Strom von Flöhen auf und unter den Rock, schließlich sogar bis aufs Hemd. Auf diese Weise haben wir Eichhörnchenflöhe sogar bis in unsere Betten im Elternhause getragen. Nach ein paar Tagen waren sie dann aber doch wieder fort, nicht allein des Eingreifens unserer entsetzten Mutter wegen, sondern weil es Eichhörnchen- und keine Menschenflöhe waren. — Gefangene Eichhörnchen beginnen bald, die Einrichtung des Käfigs zu zernagen. Die Nagezähne wachsen wegen starken Verschleißes in der freien Natur schnell nach. Weil es für gefangene Tiere wenig zu nagen gibt, müssen sich diese an der hölzernen Einrichtung des Käfigs vergreifen, damit die Zähne die richtige Länge behalten. — Alt eingefangene Tiere gewöhnen sich nur schwer an die neue Umgebung. Wir mußten anfangs sogar die Drahtflächen des Käfigs mit Säcken abblenden, da sich die Tiere daran die Nasen blutig rissen. —

Einmal hatten wir wieder einmal ein auffallend dunkles Exemplar der Hopener Eichhörnchen in unseren prächtigen Käfig im Hofe des Elternhauses gesetzt. Der Käfig stand auf dem Boden und war so geräumig, daß ein Junge fast darin stehen konnte. Die Tür mußte leider ziemlich groß sein. Man mußte ja den Käfig reinigen können. In der Ecke stand ein ausrangierter Starenkasten, dessen Eingang genügend erweitert war, als Schlafplatz. Inwendig war dieser mit Watte ausgestopft, Eichhörnchen sind nämlich sehr empfindlich gegen Kälte. Auf dem Boden standen dann noch ein Schälchen mit Milch und eines mit Nüssen und Zwieback. Man sieht, es war für alles gesorgt. Unser neues Eichhörnchen blieb aber trotzdem wochenlang unsichtbar. Nur des Nachts verließ es seinen Schlafplatz, wie an den verzehrten Nüssen festzustellen war. Das wurde uns eines Tages doch zu viel. Auch unsere Freunde drängten, unsern neuen Kostgänger doch wenigstens einmal ans Licht zu bringen. So öffnete dann mein Bruder die erwähnte Klappe am Käfig. Er lehnte sich mit dem Oberkörper weit hinein und schüttelte vor den neugierigen Augen unserer Freunde und meines Onkels den Schlafkasten einige Male kräftig. Wie der Blitz kam nun das fast schwarze Tier aus sei-

Landesbibliothek Oldenburg

nem Versteck herausgeschossen, sauste ein paarmal die Wände des Käfigs auf und nieder und war im Nu über die Schultern meines Bruders hinweg draußen; es lief dem zuschauenden Onkel und den Jungen entgegen und flüchtete, von fünf Menschen bedrängt, in den Hof meines Onkels. Meine gute Tante, die Frau des eben genannten Onkels, war gerade im Begriff, mit einem Teller Hühnerfutter in der Hand, den Hof zu überqueren. Und dann geschah es! Im Augenblick war meine Tante Mittelpunkt eines kleinen aufgeregten Menschenknäuels. Leider haben Eichhörnchen nämlich die leidige Angewohnheit, hoch zu laufen. Dabei verwechselte es wohl das Bein meiner Tante mit einem Baumstamm in Hopen. Jedenfalls verschwand das geängstigte Tier in der angegebenen Richtung und meine arme Tante sank mit dem Hilferuf: „Heinrich!" in Ohnmacht. Als mein Onkel seine Frau von hinten umfaßte, um sie in Richtung der Seitentür seines Hauses fortzuziehen, war mit einem Male das Eichhörnchen wieder da. Es sauste unter dem lauten Halloh der Jungen am Hause vorbei über die Straße auf den Denkmalsplatz, der damals noch allgemein „Holtplatz" hieß. Dort lief das Eichhörnchen die erste Kastanie hoch und saß in der Spitze des Baumes, wo der Wind mit seinem buschigen Schwanze spielte. Bald saß ein Junge oben in der Kastanie und das Eichhörnchen in der nächsten. So ging das mehrmals, bis es endlich wieder über die Straße sprang und in einer starken Eiche des ehemaligen Klövekornhofes (jetzt Trenkamp) endgültig und für immer von uns Abschied nahm. Unsere Brinker Germania hoch oben auf dem Sockel des Kriegerdenkmals von 1870—1871 schaute zu. Sie war unser Stolz, obwohl sie nach unserem damaligen Schönheitsideal als Mädchen etwas „dicklich" geraten war. Sicherlich hat sie aber, die soviel Brinker Schicksale gesehen hat, doch herzlich gelacht.

Heinrich Schürmann

Beginn des Denkmalschutzes in Oldenburg

Die ersten Bemühungen um die Erhaltung der Steindenkmäler liegen in Oldenburg rund 100 Jahre vor Erlaß des Denkmalschutzgesetzes von 1911. Bereits am 13. April 1819 hatte die Herzogliche Kammer in einer Bekanntmachung angeordnet:

„Da die in einigen Gemeinheiten auf der hiesigen Geest befindlichen, aus mehreren in der Vorzeit zusammengebrachten großen Steinen und aufgeworfenen Grabhügeln bestehenden Denkmäler des Altertums möglichst erhalten werden sollen, so wird hiermittelst einem jedem untersagt, solche zu zerstören oder auf irgend eine Weise zu beschädigen. Den Ämtern wird es zur Pflicht gemacht, auf die Befolgung dieser Vorschrift selbst zu achten und auch durch die Amts-Unteroffizialen darauf achten zu lassen."

Diese Maßnahme war notwendig geworden, um der zu Beginn des vorigen Jahrhunderts auftretenden Gefahr der Zerstörung oder Beseitigung der Steindenkmäler zu begegnen. Durch die Teilung der Marken und Gemeinheiten gingen die bis dahin gemeinschaftlich und in erster Linie durch Schaftrift genutzten Flächen in das private Eigentum der berechtigten Bauern über.

Soweit die dabei dem Staat zugefallenen Flächen nicht zur Aufforstung kamen, wurden sie für die Ansiedlung einzelner „Anbauer" oder für die Anlegung neuer Kolonien verwendet. Daß bis zum Erlaß der Bekanntmachung von 1819 auf die Erhaltung der Steindenkmäler kein Wert gelegt wurde, wird uns durch die vorher ausgeführte Teilung der Benstruper Mark (Gem. Löningen) bestätigt. So konnte in dieser Mark eine Steinsetzung verloren gehen, an die heute nur noch der Name der damals angelegten Siedlung „Steinrieden" erinnert.

Nachdem die Ämter auf Veranlassung der Kammer über die in ihren Bezirken vorhandenen „Denkmäler des Altertums" berichtet hatten — G. Sello veröffentlichte diese Feststellungen im VII. Bericht über die Tätigkeit des Oldenburger Landesvereins für Altertumskunde und Landesgeschichte — machte die Kammer Vorschläge über zweckmäßige Maßnahmen zum Schutze der Anlagen. Sie war der Meinung, daß „die vorzüglichsten steinernen Monumente und ihre nächste Umgebung zu bepflanzen und mit einem Erdwall einzufriedigen sein möchten. Es liegen zwar ein paar auf Privatgründen, das wird aber keine Schwierigkeiten machen, da Gemeinheitsgründe zur Entschädigung gegeben werden können, und wenn etwa der eine oder andere Eigenthümer lieber eine bare Vergütung sollte haben wol-

Landesbibliothek Oldenburg

len, so wird der Grund und Boden, auf dem das Monument liegt, doch nur wenig kosten". Der Vorschlag, die Steindenkmäler durch eine Umwallung zu schützen und die Umgebung zu bepflanzen, ging von dem Ingenieur-Leutnant Nieber vom Vermessungs-Comptoir aus. Nieber hatte auf Ersuchen der Kammer die „Visbeker Braut" aufgenommen und einen Lageplan gefertigt. Die Kosten für die Einfriedigung und Bepflanzung der Steinsetzungen hatte der Forstmeister von Heimburg auf durchschnittlich 16 bis 30 Taler veranschlagt.

Die Kammer setzte sich in der Folgezeit nachdrücklich für die Verwirklichung ihrer 1820 niedergelegten Auffassung mit dem Erfolg ein, daß uns zahlreiche Steinsetzungen erhalten blieben. So konnten u. a. bei der Teilung der Ahlhorner Gemeinheit auf Anregung des Kammerherrn von Alten die „Kellersteine" und die westlich vom „Visbeker Bräutigam" belegenen drei Steindenkmäler in der Ahlhorner Heide mit ihren Flächen für den Staat ausgeschieden werden. Ein weiteres Beispiel für den Erfolg des staatlich geforderten Denkmalschutzes gibt uns die Teilung der Sierhauser Mark in der Gemeinde Damme. Hier konnten 1864 die Burgplätze, und zwar die „kleine Schanze" und die „große Schanze" mit etwa zwei Hektar Fläche unter Anrechnung auf den staatlichen Abfindungsanspruch sichergestellt werden.

Auch für die Beachtung der „Balken-Straßen" (Bohlenwege) in den Mooren setzte sich die Herzogliche Kammer ein. „Es möchte die Zerstörung dieser Straßen zu verbieten und ein jeder, der beim Torfgraben oder sonst darauf stößt, anzuweisen sein, davon beim Amte Anzeige zu machen. Auf diese Weise würde sich vielleicht nach und nach die Direktion derselben ergeben, die dann zur bleibenden Nachricht in die Karten eingetragen werden könnte". Man war allerdings der heute als überholt anzusehenden Meinung, daß damit das Auffinden „der Züge, die die römischen Heere nahmen, und der Walstätten, wo die Hauptschlachten vorfielen", erleichtert werden könnte.

Die Geschichtsforscher haben „der angestrengtesten Untersuchungen ungeachtet, darüber nur Vermutungen aufstellen können, und es weiß daher auch noch niemand mit Bestimmtheit zu sagen, wo denn eigentlich der Teutoburger Wald und die Idistavisische Ebene lagen".

Weniger Wert wurde bedauerlicherweise auf die Erhaltung der Hügelgräber gelegt. Ihre Zahl muß beträchtlich und vermutlich größer gewesen sein, als die Zahl der heute noch erhaltenen oder systematisch untersuchten. Da sie in den ungeteilten Marken und Gemeinheiten große Flächen einnahmen, glaubte man, dieses Gelände bei einer zweckmäßigen Aufteilung und zur Abgeltung der Abfindungsansprüche nicht ausnehmen zu können. Bei der 1872 durchgeführten Auseinandersetzung der Bauerschaften Pestrup, Kleinenkneten und Düngstrup durch eine Generalteilung ihrer Kummulativ-Gemeinheit waren der Bauerschaft Pestrup rund 180 Hektar und der Bauerschaft Kleinenkneten rund 360 Hektar als Abfindung zugefallen. Damit war auch das in dieser Fläche belegene „Pestruper Gräberfeld" in das private, allerdings noch ungeteilte Eigentum dieser Bauerschaften übergegangen. Die Teilungskommission bemühte sich vergeblich, das Gräberfeld in etwa 32 Hektar Größe mit etwa 350 Hügelgräbern für den Staat zu erwerben. Die Interessenten glaubten damals, diese Fläche nicht entbehren zu können. Erst 1909 führten die Bemühungen des Staates durch Ankauf des Gräberfeldes mit dem benachbarten „Rosengarten" zum Erfolg.

Im Gegensatz zu den seit 1819 in Oldenburg herrschenden Bestrebungen, die in den hier getroffenen Maßnahmen ihren Ausdruck finden, stand allerdings noch eine andere zeitgenössische Auffassung, die sich in einer Schrift über die „Praktische Verfahrensart beim Sprengen und Spalten der großen Feldsteine, welche man im pflugbaren Boden sowohl als auch in den Heiden, Wäldern, Hainen und bei alten Grabhügeln hin und wieder in großer Menge antrifft" widerspiegelt. Diese Anleitung erschien 1808 bei Schöne in Eisenberg und war „zum nützlichen Gebrauch für Bebauer der Ackerflächen und Colonisten" bestimmt. Unter solchen Umständen kann man nur vermuten, daß uns zahlreiche steinerne Zeugen der siedlungsgeschichtlichen Vergangenheit durch Unkenntnis und Eigennutz verloren gingen und ihre Trümmer bei Bauten und für die Befestigung von Wegen Verwendung fanden. Andererseits kann aber mit Dankbarkeit festgestellt werden, daß die landesrechtlichen Maßnahmen in Oldenburg noch rechtzeitig genug getroffen wurden, um vieles zu erhalten.

Otto Harms

Landesbibliothek Oldenburg

Ein Tag urgeschichtlicher Landesaufnahme

im Bereich der Gemeinde Lindern

Wenn man die Denkmallisten des Oldenburger Landes durchsieht [1]), dann wird es bei der Betrachtung der unter gesetzlichem Schutz stehenden vor- und frühgeschichtlichen Bodendenkmale (Steingräber, Grabhügel, Wehranlagen u. a.) auffallen, daß in der Gemeinde Lindern lediglich vier Steingräber diesen Schutz als kulturgeschichtlich wichtige Zeugnisse unserer heimischen Vergangenheit genießen: Die Schlingsteine Abbild. 1 (1), das Steingrab am Herrensand 1 (2) und die beiden Steingräber in den Marrener Tannen. Die Tatsache, daß im Bereich der Gemeinde Lindern bisher noch keine Grabhügel erfaßt und geschützt waren, mußte um so auffallender sein, als solche ringsum in den benachbarten Gemeinden und im angrenzenden Hümmling durchaus vorhanden sind (Molbergen 22 Hügel, Lastrup 69 Hügel und 2 Hügelfelder und Löningen 40 Hügel). Daß hier nur eine Erfassungslücke vorliegen konnte, stellte sich am 1.3. 1957 heraus, als der mit Lindern und seiner Geschichte eng verbundene Heimatforscher Dr. Kohnen dem Denkmalpfleger eine erste orientierende Besichtigung ermöglichte, an der Oberreg.- uhd Vermessungsrat Diekmann, Bürgermeister Möhlenkamp, Hauptlehrer Kreymborg und vor allen Dingen Bauer A. Knurbein als Interessierte und Kundige teilnahmen. Was dem Denkmalpfleger für die vor- und frühgeschichtlichen Bodendenkmale dort zu Gesicht kam, war Veranlassung dafür, daß bereits am 14. März die intensive Arbeit eines Tages darangesetzt wurde, diese und weitere Befunde so festzulegen, daß damit die Unterlagen für eine ordnungsgemäße Erfassung und die Unterschutzstellung gegeben waren.

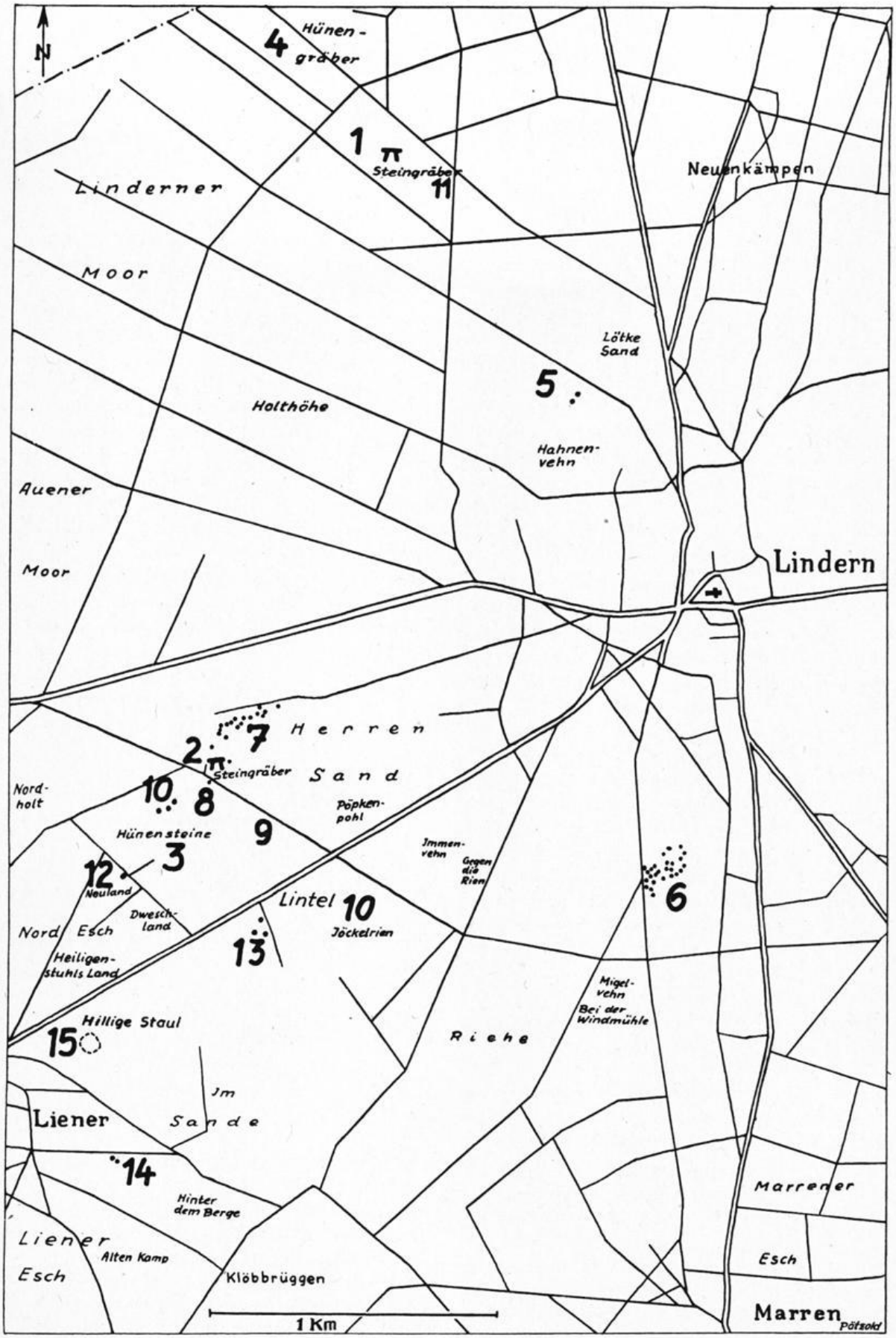
Bald nach dem frühzeitigen Eintreffen in Lindern konnte ich, versehen mit den Kartenunterlagen (Meßtischblatt und Katasterkarte 1:10 000), Zeichen- und einfachem Vermessungsgerät (Winkelprisma) und vor allem versorgt mit wertvollsten Hinweisen des Bauern Knurbein, die Feststellung und Vermessung von insgesamt 56 (!) vorgeschichtlichen Grabhügeln in Angriff nehmen. Der Zeitpunkt im März war richtig gewählt, weil die noch fehlende Belaubung den besten Überblick gestattete.

[1]) R. Tantzen, Die Denkmallisten des Oldenburger Landes. Oldenb. Jahrbuch 55/1955 Teil 1 S. 135 ff. (S. 189 f.).

Begonnen wird hier mit der Beschreibung einer Gruppe von Grabhügeln auf Flur 8, Parzelle 194 und 197, östlich des Weges von Lindern, vorbei an der Stelle der ehemaligen Windmühle, nach Marren (Abb. 1 (6)). Hier liegen auf den Grundstücken von J. Gerdes und P. Schute, Lindern, im Kiefernbestand und auf einem Freischlag 26 mehr oder weniger gut erhaltene Hügel. Die Vermessung erfolgt auf die Weise, daß von Grenzlinien aus, die sowohl auf der Katasterkarte als auch im Gelände klar zu erkennen sind, mit Hilfe des Winkelprismas, das im Gelände die genaue Rechtwinkligkeit von Meßlinien gewährleistet, für jeden Hügel zwei Koordinaten festgelegt und gemessen werden. Diese Zahlen werden zunächst draußen in einer Feldskizze festgehalten. Gleichzeitig werden für jeden soeben vermessenen Hügel auch die Maße für Durchmesser und Höhe genommen und auch Besonderheiten des Erhaltungszustandes vermerkt. Aus diesen Aufzeichnungen entsteht dann eine Kartenskizze, die als Hauptunterlage für den Antrag auf Unterschutzstellung anzusehen ist. Der gesetzliche Schutz wird daraufhin von der Oberen Denkmalschutzbehörde durch Eintragung in die Denkmalliste A und durch eine Verfügung ausgesprochen. Diese Schutzmaßnahmen stellen keinesfalls einen wesentlichen Eingriff in die Rechte des Besitzers dar, da sie zumeist die land- und forstwirtschaftliche Nutzung wie bisher zulassen und lediglich eine Veränderung der Form der geschützten Objekte verhindern sollen.

Außer dieser größten Hügelgruppe konnten am gleichen Tage noch weitere Grabhügel festgestellt werden, teilweise durch den Hinweis auf dem Meßtischblatt, wo an den betreffenden Stellen Hügelsignaturen eingetragen sind 1 (5), (6), (12), darunter zwei große Hügel mit Steinsetzungen, die offenbar bereits erheblich beschädigt sind, auf Flur 6, Parz. 145/1, (W. Thöben, Lindern) (1, 5). Die zweitgrößte Gruppe (1, 7), nämlich 18 Hügel, liegt im Bereich des Steingrabes am Herrensand auf Flur 6, Parz. 22, (G. Dröge, Neuscharrel) und Parz. 23 (J. Gerdes, Lindern). Diese Hügel (in einem lichten Kiefernbestand) zeichnen sich durch einen recht guten Erhaltungszustand aus, wenn auch bei einzelnen, wie auch bei der zuerst besprochenen

Landesbibliothek Oldenburg



Landesbibliothek Oldenburg

Gruppe, Spuren alter Eingrabungen in Form von Kuhlen oder kreuzförmigen Gräben zu erkennen sind. Gewissermaßen als Fortsetzung dieser ansehnlichen Hügelgruppe nach Südwesten hin wurden im Ackergelände weitere urgeschichtliche Grabhügel festgestellt, die entweder nur als kleine Reste (1, 8) wie z. B. auf dem Grundstück der Kirchengemeinde im spitzen Winkel der Parz. 26, oder als flachgeackerte, zumeist heller sich abzeichnende schwache Erhebungen in Erscheinung treten wie z. B. (1, 10) Flur 9, Parz. 119 und 120, (H. Thyen, Liener), Parz. 210/117 (H. Janzen, Liener). Der im Laufe der Zeit ebenfalls recht flachgeackerte Hügel (1, 12) auf Flur 9, Parz. 183/85, (J. Rump, Liener) ist als vorgeschichtlicher Bestattungsplatz recht leicht daran zu erkennen, daß man in seinem Bereich Urnenscherben und Leichenbrandstückchen aufsammeln kann. Gut als Grabhügel anzusprechen sind dann schließlich noch drei Hügel im Kiefernbestand von Dr. M. Brinkmann, Lindern, auf Flur 9, Parz. 220/125 (1, 13) und zwei weitere auf Flur 17, Parz. 165, (H. Thyen, Liener) (1, 14).

Mit diesen Feststellungen an einem einzigen Tage ist die Aufnahmetätigkeit in der Gemeinde Lindern naturgemäß bei weitem nicht abgeschlossen. Weiteres Nachforschen wird sich anschließen müssen, um das Bild vom Werden unserer Heimat deutlicher zu machen. Da muß beispielsweise die Stelle (1, 4) unter die Lupe genommen werden, wo die Katasterkarte die Bezeichnung „Hünengräber" trägt und wo auch das Meßtischblatt die Signatur für Grabhügel aufweist. Weiterhin muß den Angaben nachgegangen werden, denen zufolge im Bereich (1, 9) entlang des Weges von der Straße zum Steingrab in südöstlicher Richtung noch zur Jugendzeit von Dr. Kohnen eine ganze Reihe von inzwischen eingeebneten Hügeln gelegen hat; schließlich sind diese Nachforschungen aber auch auf den Bereich des „Lintel" bzw. „Jöckelrien" auszudehnen (1, 10), wo A. Knurbein von einer größeren Gruppe von Grabhügeln weiß, bei deren Einebnung so manche Urne zutage gekommen sein soll.

Diese Feststellungen passen so recht zu einem Bericht des früheren Kammerherrn v. Alten [2]) aus dem Jahre 1876, in dem er von Ausgrabungen berichtet, die Pastor Dr. Wulf zu Lastrup und Vikar Wempe zu Lindern vorgenommen haben „. . . zunächst auf dem s. g. Kreyenfelde und in den Bargen. Die erste Hügelgruppe, welche übrigens ehemals mit der in den Bargen zusammenhing, liegt südwestlich von Lindern, auf Schutes Gründen. Zwölf von den dort noch befindlichen 36 Hügelgräbern wurden geöffnet, doch nichts gefunden als Steinsetzungen und zwar kreisförmig, sei es Stein an Stein, gruppenweise oder vereinzelt; innerhalb derselben fanden sich fast immer Knochen und Kohle, meist auf dem natürlichen Boden, zuweilen zeigte sich aber auch nichts, als ein einzelner Stein oder pyramidaler Steinhaufen in der Mitte aufgebaut . . ."

Mit der Gruppe auf dem Kreyenfeld ist nach dieser Beschreibung offensichtlich die zuerst beschriebene Gruppe gemeint. Die Beschreibung v. Altens gestattet auch gewisse Aussagen über die Zeitstellung dieser Grabhügel. Nach entsprechenden Befunden an Grabhügeln bei Löningen [3]) haben wir es nach den alten Angaben mit Brandbestattungen zu tun, bei denen der Leichenbrand als sogenanntes Knochenlager, also nicht in einer Urne, bestattet wurde. Nach Bronzebeigaben in den Löninger Hügeln ist die Einordnung in die vorchristliche Eisenzeit möglich, d. h. etwa in die Zeit um 300 vor Christi Geburt.

Bei dem Versuch, durch eine möglichst genaue Fundkarte der Gemeinde Lindern den Besiedlungsverlauf dieses Gebietes über viele Jahrtausende hindurch zu verfolgen, wird man sich weiterhin mit den Stellen beschäftigen müssen, an denen vielleicht weitere Steingräber gestanden haben könnten. Die Stelle (1, 3) ist nicht nur wegen der Flurbezeichnung „Hünensteine" verdächtig; A. Knurbein weiß von großen Steinen, die einst dort in diesem Bereich lagen (und vielleicht noch liegen?). Der gleiche Gewährsmann weiß auch von einer Steinsetzung nicht weit von den „Schlingsteinen", auf Flur 3, Parz. 419 (1, 11). Auch wenn in den alten Museumsunterlagen bei steinzeitlichen Funden (Museum Oldenburg 842, 2323—2327, 2344—2346, 3216) aus dem Jahre 1880 als Fundstelle ein zerstörtes Steingrab mit Namen „Blaue Steine" bei Hägel bzw. Hegel genannt wird, dann müßte diese Stelle noch auffindbar sein, zumindestens in der Erinnerung und mündlichen Überlieferung, wie auch der Platz eines zerstörten Steingrabes bei Kleinenging, aus dem Vikar Wempe 1875 neolithische Scherben geborgen hat. Auch im Bereich vom „Kammersand" werden noch Grabhügel ermittelt werden können,

[2]) F. v. Alten, Bericht über die Thätigkeit des Oldenburger Landesvereins für Alterthumskunde vom 1. März 1875 bis dahin 1876 S. 4 f.

[3]) J. Pätzold, Grabhügel bei Löningen, Heimatkalender f. d. Oldbg. Münsterland 1957, S. 51 ff.

Landesbibliothek Oldenburg

zumal in den Museumsunterlagen Hinweise in dieser Richtung zu finden sind.

Ein Punkt von ganz besonderem Interesse scheint der „Hillige Staul" (1, 15) zu sein, der auf Flur 9, Parz. 241/130 (C. Haker, Liener) liegt und als größerer, künstlich angelegter Platz einwandfrei zu erkennen ist.

Wenn man dann noch bedenkt, in welcher Menge vorgeschichtliche Funde aus dem Bereich der Gemeinde Lindern sich in den Museen in Cloppenburg (55 Fundstücke) und Oldenburg (dort sind es über 80 von z. T. überregionaler Bedeutung) und darüber hinaus vielleicht noch im Privatbesitz befinden, dann wird der nachdenkliche Betrachter zwischen den Zeilen herauslesen können, welche Fülle an vorgeschichtlichen Funden und Befunden jetzt bei einer systematischen Erfassung im Bereich einer einzigen Gemeinde noch lokalisiert und damit der wissenschaftlichen Bearbeitung und Auswertung zugänglich gemacht werden kann. Es läßt sich aber auch nicht übersehen, daß es höchste Zeit ist, in enger Zusammenarbeit aller Interessierten diese Aufnahme durchzuführen. Denn die Zeiten, in denen der Bauer hinter dem Pflug herging und dabei so manchen ans Tageslicht gekommenen Fund aus der frisch gewendeten Scholle bergen konnte, sind endgültig vorbei. Wenn er heute auf dem Trecker sitzt, dann kann er nicht mehr beobachten, was der tiefer greifende Pflug hinter ihm zutage bringt. Und was früher bei der Arbeit mit Hacke, Schaufel und Spaten im Handbetrieb beim Graben, Ausschachten oder Einebnen an Funden und Befunden leicht zu erkennen war, geht heute meist unbeobachtet verloren, wenn die Planierraupe oder der Bagger eingesetzt wird, um die Landschaft grundlegend zu verändern.

Bei dieser Sachlage müßte der Denkmalpfleger jeglichen Mut verlieren, wenn er nicht gelegentlich, wie in diesem Fall, erkennen könnte, daß dieses Erfassen und die Sicherung der Restbestände eines so einmaligen und wirklich unersetzlichen kulturgeschichtlichen Besitzes in unserem engeren Lebensbereich nicht immer nur als weltfremdes und überholtes Schwimmen gegen den Strom der Zeit und ihrer technischen Entwicklung angesehen wird, sondern daß es hier in Lindern — und hoffentlich auch in einem weiteren Bereich — ein wirkliches Anliegen der Gemeinde und ihrer Bewohner ist oder zumindestens recht bald wird. Denn es ist durchaus einer Überlegung und Besinnung wert, ob es wirklich richtig ist, unter ausschließlicher Blickrichtung auf das rein Materielle, auf die bloße Zweckmäßigkeit und den nackten Profit, die andere Seite so außer acht zu lassen, daß unser kulturgeschichtlicher Besitz unachtsam und leichtfertig verschleudert wird.

Johannes Pätzold

Katteker un dat junge Paor

't was Maidag, un sei wören jung, dei beiden
Wor bi den Böükenbusk Viölkes blaihden,
Dei flote Bäke slüng ehr' Sülwerband,
Dor güngen sei un hüllen Hand in Hand.

Sei kömen nao dei olen Borg hendaol
Un settden up dei Bank sick taun Verhaol.
Wat löp dor dör dat faohle Loof so fix
Un sprüng den Bom henup, as wör dat nix?

Un sprüng un danzde in den Böükendom,
Flög baoben in dei Luft van Bom tou Bom?
Katteker! — Endlick har dat Dier genoug.
Dei Künstler settde sick up einen Toug

Un mök dann Männkes vör, dei nett un drollig;
Hült hoch den Stert, dei lang und dick un mollig.
Nich wiet van üm stünd ein Madonnenbeld,
Dat fromme Hänne fröiher hierher stellt.

Dor sprüng hei achter mit den brunen Rock,
Doch har dat ole Beld ein lütket Lock.
Dor keek hei dör, dei Racker, un et leet,
As wenn hei vör ein Slötellok nu seet,

Un spionierde, wat dei beiden dreeben
Un of sei sick am End ein Mündken geeben.
Dat hebt sei daon. Et was jo wunderschön,
Dei ersten Bloumen in dat junge Grön.

Katteker aober was in ale Welt,
Hei allerwägen, wat hei seeg, vertellt!
Dei Nachtigall füng in den Busk ant Singen
Sei wull dat Paor dat schönste Ständken bringen.

Ein Reh treet ut dat Holt un lustert sacht,
Un in dei Dannen hebt dei Duwen lacht. —

Hubert Burwinkel

Landesbibliothek Oldenburg

DER „HUNGRIGE WULF“

Wiederholt, zuletzt in den Heimatblättern 1955, Nr. 2, habe ich zum „hungrigen Wulf“ bei Vechta Stellung genommen, um Zweifler zu überzeugen, daß der „hungrige Wulf“ der Galgenberg der Hundsrüge sei.

Neue Erkenntnisse sollen das ergänzen, was ich bisher darüber geschrieben habe.

Die älteste Geschichte der Menschheit war beherrscht vom Zauber, dem Tabu, wie man das nannte, von dem man sich nur durch einen stärkeren Gegenzauber befreien konnte. Nur wenige Namen aus dem germanischen Götterkult haben sich erhalten, weil sie vom Klerus in christliche umgewandelt oder schon in heidnischer Zeit tabuiert wurden. „Tabuiert bedeutet soviel wie heilig.“ Und „Ziel und Zweck aller Zauberkünste ist es, diese Kraft beim Gegner herabzusetzen und für sich selbst zu nutzen“. Man durfte die wirklichen Namen nicht aussprechen, weil das üble Folgen haben konnte. Sie wurden deshalb in andere Wörter abgeändert. Diese hat man Noa-Wörter genannt, weil sie nach dem Polynesischen den Gegensatz zu „Tabu“ bedeuten. Man könnte sie auch Decknamen oder Tarnungen mit entgegengesetzter Bedeutung und Wirkung nennen. So durften z. B. die Juden den Namen „Jahve“ (Jehova) nicht aussprechen, sondern mußten dafür Adonai d. h. „Herr“ sagen. Vgl. dazu Adonis, der bei den Phöniziern die Personifizierung des jährlich sterbenden und wieder erwachenden Sonnengottes ist. Und im ägyptischen Totenbuch heißt es im Kapitel 31: „nenne nicht des großen Gottes Namen“. Derartige Beispiele gibt es natürlich viele. Wiederholter Wechsel der Noa-Namen ist möglich. So finden wir für ulf (Wolf) das nordische varg, das man auch tabuierte, als ulf vergessen wurde.

Abb. 1

Der Galgen heißt schon in den Rätseln des 8. Jahrhunderts, also früher als im Heliand „Verbrecher-(Wolfs)-baum“, witi (baum), arbor supplicii.

Später — um 850 n. Chr. — begegnet er uns im Heliand, einem altsächsischen Epos. Dort wird im Vers 5563 für Galgen der Name „Wolfsholz“ (waragtreo) oder „Hängeholz“ gebraucht, und F. Liebermann hat die Deutung warg = Galgen bestätigt [1]). Dieser Name wurde dann mit der Zeit wieder aufgegeben, und man sprach seitdem vom „grauben“ (Graubein) d. i. „der Graue“ nach der Farbe des Wolfes.

Unter diesem Namen ist er nach meinen bisherigen Ermittlungen in Harpendorf, Gem. Steinfeld i. O. und in der Stadt Oldenburg selbst, ferner bei Hermannsburg in der Lüneburger Heide und in Einen b. Goldenstedt bekannt. In Einen handelte es sich 1904/05 darum, von hier aus eine Chaussee nach Colnrade zu bauen. Bei dieser Arbeit wurde ein Hügel, der Graue- oder Graveberg genannt, angeschnitten, aus dem Skelettstücke zu Tage gefördert wurden, in dessen Nähe ein Haus stand, das „Hilligenstaul“ hieß und deshalb eine Gerichtsstätte war. Der Graue- oder Graveberg aber war, wie Wolf, eine Galgenstätte [2]) und hatte, wie Pagenstert in einem anonymen Artikel gegen mich [3]) seinerzeit irrtümlich behauptete, nichts mit einem Graben zu tun. Er behauptete in dem Artikel zwar, der Name Gramann sei in seinem Ursprunge nicht ein Berufs-, sondern Ortsname (Graben). Nach seinem eigenen Buche [4]) hieß ein Gramann 1568 Johann uppen Graven, 1593 aber Berend Graumann. Pagenstert verschweigt seltsamerweise in den Heimatblättern 1930, Nr. 12, den Namen Graumann, weil der in seine Theorie nicht paßte.

Ein weiteres Beispiel fand ich in der Zeitschrift Niedersachsen [5]). Sie berichtet, daß es in der Lüneburger Heide noch einen Hof „Grauen“ gebe, früher „Auf dem Gra-

Landesbibliothek Oldenburg

wenberge" genannt, wo man noch heute einen Ringwall zeige, der eine Gerichtsstätte umschloß, auf der u. a. Hermann Billung († 973) seine sieben Brüder hingerichtet haben soll.

Eine weitere Galgenstätte in alter Zeit ist auch in der Stadt Oldenburg i. O. nachweisbar. Dort wird 1516, Okt. 23, Hilgewert Schröder up den graven, borger to Oldenborch genannt. Schröder wird also mit dem Grauen, der stets erhöhten Galgenstätte, in Verbindung gebracht. Später tritt dort der Name Panzenberg auf, der auch anderswo wiederholt vorkommt. Unter „Panzen" sind galgenreife Subjekte zu verstehen. Der Weg zum Panzenberg war ursprünglich eine Sackgasse, wurde aber später besiedelt, geöffnet und wegen des früheren Galgen h ü g e l s Bergstraße genannt. Prof. Dietrich Kohl ist zu verbessern [6]).

Der Galgen (Wolf) und das Gericht lagen in alter Zeit immer beieinander. Den Galgenberg habe ich früher oft im Bild gezeigt [6]) und wollte nun auch die Hunds-Rüge — daraus volkstümlich „hungrig" gebildet — nach einer alten Zeichnung das Hundschafts-Gericht, zeigen. Das Photo hatte ich an die Redaktion der Heimatblätter zur Veröffentlichung geschickt, es ist dort aber noch nicht angekommen. Es stellte, wie ich vermute, ein in Etappen hergestelltes Gebäude dar, dessen alte Zeichnung Pastor Willoh im Besitz hatte und die vermutlich verloren gegangen ist.

Auf dem höchsten Dache dieses Gebäudes wehten seinerzeit zwei rote Blutfahnen als Symbole der Gerichtsbarkeit. Rechts vom Gebäude war noch, wenn auch nur noch in seinem Reste, der Galgenberg zu sehen. Pagenstert und Struck wußten es nach brieflicher Mitteilung v. 18. 8. 1932 nicht zu deuten, wenn sie darin ein Einfahrtstor vermuteten.

Wenn der „hungrige Wulf" in Hagen bei Vechta nur eine einmalige lokale Bezeichnung für ein Grundstück wäre, könnte er keine allgemeine Bedeutung haben. Aber ich kann deren sieben in zum Teil weit auseinander liegenden Gegenden nennen, und ihre Zahl würde sich sicher noch bedeutend erhöhen, wenn alle Flurnamen in Deutschland gesammelt wären und veröffentlicht würden. Ich nenne hier nur den im Kreise Lebus, Reg.-Bez. Frankfurt a. O., den im Kreise Steinburg, Reg.-Bez. Schleswig, den im Landkreis Düsseldorf, den am linken Nahe-Ufer gegenüber Kreuznach,

Abb. 2

den in Holland südöstlich vom Dorfe Wedde b. Winschoten und den in der Bauerschaft Schwagstorf, Ksp. Osterkappeln, der zu den freien Gütern gehörte und eine Hofstelle mit etwa zwölf Maltern kultiviertes Land umfaßte [7]).

Nach all dem ist es nicht mehr „in der Schwebe", sondern klar, was der „hungrige Wulf" war.

In späterer Zeit, als der hungrige Wulf in Hagen nicht mehr in Tätigkeit war, gab es auch etwa in der Mitte des sogen. Kreuzweges, der zur Westerheide führte (d. h. zum Stoppelmarkt, wo schon 1680 die Scharfrichter (bis 1817) in ihrer Wohnung nachzuweisen sind [8])), den Flurnamen „Wolfsgalge".

Bei den Franken und anderen Germanen war seit den ältesten Zeiten der Speer ein Symbol der königlichen Gewalt. Sein Schaft war nicht glatt, sondern zeigte mehrere A s t a n s ä t z e. Diese sind ein Kennzeichen

Landesbibliothek Oldenburg

Abb. 3

des Zauberstabes, wie ihn z. B. Karl der Große im Codex picturatus von 1336 trägt, (Vergl. Bild 1) [9]) mit dem auch der Richter- und Königsstab (das Zepter) ausgestattet war. Bei wichtigen Rechtsgeschäften z. B. bei Verkaufsverträgen oder bei Vermählungen, trat man außerhalb der Dingstätte im Ring zusammen, steckte in der Mitte einen Speer in den Boden und umfaßte ihn. Die Zauberkraft der Erde, die dann durch den Speer drang, hatte bindende Kraft.

Wenn wir unsere Vorgeschichte verstehen wollen, müssen wir zunächst etwas von der deutschen Mythologie wissen. Nach J. Grimm ist die Verbindung dreier Gottheiten zu gemeinschaftlicher Verehrung ein hervorstechender Zug des germanischen Heidentums" [10]). Es ist der Sturmgott Wodan, (ahd. Wuotan, altnordisch Odin). Dessen Sohn war Thor, der auch als Wettergott den Namen Donar hatte, sowie der Kriegs- und Gerichtsgott Tius. Auf römischen Votivsteinen, von römischen Gardereitern am Rhein um 118—141 ihren heimischen Göttern errichtet, steht Tius an erster Stelle. In der vorgeschichtlichen Zeit verehrten die Germanen in Tius den hellen Tageshimmel, den Sonnengott. Sein Name hängt mit dem indogermanischen Stamm div „leuchten" zusammen und ist mit dem römischen Jupiter, dem griechischen Zeus und altindischen Dyaus verwandt. Nach ihm wurde der dritte Wochentag Dienstag (ahd. Ziestac, der römische Mars) (mardi) benannt. Es ist derselbe Gott, von dem wir auch aus den lateinischen Inschriften zweier Votivaltäre, 1883 am Hadrianswall in England gefunden, wissen, die um 230 n. Chr. Germanen aus Twenthe (Holland), in der friesischen Schwadron dienend, ihrem heimatlichen Gott Mars Thingsus, von Things, einem Beinamen des Tius benannt, gesetzt haben. Es war der Gott des Rechts und der Volksversammlung. Sein Name war im Norden tabuiert und der Noa-Name Freyr (zu got. frauja, ahd. fro „Herr"), trat an seine Stelle. Den größeren Altar habe ich in den Heimatblättern 1931, Nr. 3, S. 40, abgebildet. Der kleinere (Bild 2) zeigt oben in zwei sechsspeichigen Rädern das Rechtssymbol des Räderns, dessen Ausführung bei den Germanen als härteste Strafe empfunden wurde [11]). Der Verbrecher war ein Verfluchter (homo sacer) und daher den Göttern verfallen. Die Vollziehung der Todesstrafe wurde als Opfer aufgefaßt, und so erklären sich die Verwendung des Galgens und des Rades als Marterwerkzeuge bei Hinrichtungen. Der oberste Richter trug dann einen roten Mantel. Das Rad und der Galgen waren uralt heilige Symbole des Strafvollzuges.

Tius, Wodan, seine Frau Frija und Donar sind die einzigen gemeingermanischen Götter. Nur bei den Nordgermanen entwickelten sich aus dem Himmelsgott die Götter Freyr, Baldr und Heimdall. Das war ein willkürliches Machwerk nordischer Dichter, wenn sie nach antikem Muster einen systematischen Götterstaat mit der Zwölfzahl der Götter konstruierten.

Die Götternamen Wodan, Donar und Tius (altdeutsch Ziu, im Nordischen Tyr) waren tabuiert. Deshalb haben die Altsachsen für Wodan den Noa-Namen Jul (Jol) und für Tius den Noa-Namen Saxnot (d. i. Schwertgenosse) eingeführt, der uns noch in der Abschwörungsformel vom Jahre 772 begegnet. Im Norden hieß Wodan auch Jolner.

Landesbibliothek Oldenburg

Vgl. Julfest [12]). Um den Übergang des Sonnensymbols in das Rechtssymbol zu verstehen, muß man wissen, daß das Recht bei den Germanen eng mit der Religion verknüpft war. Das Osnabrücker Radwappen aber als das uralte indogermanische Sonnen- und Rechtszeichen des Rades gehört in die Sphäre des Sonnengottes Tius.

Ein Noa-Name für Tius war auch Krodo (Hrodo), den uns der angelsächsische Mönch und Chronist Beda, genannt Venerabilis, um 700 n. Chr. überliefert hat. Die norwegisch-isländische Edda spricht im Hymirliede (Str. 11) ebenfalls vom „Hrodr". Wer den Krodo abgelehnt hat, muß sein Urteil über ihn ändern. Vgl. das Bild aus der Sachsenchronik Bothes [13]), Mainz 1492, die erzählt, daß Karl der Große Krodos Macht auf der Harzburg gebrochen habe. Dieser steht auf einem Fisch, Bild 3, dem Salm, der ein Siegessymbol des Lebens über den Tod ist, und trägt einen Eimer mit Zauberkräutern. In der Hand hat er ein Rad. Es ist ein Marterwerkzeug, das wir bereits beim Tode der hl. Katharina, gestorben um 305 in Alexandrien, das römisch war, kennengelernt haben. Vgl. Heimatblätter 1955, Nr. 11/12, S. 9.

Der Rat der deutschen Stadt ging aus dem Dinggericht hervor, und die Stadtverfassung ist nichts anderes als die Wiederbelebung der alten Volksgerichtsgemeindeverfassung. Der Kirchhof vertrat die Malstatt wie in Urzeiten, wo Ding-, Kult- und Begräbnisplatz zusammenfielen. Der Aufsatz von E. Crusius: „Die Bedeutung des Rades im Wappen von Bistum und Stadt Osnabrück" in den Osnabrücker Mitteilungen, Bd. 66,, S. 229 ff., ist kein Ertrag. Er wäre vielleicht zu einem positiven Ergebnis geworden, wenn der Verfasser nicht das Osnabrücker UB. II, Nr. 77 vom Jahre 1217 und die Osnabrückische Geld- und Münzgeschichte (Münzstudien IV), Lpz. 1864 von H. Grote übersehen hätte. Dort erfahren wir, daß der Osnabrücker Domvikar Hermann Ländereien neben dem Lintberg gekauft und zu dem Zwecke verschenkt habe, daß aus deren Einkünften ein besonderer Gottesdienst zu Ehren der hl. Katharina den amtierenden Domherren und für die damit verbundenen Bedienungen zugute kommen sollte. Er vergrößerte deshalb diese Summe noch durch das Wortgeld aus einem Grundstück, das er von Johann von Visle, dem Vormunde der Kinder seines Bruders Bertild von Visle, erworben hatte.

Ob es noch weiteres Material über diese hl. Katharina in Osnabrück aus der Zeit vor 1217 gibt? Wir wissen es nicht. Nach A. Wurm [14]) steht aber fest, daß die Katharinenkirche in Osnabrück 1218 noch nicht vorhanden war.

Wir wissen zur Zeit auch nur, daß am Gewölbe der Katharinenkirche in Osnabrück schon bald nach 1342 das Rad der Stadt schwarz und das des Fürstentums rot war. Rot aber war die Farbe der Gerichtsbarkeit, die vom geistlichen Landesherrn dem Vogt übertragen wurde.

Einen slavischen Wenden - (im Gebiet um Kottbus und Bautzen) gott Kruodo (oder Chrodo) hat es niemals gegeben.

Laienhafte Unerfahrenheit und Überheblichkeit der Opposition bei der Deutung des Namens Gramann werden meine Untersuchungen wohl nicht erschüttern.

---

[1]) Liebermann, F., Gesetze der Angelsachsen, 1906.

[2]) Heimatblätter 1955, Nr. 2, S. 4.

[3]) Heimatblätter 1930, Nr. 12.

[4]) Pagenstert, Cl., Die Bauernhöfe im Amte Vechta, 1908, S. 522.

[5]) Niedersachsen 1933.

[6]) Oldenburger UB. III, S. 184. — Kohl, D. im Oldenburger Jb. 1919/20, S. 100 f. — Bremisches Jahrbuch, 39. Bd., 1940, S. 10. — Heimatblätter 1930, Nr. 7, S. 102.

[7]) Heimatblätter, 1955, Nr. 2.

[8]) Oldenburger Jahrbuch, Bd. 12, S. 130.

[9]) Osnabrück, Staatsarchiv, Landesvermessung 1780 ff. — Lübben, A., Der Sachsenspieqel, ein Land- und Lehnrecht, Oldenburg 1879, mit Abbildungen von F. von Alten.

[10]) Grimm, J., Deutsche Mythologie, S. 90.

[11]) Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde, III, unter Mars Thingsus.

[12]) Pertz, MGH. I. c. p. 19. — Torsdräpa.

[13]) Arnkiel, Cimbrische Heyden-Religion, 1690, S. 106.

[14]) Wurm, A., Osnabrück, seine Geschichte etc., 1901, S. 102, 105. — Vgl. Heimatblätter 1955, Nr. 11/12, S. 9: „Bedeutung der Wappenschilde in alter Zeit", Bild 11, mit Text.

Karl Sichart

Nachwort zu Dr. Sicharts Aufsatz „Der hungrige Wulf"

Den interessanten Ausführungen Dr. Sicharts zu dem Flurnamen „beim hungrigen Wulf" wäre nichts hinzuzufügen, wenn das dort vorgelegte Beweismaterial den kritischen Leser von der Richtigkeit der Deutung des Namens als „Galgen der Hundsrüge" überzeugen könnte. Einige Einwände, die sich gegen diese Erklärung erheben, möchte im im folgenden zusammenstellen. Dabei liegt es mir fern, den um die Erforschung der Geschichte des Oldenburger Landes verdienten Autor zu kränken, es geht hier lediglich um die Sache, die durch das, was

Landesbibliothek Oldenburg

Dr. Sichart bisher dazu schrieb, nicht hinreichend aufgehellt zu sein scheint.

1. Der Flurname „beim hungrigen Wulf" sollte nicht — wie das in den Ausführungen Dr. Sicharts mehr oder weniger geschieht —, isoliert betrachtet werden. Einzubeziehen in eine Deutung wären Namen, die der gleichen „Sinngruppe" [1]) angehören könnten, etwa „Wolfswiese", „Wulfenkamp", „Wolfsberg" [2]) und das in diesem Zusammenhang besonders interessante „Wolfsgalgen", eine Ortsbezeichnung, in der man einen Hinweis auf den früher geübten Strafvollzug an Tieren sehen möchte [3]). Gewiß würde doch die Deutung an Tragfähigkeit gewinnen, wenn von einer breiteren Basis ausgegangen würde, das heißt, wenn vor allem nachgewiesen werden könnte, daß sich an Stellen, die mit Zusammensetzungen des Wortes „Wolf" benannt sind, in einigen Fällen alte Gerichtsstätten befunden haben. Vor allem auch wäre die Ansicht zu entkräftigen, daß in einem Teil dieser Flurnamen Erinnerungen an das Treiben des Wolfes fortleben [4]).

2. In bezug auf das von Dr. Sichart zur Stützung seiner Deutung angeführte „waragtreo" der Helianddichtung ist zu fragen, ob dies Wort mit „Wolfsholz" (Simrock) [5]) angemessen wiedergegeben ist. „warg" ist doch zunächst der Frevler [6]) (vgl. etwa das altbairische Muspilli Vers 39 „warch" = Übeltäter); zumindest liegt es näher, „waragtreo" einfach mit Frevlerholz zu übersetzen, als in „warg" Ersatz für tabuiertes „wulf" zu sehen.

3. Auch gegen die Ansicht, daß „hungrig" auf „Hundsrüge" zurückgeht, lassen sich verschiedene Einwände vorbringen:

a) Zunächst ist darauf aufmerksam zu machen, daß man in der Flurnamenforschung wohl nicht mehr — wie das früher der Fall gewesen — geneigt ist, Ortsbezeichnungen mit „hunt", „hun" in Beziehung zu der germanischen Hundertschaft zu setzen, auch den Höhenzug „Hunsrück" — von Sichart als Parallele für die Entwicklung Hundsrüge zu hungrig angeführt [7]) — bringt man heute nicht mehr mit altgermanischer Rechtsterminologie zusammen [8]).

b) Unter den von Dr. Sichart angeführten Belegen für den Flurname beim „hungrigen Wulf" scheint mir der bei Lebus an der Oder aufgezeichnete für die Deutung des Verfassers insofern wenig geeignet, als der östliche Teil der Mark Brandenburg erst verhältnismäßig spät deutschem Element erschlossen worden ist. Lebus ist erst im 13. Jahrhundert deutsches Bistum geworden [9]). Wenn von hier aus für die Ortsbezeichnung „beim hungrigen Wulf" eine andere Erklärung gesucht werden müßte, dürfte die Deutung als „Galgen der Hundsrüge" auch für andere Belege an Beweiskraft verlieren.

c) Schließlich müßte eine Arbeit, die von dem Hundertschaftsgericht als Bestandteil der germanischen Verfassung ausgeht [10]), sich mit dem Einwand auseinandersetzen, daß die Lehre von der Hundertschaft zu umstritten ist, als daß sie sich für eindeutige Erklärungen neuerer Flurnamen — Erklärungen, die nichts „in der Schwebe" lassen — eignen würde. Hier ist besonders auf die Forschungen H. Dannenbauers zu verweisen, der dargetan hat, daß die centena (was gemeinhin mit „Hundertschaft" wiedergegeben wird) im fränkischen und langobardischen Reich keine ursprüngliche germanische Einrichtung, sondern aus römischen Militärsiedlungen auf Staatsländereien übernommen worden ist [11]).

Zusammenfassend ist also zu sagen, daß Dr. Sicharts Deutung des Flurnamens „beim hungrigen Wulf" nicht ausreichend begründet ist, einmal weil vom vereinzelten Beleg, statt von dem in der Literatur in reichem Maße ausgebreiteten Material ausgegangen wird, zum anderen, weil die herangezogenen Einrichtungen germanischen Verfassungslebens zu wenig geklärt sind, um in diesem Zusammenhang eine tragfähige Grundlage zu sein.

---

[1]) Der Begriff bei Kaspers, Sinngruppen rheinischer Flurnamen, Zeitschrift für deutsches Altertum 82 p. 1.

[2]) Beispiele aus P. Alpers u. F. Barenscheer, Celler Flurnamenbuch (1952) p. 144.

[3]) Vgl. A. Bach, Deutsche Namenkunde II (1953) S. 381 f, eine Deutung, der Dr. Sichart sich in einem Falle (Heimatblätter 13. Jg. Nr. 3) nicht verschlossen hat.

[4]) P. Alpers und F. Barenscheer, a. a. O.

[5]) Vgl. Dr. Sichart, Heimatblätter 13. Jg. Nr. 3.

[6]) F. Holthusen, Altsächsisches Wörterbuch (1954) p. 84.

[7]) Heimatblätter 12. Jg. Nr. 7 (1930).

[8]) A. Bach, Deutsche Namenkunde II (1953) § 326: „Der Hund, ahd. hunt, ist vielfach falsch gedeutet worden und auf Hunno und die Hundertschaft bezogen worden."

[9]) A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, 8. Aufl. (1954), V, 1 p. 69 f.

[10]) So Dr. Sichart, besonders Heimatblätter 12. Jg. Nr. 7 (1930).

[11]) H. Dannenbauer, Hundertschaft, centena und huntari, Hist. Jahrbuch 1949 S. 155 ff.

Bernward Deneke

Landesbibliothek Oldenburg

APRIL

Petrus war seit acht Tagen übler Laune: Geschäftssorgen. Die Engel gingen ihm aus dem Wege.

In sturmgepeitschter Märznacht war unter Ächzen und Stöhnen der alten Mutter Erde des Winters Sohn, der Lenz, geboren. Nach in den Sternen geschriebenen Gesetzen sollte mit seiner Geburt des Vaters Macht ein Ende haben und des Neugeborenen Herrschaft beginnen. Weder des Winters Toben noch Petrus' untertänigste Vorstellung, daß ein unmündiges Kind nicht regieren könne, machten Eindruck auf unseres Herrgotts Majestät. Eigenhändig klinkte er dem Kleinen die Himmelstür auf und ließ ihn auf des Mondes silberner Strahlenbahn nach unten gleiten. Petrus bekam den Auftrag, für einen Erzieher zu sorgen.

Das war leichter gesagt als getan.

Sorgenvoll saß Petrus und sah hinab auf die Erde und auf den jungen Lenz, der dort frierend und zitternd hilflos im auftauenden Schnee hockte und den Daumen lutschte.

Was tun? — Wenn der rauhbeinige Winter wieder anfing zu toben, dann war's mit der ganzen jungen Frühlingsherrlichkeit Matthäus am Letzten. Der März, zurzeit irdischer Vertreter der himmlischen Zeit- und Wetterzentrale, hatte zwar den jungen Lenz in Empfang genommen, gleichzeitig aber erklärt, daß er kein Kindermädchen sei, und ihm den Dienst aufgesagt. Daß unter solchen Umständen für den Lenz das Schlimmste zu befürchten sei, das stand bei Petrus fest. Aber wem sollte er die Wartung übertragen?

Wem? — — So mußte es gehen!

Petrus pfiff auf seinem Schlüssel, daß es durch den Himmel schrillte, und ein alter Bauer, der sich, von schwerer Lebensarbeit müde, just zum ersten himmlischen Nickerchen anschickte, erschrocken in die Höhe fuhr. Im steilsten Sturzflug kam der Engel vom Tagesdienst herangeschossen und setzte vor Petrus hart auf.

„Ew. Heiligkeit befehlen?" schnarrte er und stand auf seinen rosigen Puddelbeinchen so stramm vor Petrus, daß ein wohlwollendes Lächeln über das runzlige Gesicht des alten Herrn huschte.

„Die elf Monate sofort antreten!" befahl Petrus.

„Mit Respekt zu melden, Ew. Heiligkeit, das sind zwölf!"

„Nun sieh einer so'n Kiekindiewelt! — Weiß er denn nicht, daß stets einer von den zwölf da unten Dienst hat? Kehrt marsch! Beine in die Hand!"

Mit rotem Kopf schoß der Engel davon, um nach kurzer Weile im Laufschritt mit den elfen anzurücken.

„Halt! Front! Augen rechts! — Ein Engel und elf Monate zur Stelle!"

„Rührt euch!" — Petrus lachte, daß ihm der Bart wackelte. Und die elf lachten mit.

„So'n Knirps! Ist da gestern ein preußischer Leutnant in den Himmel gekommen, der auch hier natürlich das Kommandieren nicht lassen kann, und sofort macht solch Kerlchen das nach!"

„Na, preußischer wär's auch, mein Junge, wenn du die elf nach der Größe aufgestellt hättest! Steht da der kurze Februar zwischen dem langen Januar und dem mittelgroßen April! Preußisch geht's immer nach der Elle. — So, jetzt verschwinden! Plötzlich!"

Der Engel schlug Hacken und Flügel zusammen und marschierte im Stechschritt ab.

„Ja, Kinder," sagte Petrus sorgenvoll und sah die elf der Reihe nach an, „einer von euch muß wieder nach unten. Unser Herrgott hat's Frühjahr auf die Erde geschickt. Wenn's keine Kindereien geben soll, muß einer von euch ihm helfen. März hat gekündigt; wen soll ich nun schicken?"

Nachdenklich musterte er die Elferreihe.

„Einen Alten, Verständigen? — Dich, Januar?"

Steif und ernst stand der Januar da und schaute Petrus mit seinen klaren Augen kalt und überlegen an.

„Nein," Petrus kraute sich hinter den Ohren, „nein, nein, solch Alter, das hat keine Art. Und erst du, der du schon die erwachsene Menschheit mit deinen Rechnungen quälst, du bist zu materialistisch, um den jungen, sorglosen Lenz erziehen zu können."

„Dezember? — Hm! — Ja!" — Hast zwar die Kinder gern, sorgst auch zu Nikolaus und Weihnachten gut für sie — aber Tag für Tag als Graukopf Kinder hätscheln? — Paßt dir nicht, was?"

„Ehrlich gesagt, nein, Herr," brummte der Dezember in seinen schneeweißen Bart.

Landesbibliothek Oldenburg

Karl Wagenfeld, geboren am 5. April 1869 in Lüdinghausen i. Westf., gestorben am 19. Dezember 1939 in Münster i. Westf. (Foto: Hans Weber)

„November? — Nee!" Petrus schüttelte den Kopf — „das ist nichts. Vor der grauen Uniform und deinem Leichenbittergesicht würde dem lustigen Kleinen angst und bange."

„Du, Oktober? Einfach unmöglich, dir altem Bacchusbruder, der nichts denkt als Traubenblut und Rebensaft, ein hilfloses Kind anzuvertrauen. — Und du, September, du größter aller Kartoffelkrämer? Dicke Kartoffeln lassen befürchten — nee, sei nur ruhig, ich sage nichts, aber die Sache ist nichts für dich."

Nervös kraute Petrus sich den Bart, als er den August aufs Korn nahm. „Dich darf ich nicht losschicken, bringst mir das Volk in Aufruhr, daß es anfängt zu reisen. Wenn mir das naturwütige Stadtvolk über den Lenz herfällt, trampelt es mir alles in Grund und Boden, und es ist ihm noch nicht recht."

„Solch altem Hitzkopf," — dem Juli schwoll die Stirnader, als Petrus ihn so anredete, — „solch altem Hitzkopf, der sofort mit Blitz, Donner und Hagel dreinschlägt, dem kann man keine Kinder anvertrauen, wenn sie gesunde Knochen behalten sollen. Nun brumm' nur nicht in den Bart, du alter Krakeeler, sonst —" Petrus hielt dem Juli seinen Schlüssel unter die Nase, daß der Juli jäh verstummte.

„Wenn du nicht solch ein warmes Herz hättest und dir nicht bei Nachtigallensang und Rosenduft der Verstand in die Brüche ginge, dann könnte ich dich wohl schicken, Juni. Aber — aber — ich hab' genug an den verliebten Kindermädchen, geht nicht."

„Du bist zu sanft und zu lyrisch, lieber Mai; chronische Dichteritis! Magst den Lenz das Lautenschlagen lehren, wenn er älter ist. Dichter und Musiker sind nicht zurechnungsfähig als Kinderwärter."

„Ist doch des — —!" Verzweifelt griff Petrus in die letzten Reste seiner Stirnlocke. „Sind nur noch Februar und April da. Wen von euch nehm' ich nun?" Die Schellenkappe schief auf dem Kopf, um den Schlemmerbauch den Bußgürtel des Asketen, stand der kurze Februar mit seinem verlebten Gesicht neben dem rotwangigen April.

„Scher dich zum Henker, du alter Hanswurst! Kinder sind keine Narren, und du brauchst sie nicht dazu zu machen," wetterte Petrus auf den alten Lebemann ein. Mit spitzbübischem Lachen schob dieser seine Haube aufs andere Ohr und schlurfte auf die Seite.

„Ja, April, was meinst du? Kannst du die Sorge für das Frühjahr übernehmen?" Ernst schaute Petrus ihm in die blauen Augen.

„Können? — Ich können? Aber bitte!" Selbstbewußt zog der April ein Papier aus der Tasche. „Bitte, mein Zeugnis. Als Kindergärtnerin erster Klasse ausgebildet. Weißt du, Petrus, mein Vater, der März, hat gesagt, das sei heute, wo die Frauen Männer werden wollen, für einen jungen Mann die beste Laufbahn: alte Frauenberufe — neue Männerberufe!"

Schweigend nahm Petrus das Zeugnis in die Hand, schob seine Hornbrille von der Stirn auf die Nase, reckte den Arm lang und fuhr beim Lesen mit dem Schlüssel unter den Zeilen her: „Nicht übel; aber reichlich jung bist du mir noch. Wissenschaft im Überfluß, aber —"

„Was das Jungsein anbetrifft," mischte sich der Dezember ein, „das verwächst sich, und mit dem Erziehen, da muß jeder einmal von vorne anfangen. Laß ihn, Petrus; wem Gott ein Amt gibt, dem gibt —"

„Nee, nee, nee, alter Herr," — Petrus wiegte abwehrend sein sorgenvolles Haupt, — „mit dem ‚Gibt - er - auch - Verstand', das haben die klugen Menschen gesagt, die selbst in ein Amt gekommen sind. Solltest nur einmal unseres Herrgotts Kanzel sehen:

Landesbibliothek Oldenburg

Amt und Verstand haben auf Erden oft nichts mit einander zu tun."

„Aber in Gottes Namen; was soll ich machen? Ich muß den April schicken. Studiert hat er, willig ist er; was ihm an Erfahrung fehlt, das könntet ihr ihm durch gute Ratschläge ersetzen. Ich will's versuchen. Vier Wochen auf Probe. Was meint ihr?"

Der Februar wollte etwas sagen, aber Petrus schob ihn zur Seite, und mit den andern war er bald im Reinen. — — —

Am 31. März, abends 11 Uhr 59 Minuten, als es auf den Türmen Mitternacht schlug, trat der April seinen Dienst an: Prinzenbändiger beim jungen Frühjahr.

Der Lenz schlief noch seinen glücklichen Kinderschlaf und wollte auch durchaus nicht wach werden. Der April konnte darum auch seine Wünsche nicht entgegennehmen, ging selbständig an die Arbeit, und der Engel vom Dienst meldete Petrus: „Der April tut, was er will."

Die Hauptsache für den April war das Wettermachen. Aus Physik und Chemie wußte er, was dazu gehörte. Sein erster Gang galt daher dem Wetterlaboratorium zu einer Generalvisite. Mit jugendlichem Ungestüm riß er die Tür auf zum Sonnenfeuer, und grell und glühend strahlten goldene Fäden zur Erde — Schön! — Da war alles in Ordnung. Er maß die Temperatur, buchte alles und klappte zufrieden die Tür wieder zu. Verärgert zog der Privatier Meyer seinen Überzieher wieder an, den ihm der Sonnenschein überflüssig gemacht hatte.

„Blödsinniges Wetter, man könnte sich einen Schnupfen holen!"

Währenddessen hatte der April auch schon den Wolkenschrank geöffnet: Acht Sorten mußten nach dem Lagerverzeichnis vorhanden sein. Federwolken, Schichtenwolken — er zog alle der Reihe nach heraus und warf sie auf den klaren Himmel, daß er ganz mit Wolken bedeckt war.

„Stimmt! Alles da!" Aber sie rochen muffig vom langen Liegen: sicher feucht eingepackt!

„Ausklopfen," denkt er und bindet einen Sack los, der mit großen Buchstaben als Graupeln und Schlossen Nr. 1 gezeichnet ist, und stößt ihn um.

Das gab ein Prasseln und Rasseln, ein Klappern und Klirren an den Fenstern und auf den Dächern, daß die Menschen verwundert aufschauten. „Aha! Aprilschauer! Nun verschwindet endlich die Kälte aus der Luft," meinten sie zufrieden.

Aber trotz dem tollen Klopfen waren die Wolkenlappen noch nicht rein geworden, und kurz und bündig stieß der April mit dem Fuß den Zapfen aus dem Regenwasserfaß Nr. 3.

Das stand noch von Fastnacht her, und es schwammen noch allerlei Schneereste darin.

„Plackschnee und Schiefregen," schimpften die Leute. Aber der April erreichte seinen Zweck. Die Wolken wurden klar, und der April legte sie wieder in den Schrank. Aber die Erde glotzäugte mit großen Pfützen den klaren Himmel an, so naß war sie geworden.

Als aber dann die Menschheit anhub, darüber zu schimpfen, stellte der April schleunigst den Sonnenofen wieder los, daß es funkelte und blitzte in Gras und Baum, und der Dampf in weißen Schwaden aufstieg. Zufrieden setzte er sich an die große Weltorgel und zog die Register. Die vier Winde mußten blasen, bald der Ost, bald der West, bald der Süd. Und das ging so durcheinander, daß dem Hahn auf dem Kirchturm ganz schwindlig wurde und er nicht mehr wußte, wohin er sehen sollte. Er ließ verwirrt den Kopf hängen und stand still.

Und der April spielte. Wie zarter Mücken Singen klang es durch die stillen Wiesen; Lerchensang und Amselschlag, Wiedehopfs- und Kuckucksrufen lockte der Spieler aus seiner Orgel hervor. Und mitten in all das Jubilieren hinein dröhnte plötzlich das 64füßige Donnerwerk, und mit Knittern und Krachen, mit Rummeln und Grummeln schoß ein Blitz zur Erde, daß die Menschen sich entsetzten ob des unvermuteten Gewitters.

Über dem Musizieren war es dem April Abend geworden, und als er schon halb im Schlaf noch den Eiskasten auf seinen Bestand prüfte, vergaß er, ihn wieder zu schließen. Es fror in der Nacht, daß die Bäume knappten. Am andern Morgen, beim Geschimpf der Gärtner über erfrorene Aussaat, wurde der April doch ein wenig unsicher, wie er es heute machen sollte, und er telefonierte zu den elfen im Himmel um gute Ratschläge.

Die kamen auch in Menge, aber die Selbständigkeit des April war dahin. Heute tat er, was der Mai wünschte, morgen, was ihm der Dezember sagte. Den dritten Tag tanzte er nach der Flöte des November, und am vierten Tag zog er mit dem Juli einen Strang. Und so ging es weiter. Tag für Tag.

Die Menschen wußten gar nicht, woran sie waren, und schimpften wie Krüppel am

Landesbibliothek Oldenburg

Wege über den wetterwendischen, launischen April. Den Dichtern verdarben die duftigsten Frühjahrsgedichte, und die vielgenannten ältesten Leute erklärten mit Bestimmtheit, daß es ein solch schlechtes Frühjahr noch nie gegeben habe. Die Klagen der Menschheit kamen Petrus zu Ohren. Eine Weile sah er es noch an. Als aber das Frühjahr Gefahr lief, machte er kurzen Prozeß. Mitten in der Nacht, gerade als der April dreißig Tage seine Wetterstudien getrieben hatte, wurde er abgerufen, und der Mai trat an seine Stelle. — —

„Nun geb' noch ein Mensch was auf gute Zeugnisse," wetterte Petrus ärgerlich, als der April ankam. Und er schickte ihn zur Strafe für elf Monate auf den Mond, damit er sich an den Mondkälbern die nötige Erziehungspraxis erwerbe.

Der Mai aber setzte sein freundlichstes Gesicht auf, daß ihn der junge Lenz freundlich anlächelte und die Kinder auf der grünen Wiese frohe Ringelreih'n tanzten und sangen:

„Alles neu macht der Mai!"

Und der kleine Engel im Himmel schlug mit einem Finger den Takt dazu. Das hatte er von einem Musikanten gelernt, dem ersten, der in diesem Jahr in den Himmel gekommen war. Karl Wagenfeld †

Das Heuerleutewesen und seine Entstehung

Neben dem Bauernstande hat sich im Gegensatz zum Norden unseres Landes in den letzten vier Jahrhunderten im Münsterlande der Stand der Heuerleute entwickelt, der in den Kreisen Vechta und Cloppenburg den Hauptteil der landwirtschaftlichen Bevölkerung ausmacht. Besonders stark vertreten ist er in den südlichen Gemeinden des Kreises Vechta, in Damme, Dinklage, Holdorf, Lohne, Neuenkirchen und Steinfeld, wo sein Anteil vor 150 Jahren noch mehr als zwei Drittel der Gesamtbevölkerung betrug. Noch 75 Jahre später (1882) waren z. B. in Damme von 864 landwirtschaftlichen Betrieben nur 249 Bauernstellen mit eigenem Land, dagegen 331 Stellen nur mit Pachtland und 284 mit Eigen- und Pachtland. Die entsprechenden Zahlen für Dinklage betrugen im gleichen Jahre 649 - 125 - 397 - 127, für Holdorf 300 - 98 - 149 - 53, für Lohne 779 - 199 - 449 - 131, für Neuenkirchen 309 - 104 - 115 - 90 und für Steinfeld 516 - 141 - 216 - 159. Bei den Stellen mit Pachtland handelte es sich hauptsächlich um Heuerstellen.

Nicht ganz so stark sind die Heuerleute vertreten in den nördlichen Gemeinden des Kreises Vechta und im südlichen Teil des Kreises Cloppenburg. Im alten Amt Friesoythe und im Norden des Kreises Cloppenburg hat das Heuerleutewesen fast keinen Boden gefunden.

I. Der Begriff „Heuermann" im Gegensatz zu dem des Landarbeiters

Das Wort „Heuermann" stammt ab von dem niederdeutschen Wort „Heuer", plattdeutsch „Hüer" = Miete oder Pacht. Heuerleute sind demnach Leute, die von ihrem Bauern, früher Zeller oder Kolon genannt, Wohnung, Garten und Ackerland gepachtet haben. Darüber hinaus sind sie ihrem Bauern zu bestimmten Dienstleistungen verpflichtet.

Das Pacht- und Dienstverhältnis war von Anfang an nicht durch Gesetze geregelt, sondern beruhte auf Herkommen und Gewohnheit. Die Folge war eine Verschiedenheit der Verhältnisse in den Gemeinden und sogar in denselben Bauerschaften, was sich in der heutigen Zeit bei der Neuregelung der Verhältnisse und der Beseitigung von Mißständen besonders erschwerend auswirkt.

Mietverträge, sog. Heuerkontrakte, findet man im Münsterlande sehr selten. In den meisten Fällen waren es Adelige oder des Schreibens kundige Bauern, die mit ihren Pächtern und Heuerleuten einen derartigen Kontrakt abschlossen.

Zwischen dem Verhältnis des Bauern zum Heuermann im Münsterlande und dem des Bauern zum Landarbeiter im Norden des Landes bestehen wesentliche Unterschiede. Während z. B. die Landarbeiter, im Osten Instleute genannt, mit ihren Familien im Bauernhause selbst, in Scheunen und Stallgebäuden wohnten, errichteten die Bauern im Münsterlande ihren Heuerleuten mit der Zeit Häuser auf den an sie verpachteten Grundstücken. Den Landarbeitern im Norden stehen nicht Grund und Boden zur Verfügung, sie erhalten vielmehr ihren Lebensunterhalt in Deputaten (Getreide, Futtermittel, Milch, Brennmaterial). Sie sind ihren Herren jederzeit zu Dienstleistungen verpflichtet, während im Münsterlande die Bauern ihren Heuerleuten Zeit zur Bearbeitung ihres Pachtlandes geben müssen. Der wesentlichste Unterschied

Landesbibliothek Oldenburg

Heuerhaus in Altenbunnen (Bilderwerk Münsterland)

aber lag bislang in der grundverschiedenen sozialen Einstellung der Bauern zu ihren Dienstleuten. Mitleid und christliche Nächstenliebe sicherten die Heuerleute im Münsterlande mehr als die verklausulierten Verträge ihrer Standesgenossen im Jeverland und Butjadingen.

II. Die Entstehung des Heuerleutewesens

Wie hat sich nun dieser neue Stand, den man außer in Südoldenburg nur im Osnabrückischen und im nördlichen Westfalen kennt, bei uns entwickeln können? Die Ansichten unserer Heimatforscher gehen bei dieser Frage auseinander. Ältere Forscher nennen als erste Heuerleute Söldner und Deserteure, die in und nach dem 30jährigen Kriege bei uns hängen blieben. Sicher war das in einzelnen Fällen zutreffend, worauf die Namen Preusse, Bayer oder Kapraol (Unteroffizier) hindeuten. Auch haben ehemalige Soldaten von der Behörde öfters den Auftrag erhalten, leerstehende Bauernhöfe bis zur Rückkehr des Besitzers zu verwalten, wie diesen auch die Stellen von Volksschullehrern übertragen wurden.

Neuere Forschungen ergeben aber mit unumstößlicher Sicherheit, daß die Heuerleute zum weitaus größten Teil abgegangene Bauernsöhne, nahe Verwandte oder bewährte Knechte und Mägde des Bauernhofes gewesen sind, die, um zu eigenem Grund und Boden zu gelangen, mit ihrem Bauern ein Heuerverhältnis eingingen. In der Gemeinde Dinklage findet sich diese Annahme bestätigt in der Tatsache, daß von den Namen der 80 Bauern (Vollerben, Halberben, Pferdeköttern und Brinksittern) aus der Personenstandsliste 1651/52 noch heute 42 Namen von Heuerleuten geführt werden. Ihre Zahl würde sich noch bedeutend erhöhen, wenn man die in benachbarte Kirchspiele verzogenen Heuerleute hinzuziehen würde.

Zur Nachprüfung seien hier die Namen alteingesessener Bauernfamilien aufgeführt, die bei den Heuerleuten wiederkehren: Arlinghaus, Aumann, Barlage, Bornhorst, Bockhorst, Blömer, Burwinkel, Bünnemeyer, Böckmann, Beckmann, Eveslage, Espelage, Grieshop, Herzog, Hinxlage, Hilgefort, Hörstmann, Kalvelage, Kamphaus, Kröger, Kruse, Kohorst, Kathmann, Kenkel, Morthorst, Middendorf, Middelbeck, Moormann, Nietfeld, Nuxoll, Ostendorf, Scheper, Schwarte, Seelhorst, Sextro, Schulte, Seeger, Staggenborg, Willenborg, Westendorf, Wehage, Zumbah-

Landesbibliothek Oldenburg

len. Manche Namensinhaber sind verstorben oder verzogen, dafür treten andere mehrmals auf. So kommt bei den Heuerleuten allein im Kirchspiel Dinklage der Name Blömer 11mal, der Name Nuxoll 9mal und die Namen Bornhorst, Bockhorst, Kalvelage, Kenkel, Kohorst, Ostendorf, Seeger, Wehage und Willenborg 3—6mal vor.

III. Bei- oder Kneisnamen der Heuerleute

Aus der alten Verwandtschaft der Heuerleute mit den Bauern ergab sich die eigenartige Tatsache, daß die Bauern im Volksmunde ihre angestammten Namen fast unverändert weiterführten, während der überwiegend größere Teil der Heuerleute einen Bei- oder Kneisnamen erhielt, um diese so von den Bauern unterscheiden zu können. Zu dieser neuen Namengebung haben oft die eigenartigsten Anlässe Pate gestanden. Ein alter eingesessener Heuermann, dessen Ahnen schon vor dem 30jährigen Kriege in der Gemeinde Dinklage als Bauern wohnten, erzählte mir folgende Geschichte, die, wenn sie auch nicht in allen Teilen auf Wahrheit beruhen sollte, doch einen Einblick in die Entstehung des Heuerlingswesens und der Beinamen geben kann:

Bauer Kalvelage hatte zwei Söhne und drei Töchter. Von den Töchtern heirateten zwei auf benachbarte Bauernhöfe, während die jüngste als „Tante" im Hause blieb. Der zweite Sohn lag dem Vater in den Ohren, den großen Hof zu teilen, da er doch mit eigenen Leuten nicht genügend zu bewirtschaften sei. Der Vater ging auf die Bitte ein, und so entstanden zwei Höfe. Der Erbhof, das größere Besitztum, erhielt den Namen große Kalvelage, das andere den Namen kleine Kalvelage.

Der Erbe auf dem Hofe gr. Kalvelage hatte drei Söhne und zwei Töchter. Der ältere erbte die Stelle. Der zweite, dem an Land und Acker wenig gelegen war, versprach seinem Bruder, auf dem Hofe zu bleiben, wenn er ihm die Sorge für das Vieh überlassen würde. Das war dem Erben angenehm, aber wie sollte er sich zu seinem jüngsten Bruder stellen, dem Bauernblut in den Adern lag und der für sich allein wirtschaften wollte? Eine abermalige Teilung des Hofes war nicht angängig. Als Siedler sich ein Besitztum zu schaffen, war ihm aber auch nicht möglich, da kein Bauer Land abgab und die weiten Marken noch nicht aufgeteilt waren. Als nach Übernahme des Hofes durch den Erben der Jüngste nicht aufhörte zu „drinsen", wies ihm der Bauer ein abgelegenes, niedriges Grundstück in „dei Rien" an mit den Worten: „Gaoh hen wor dei Kiwitt röpp un bau di dor'n Hus! Holt und Stroh krigste van'n Haowe, un dann moss du mi jeden Maond tein Daoge helpen!" Der Bruder willigte ein, wurde Heuermann und bekam den Namen Kiwitt. Noch heute führen viele Nachkommen des ersten Heuermanns Kalvelage neben dem eigentlichen Namen, der aber im Volksmunde kaum genannt wird, den Beinamen Kiwitt.

Am häufigsten kommen die Beinamen auf größeren Höfen mit mehreren Heuerhäusern vor. Was lag näher, als daß man auf die Vornamen zurückgriff, die sich dann durch lange Generationen weiter vererbten, auch wenn der Nachfahr einen anderen Namen trug. Da wohnen z. B. in der Gemeinde Dinklage verstreut Bernd sin Kinner, Anton sine, Aornt sine, Dirk sine, Franz sine, Gerd sine, Hintken sine, Hermken sine, Jaokub sine, Kunraod sine un Lorenz sine, oder auch kurzweg Burn sin Kinner. Auch Frauen waren namengebend, wie Finao, Lies und Mienken. Neue Generationen fügten oft einen zweiten Vornamen hinzu, und so entstanden Franz sin Gerd, Lies Herm, Gerd sin Job und viele andere.

Oft haben auch Lage, Alter und Art des Heuerhauses Pate zu den Beinamen gestanden. Mein Elternhaus auf Eveslagen Stelle war das älteste unter den sechs Heuerhäusern, und so trugen wir den ehrenvollen Beinamen Olhus. Es war das ehemalige Leibzuchthaus, das nach dem Tode des Altenteilers Heuerhaus geworden war. Als es Ostern 1900 abbrannte und ein neues gebaut wurde, behielten wir den alten Namen, während z. B. ein in der Nähe wohnender Heuermann Neihus in einem um 120 Jahre älteren Hause lebte. — Von ehemaligen Nebengebäuden des Hofes, die zu Heuerhäusern umgebaut wurden, rühren die Kneisnamen Schürn, Hüsken, Bauen, Kloster, Lütkhus und Spieker her. — Bedingt durch die Lage der Häuser entstanden die Namen Wiskhus, Eskhus und Linnebohm.

Auf einen Nebenberuf des Heuermanns deuten hin die Beinamen Breidel, Gättmöller, Olgemöller, Knieper, Schlächter, Schnieder, Kuper, Küken-Herm, Mürker, Picker und Schipper. Weit verbreitet ist der Kneisname Kipp. Sein erster Träger war jedenfalls ein Meister in der Anfertigung von Heunerkipps (Hühnernestern).

Landesbibliothek Oldenburg

Neben dem Kiwitt sind auch andere Vögel und Tiere Anlaß zu Beinamen gewesen, wie Meesen, Hauner, Pauws, Pute und Zickstall. Selbst Adel und Geistlichkeit mußten für die Beinamengebung herhalten. Neben dem Priester und dem Biskup (Bischof) finden wir Könige und Herzöge, zwei Paulgrafen und eine lange Reihe Prinzen.

Noch lustiger muten uns eine Reihe von Necknamen an. Ein abgegangener Bauernsohn, der den Mund auf dem rechten Fleck hatte und besser „praoten" konnte als der Hoferbe, bekam den Namen Präöt. Unser erster Nachbar Zekür (französisch sécure „sicher") hatte sogar seinen Beinamen aus Frankreich geholt. Er soll es verstanden haben, beim Pflügen schnurgerade Furchen zu ziehen, was seinem späteren Nachkommen durchaus nicht mehr gelingen wollte. In die gleiche Kerbe schlagen noch viele andere Necknamen, wie Kapp, Kessken, Patent, Pemi, Plümer, Pund, Puss, Putken, Pup, Pulter, Schreck und Wippup.

Leider geht die Zahl der Heuerhäuser von Jahr zu Jahr zurück, und damit verschwinden auch die alten Beinamen, die nur im Volksmunde leben und in Akten und Urkunden nicht festgelegt sind.

IV. Die Heuerhäuser

Nach Franz Ostendorf geht die Entstehung der ersten Heuerhäuser auf das Jahr 1571 zurück. Jedenfalls aber gab es schon früher Heuerleute, die in einem Nebengebäude des Hofes Unterkunft fanden. Im Personenstandsregister 1651/52 werden im Kirchspiel Dinklage mit Namen nur 33 Heuerleute mit eigenen Häusern erwähnt, von denen 21 auf Langwege, 6 auf Schwege und 3 auf Höne entfallen. In den anderen Bauerschaften, auf der Hörst und in der Wiek, werden keine Heuerhäuser aufgeführt, womit aber nicht gesagt ist, daß es dort keine Heuerleute gegeben hat. Im gleichen Register werden nämlich 30 Familien oder Einzelpersonen erwähnt, die in der „Lieftucht" (Altenteil), 12, die in Ställen, 11, die in Boden (Bauen), 4, die im lüttken Huse, 3, die im Backhause, und je eine, die im Spieker und Kloster hausten. Mag es sich bei vielen auch um die alten Eltern oder um nahe Verwandte gehandelt haben, so werden doch die andern in einem Heuerverhältnis gestanden und mit der Zeit ein eigenes Haus erhalten haben.

Unser Heimatforscher Nieberding bestätigt diese Angaben, wenn er z. B. 1818 in den „Oldenburgischen Blättern" schreibt: „In früheren Zeiten gab es nach Ausweis der Register wenige oder gar keine Heuerhäuser. Auf den meisten Bauernhöfen gab es nur ein Leibzuchthaus, worin der abgestandene Wehrfester den Rest seiner Tage verlebte, oder worin auch wohl eine andere Familie heuerweise aufgenommen wurde. Wieder später fingen die vom Hofe abgehenden Kinder an, sich im Frühjahr in Holland Geld zu verdienen. Sie gaben einen Teil des Verdienstes dem Bauern als Darlehn, der ihnen Scheunen, Backhäuser, Lehmhütten und Schafkoven als Wohnung einrichten ließ und ihnen außerdem einiges Ackerland zur Nutzung gab."

Erhärtet wird die Ansicht Nieberdings durch die Schatzungsregister aus dem 16. Jahrhundert, in denen z. B. im Amte Vechta von „Hüsselten", also von Bewohnern kleiner Häuser, und im Amte Cloppenburg von „Daglonern" gesprochen wird. In Essen tritt diese Bezeichnung im Jahre 1535 viermal auf. Hüsselten und Dagloner sind daher wohl als die ersten Heuerleute anzusprechen. Ausdrücklich soll hier vermerkt werden, daß die Klasse der „Häusler", also der Landwirte, welche zwar Land vom Bauern gepachtet hatten aber eine eigene Wohnung besaßen, nicht zu den Heuerleuten gerechnet wird.

Primitiv war die erste Unterkunft in Nebengebäuden des Hofes, ärmlich waren auch die ersten von den Bauern errichteten sog. Heuerhäuser. Es waren Fachwerkbauten wie die Bauernhäuser, denen sie auch im Grund- und Aufriß nachgestaltet waren. Nur waren sie in allen Teilen kleiner und einfacher. Es fehlten selbstverständlich die Pferdeställe. Es fehlten auch die Knechte- und Mägdekammern. Am Holz wurde auf alle Weise gespart. Gern verwandte man Hölzer, die schon früher einmal bei Haupt- oder Nebengebäuden Verwendung gefunden hatten. Die kleinsten Häuser dieser Art waren sogenannte „Dreefackshüser". Das nächstgrößere Haus war das „Veerfackshus". Ein solches Haus steht heute im Museumsdorf. — Die Länge der Häuser, der Bauernhäuser sowohl wie der Heuerhäuser, wurde nach „Fack" = Fach berechnet. Unter Fach ist hier aber ein kubischer Raum zu verstehen, ein Raum, der sich zwischen zwei Ständerpaaren von einer Außenwand des Hauses bis zur anderen, vom Boden bis zum First erstreckt. — Neben den einfachen Heuerhäusern gab es sog. Doppelheuerhäuser oder „Doppelhäuser"

Landesbibliothek Oldenburg

Darin sind je zwei Heuerhäuser sozusagen mit dem Rücken aneinander gestellt. Jede Giebelseite zeigt dann ein großes Einfahrtstor. Das ist jedenfalls die Regel. Im Museumsdorf steht auch ein solches Haus. Die Heuerhäuser stellten noch bis ins 20. Jahrhundert hinein — wie übrigens auch manche Bauernhäuser — sog. Rauchhäuser dar, sie hatten noch keinen Schornstein und waren daher meist von Rauch erfüllt. Die Wände der Heuerhäuser wurden innen und außen innerhalb der einzelnen Gefache mit Lehm ausgefüllt, sie wurden mit anderen Worten „geklemmt", die Decken vielfach „gewellert". Der Ziegelstein zeugte immer von gewissem Reichtum und fand in erster Linie nur bei Bauernhäusern Verwendung. Es gab aber auch reicher ausgestattete Heuerhäuser. Wir finden sie auf den Höfen der reicheren Bauern. Der Heimatfreund wird sich freuen, demnächst all diese Gestaltungen im Museumsdorf in Cloppenburg, vielleicht aber auch nur hier, noch vorzufinden.

Heinrich Bockhorst

100 Jahre Verkoppelung in Oldenburg

Die Einführung der Verkoppelungs- oder Flurbereinigungsgesetze im 19. Jahrhundert stellt den Abschluß einer Agrargesetzgebung dar, die als Endziel die Befreiung des deutschen Bauern von allen Fesseln bezweckte, die der Entwicklung der modernen Landwirtschaft hemmend entgegenstanden. Durch die Aufteilung der Marken und Gemeinheiten nach der Gemeinheitsteilungsordnung vom Jahre 1806 und dem oldbg. Markgesetz wurde das Gesamteigentum an diesen Flächen in das Privateigentum der Dorfgenossen bzw. in Staatseigentum überführt, so daß die große vorbildliche Siedlungs- und Kultivierungsarbeit in Oldenburg nachhaltig einsetzen konnte. Die unwirtschaftlich gelenene Eschflächen unserer alten Dörfer dagegen verharrten fast unverändert in ihrem Urzustand, bis die oldbg. Regierung in den 50er Jahren beschloß, *„ein einfaches, kurzes Verkoppelungsgesetz zu schaffen, das auch dem Landmann gestattet, Schritt für Schritt den Stand der Verkoppelungen zu verfolgen, damit er die Handlungen der Behörden leicht begreife"*. Die Nachteile der Gemenglage unserer Eschländereien hatten bereits verschiedentlich vor Erlaß des Verkoppelungsgesetzes zu Abrundungen des Besitzes im Wege eines privaten Austausches geführt.

Als klassisches Beispiel der ersten Anfänge einer Flurbereinigung werden die sogen. Vereinödungen im Allgäu zu Bayern angesehen, die in das 16. Jahrhundert zu setzen sind. Sie bezweckten in erster Linie eine Auflockerung der Ortslage, um hiermit eine günstigere Einteilung der Flächen durch Anlage von Einzelhöfen zu verbinden. Im nordwestdeutschen Raum leiteten die sogenannten Erbkötter eine ähnliche Entwicklung ein, da sie als abgehende Söhne der Vollbauern eine Siedlung am Rande des Eschlandes erhielten und markenberechtigt wurden. Jedenfalls ist auch in diesem Raum bereits für das Mittelalter die Errichtung von Einzelhöfen außerhalb eines Haufendorfes nachweisbar. Nach Erlaß der Teilungsordnung im Jahre 1806 gehörte die Hasberger Gemeinheit zu den ersten Verfahren, die nach der französischen Besetzung in Angriff genommen wurde. Sie wurde mit einer Verkoppelung des sogen. Kirchenesches verbunden und zwar auf freiwilliger Grundlage.

Dem Vorbilde der umliegenden Staaten folgend und auf Grund verschiedener Eingaben aus Fachkreisen beauftragte die Regierung am 19. März 1852 eine Kommission, *„diejenigen Grundsätze vorzulegen, auf welchen ein Verkoppelungsgesetz beruhen sollte"*. Die Erkundigungen, die daraufhin seitens des Kommissars Osthoff im benachbarten Hoya, Diepholz und Bremen eingezogen wurden, brachten mehr oder weniger negative Ergebnisse. Als wesentliche Punkte wurden von allen Seiten die Abkürzung des Verfahrens und die Verbindung mit einer Gemeinheitsteilung als äußerst wertvoll hingestellt. Da eigene Erfahrungen im Lande nicht vorlagen, konnte als Vorbild für ein neues Gesetz lediglich das hannoversche Gesetz über Verkoppelungs- und Gemeinheitsteilungen zugrunde gelegt werden, da hier die Wirtschaftsweise der oldenburgischen ähnlich war. Diese Kommission konnte sich daher lediglich darauf beschränken, die für die hiesigen Verhältnisse erforderlichen Abänderungen und Zusätze zu treffen. Wesentliche Unterstützung wurde ihr zuteil durch die gutachtlichen Ausführungen der hannoverschen Kommissare Witte aus Bremerhaven und Westphael aus Lüneburg.

Landesbibliothek Oldenburg

Bemerkenswert *wegen ihrer neuzeitlichen Gesichtspunkte* sind die Anträge verschiedener Verbände und Behörden, die bei der Durchberatung des Entwurfs mitwirkten. So wünschte der landwirtschaftliche Verein des Ammerlandes, daß auch die Minderheit eine Verkoppelung verlangen könne, wenn die landwirtschaftliche Nützlichkeit sichergestellt sei. Das Amt Oldenburg verlangte eine größere Beweglichkeit des Gesetzes und der Ausführungsbestimmungen. Der Vorschlag der oldenburgischen Landwirtschaftsgesellschaft ging dahin, Gehöfte und Güter nicht auszuschließen, da eine Verbreiterung und Begradigung der Dorfstraßen in vielen Fällen wünschenswert sei und eine gute Zuwegung zu den neueren Plänen oft nicht durchzuführen sei, wenn nicht die Grenzen der Grundstücke im Ort selbst verändert werden dürften.

Im elften Landtage des Jahres 1857 wurde der Entwurf des oldenburgischen Verkoppelungsgesetzes eingehend durchberaten und ohne wesentliche Änderungen am 27. 4. 1858 zum Gesetz: Es wurde ergänzt am 8. 4. 1897 durch die Bestimmungen über die Moorverkoppelungen. Damit wurde die nur bedingt zulässige Anwendbarkeit des Gesetzes auf lediglich unkultivierte Grundstücke und Torfmoore allgemein eingeführt. Man beabsichtigte namentlich die Erleichterung der Kolonisierung der besonders im Sagterlande und im alten Amte Damme häufig vorkommenden langen und schmalen Moorparzellen.

Durch Gesetz vom 20. Mai 1921 wurde auf Grund einer Eingabe Friesoyther Bürger, die die Aufschließung des sogenannten Burkamps anstrebten, die im Artikel 1 § 1 enthaltene Bestimmung über die Mindestgröße einer Verkoppelung von 10 Jück kultivierten und 50 Jück unkultivierten Landes aufgehoben. In den Jahren 1933 und 1935 wurden Verordnungen erlassen, nach denen die Verkoppelung angeordnet werden konnte, wenn sie der Beschäftigung Erwerbsloser diente. Ab Juli 1936 konnten der Gesamtheit der Eigentümer der zu einer Verkoppelungsmasse vereinigten Grundstücke die Rechte einer juristischen Person verliehen werden. Als dann das Reichsumlegungsgesetz verkündet war und am 1. 1. 1938 in Kraft trat und der Personalstand vergrößert wurde, konnten die Verkoppelungen wesentlich gefördert werden.

Bis zur Einführung der Reichsumlegungsordnung wurde für jedes einzelne Verfahren eine Kommission ernannt, die aus dem zuständigen Amtshauptmann und einem Vermessungsbeamten bestand. Während bis zum Jahre 1905 der zuständige Bezirksvermessungsbeamte die technische Bearbeitung der Verkoppelungen durchführte, wurde seit dieser Zeit ein Vermessungsbeamter der Vermessungsdirektion für die Leitung dieser Spezialaufgabe eingesetzt. Die Dienststelle wurde zu einer *Abteilung für Verkoppelungen und Teilungen* nach dem 1. Weltkrieg erweitert, aus der 1938 die *Umlegungsbehörde* entstand, die nach dem 1. 10. 1944 dem Landwirtschaftsministerium unterstellt wurde. Sie erhielt nach dem Inkrafttreten des Flurbereinigungsgesetzes vom 14. Juli 1953 die Bezeichnung *Kulturamt* (13. 3. 1954).

Die neuzeitliche Flurbereinigungstechnik umfaßt alle Maßnahmen, die geeignet sind, die landwirtschaftliche Erzeugung zu steigern. Dazu gehören neben der Schaffung eines neuen Wege- und Wassernetzes alle bodenverbessernden Maßnahmen sowie die Auflockerung der Ortslage durch Aussiedlung. Der Staat fördert diese behördlich geleiteten Verfahren durch Beihilfen und Darlehen.

Durchführung der Verkoppelungen nach der Zeitfolge

Jetziger Kreis	1 1858 bis 1870	2 1871 bis 1880	3 1881 bis 1890	4 1891 bis 1900	5 1901 bis 1910	6 1911 bis 1920	7 1921 bis 1930	8 1931 bis 1940	9 1941 bis 1950	10 1951 bis 1957	11 Zusammen
Ammerland	78	301	177	181	344	9	157	625	2 106	914	4 892
Cloppenburg	534	802	1 215	744	593	501	1 165	1 650	5 174	4 373	16 753
Friesland	—	152	64	23	3		—	404	1 823	2 001	4 470
Oldenburg	1 030	472	847	1 819	1 297	149	132	1 952	1 886	839	10 423
Vechta	2 261	1 788	825	—	—	571	72	1 477	451	696	8 141
Wesermarsch	—	—	—	46	—	—	—	—	100	27	173
	3 903	3 515	3 128	2 813	2 237	1 230	1 526	6 110	11 540	8 850	44 852

Landesbibliothek Oldenburg

Vor dem 1. Weltkrieg wurden in erster Linie die alten Eschflächen der Geest verkoppelt, während bei den neuzeitlichen Verfahren ganze Bauerschaften einbezogen werden. Damit können Dorflagen, Markenteilungsflächen einschl. der Wiesen und Weiden oder unkultivierte Ländereien neu gestaltet und zusammengelegt werden.

Aus der vorstehenden Zusammenstellung ist ersichtlich, daß seit dem 1. Weltkrieg die Hektarzahlen der flurbereinigten Flächen ansteigen und nach dem 2. Weltkrieg ihren Höhepunkt erreichen. Es sind vornehmlich die Geestbezirke, die immer noch eine große Zersplitterung aufweisen, während neuerdings auch die Moor- und Moormarschgebiete erfaßt werden.

Nach dem alten Verkoppelungsgesetz wurden etwa 180 Verfahren mit 22 000 ha Fläche verkoppelt. Bis zum 1. 1. 1957 sind etwa 50 Flurbereinigungen mit insgesamt 60 000 ha in Arbeit, und seit dem Inkrafttreten des Verkoppelungsgesetzes sind fast 45 000 ha abgeschlossen; das entspricht etwa 9,0 Prozent der Größe des Verwaltungsbezirks.

Fritz Diekmann

AN SCHAULMEESTERS GRAFF

As ick so teihn Jaohr olt wör, sä use Opa tau mi: „Junge, Sönndag gaoh wi ut"

„Wor wullt du dann hen, Opa?" frög ick.

„Täuw man", sä hei, „Sönndag."

Dei Sönndag wör dor. Opa köm van'e Homisse. Wi setten us an'n Disk, man ick kunn den Teller gräune Vitzebohnen nich mannsen. Ick möß immer denken, wor Opa woll mit mi hen wull. Wat ick uck frög, hei sä bloot: „Täuw man!"

As Opa un ick nu usen Middag upe har'n, sä hei: „Junge, nu kumm man an!" Opa köm mi so ganz anners vör as anner Daoge, so fierlick un eernst. — Up'e Schossee nao't Karkdörp frög Opa mi nao use Schaule un usen Lehrer, un ick möß vertellen. Hei frög immer mehr, un ick wüß nich, wat dat schull. Hei kreeg mi mit dat Fraogen uck richtig beit, un wat ick gor nich vertellen wull, wo wi usen Lehrer faoken argert har'n, ick möß d'r mit van'n Dag.

Opa lacherde nich. Hei keek mi eernst an un sä, wenn hei dat fräuhertied in'e Schaule maokt har, har hei düchtige Prügels krägen. „Hest du uck Prügels krägen?" frög hei mi. „Ne, Opa", sä ick, „hei weit noch gornich, well üm argert heff." „So! So!" Opa keek mi an un sä: „Junge, dann kriggst du dei Prügels noch van mi!" Ick verfeerde mi rein un mennde: „Opa, dat schull jo man bloot Spaoß wäsen!" — „Netten Spaoß", sä hei hart, „Wor man'n gauden Mensken mit weh deiht!" Hei schweeg un treet an. Opa wör best to Faute, un ick möß bannig miene Beine rögen. Dichte bi't Karkdörp bleef Opa bi'n Stück hogen Roggen staohn. „So", sä hei tau mi, „nu plück eis'n netten Struß van dei Körnblaomen; du most aower kienen Roggen knicken. Dat is use Brot." Ick keek Opa grot an, do sä hei: „Tau, plück man; du schast dat noch wisse weern, well den Struß krigg." Ick plückede uck'n gaude Handvull Körnblaumen. Opa bünd üm dei Stengels 'n Packsband, geef mi den Struß un sä: „So, nu paß üm gaut up!"

As wi in't Karkdörp wör'n, sä Opa: „So, hier stiegt wie in'n Zug!" Zug fäuern wör för us Kinner tau dei Tied 'n grote Begäwenheit. Man achter disse leiwlicken Utsichten seeten mien Utsichten up'n Laoge Prügels, un sowiet wör ick noch nich, dat ick Prügels in Koop nehm, wenn'ck Zug fäuern kunn. So keek ick den Baohnhoff man mit'n verdreitlick Gesicht an. Opa markte dat uck woll; man hei keek mi bloot an, schöw sien Priem van'e lünken achter dei rechten Kusen un sä: „Sett di dor man up dei Bank un loop nich wat herüm. Ick koop dei Billjetts."

Ick seet dor nu up'e Bank un wunnerde mi, dat up den smallen isern Patt so grote Waogens mit dei Lokomotive so drocke lopen kunn'n. Dann füllt mi in, ick kunn nu dei Kinner in'n Dörpe wat van den Zug vertellen. As ick sowiet wör, har'n dei leiwlicken Utsichten all wat dei Baowenhand krägen. Do köm Opa ut'n Baohnhoff. Bi üm an günk'n Keerl, den kennde ick nich. Opa vertellde sick wat mit üm un wiesede up mi hen. Do lacherde dei Keerl un slög sick mit sien Krüzdoorn an sien langen Stäweln. Opa röp mi tau: „Hei kummt glieks", un snackede mit den Keerl wieder.

Nu mössen sick woll all mehr Lüe Billjetts köfft hebben. Vör'n Baohnhoff stünd dat in Drubels tauhop. Opa röp mi tau: „Nu kumm man an, hei is d'r glieks!" Ick günk nao üm hen, un as ick dei Gleise naokeek, seeg ick den Zug all dichte bi. „Junge, paß up", sä Opa un nöm mi bi dei Hand. Do susede dei Lokomotive mit dei Waogens an us vörbi. Dei Eern bäwerde rein. „Opa, draff ick uck utkieken?" frög ick. „Dör dei Ruten woll", sä hei un kreeg uck för mi'n Platz an't Fenster. Ick har väl tau kieken, man den Struß passede ick fein up.

Nao'n Viddelstunn hüllt dei Zug up'n annern Baohnhoff still. „So, Junge, nu stiegt

Landesbibliothek Oldenburg

Näsen un Mund daolkummst." Dat günk wi ut", sä Opa; „paß up, dat du d'r nich up aower gaut. „Nu kumm", sä Opa tau mi. Wi güngen van'n Baohnhoff dör'n paor lütke Straoten un stünn'n dann vör'n grote isern Dörn. Dor achter wör'n Karkhoff. Opa nöm sien Kipp af un nickede mi tau, sä aower nicks. Hei sweeg uck, as hei mit mi aower den groten Karkhoff günk. Hier har dei Dood sien Riek, un mi wör, as wenn hei mi ut dei Gräwer mit düstere Ogen ankeek. Ick greep nao Opa sien Hand . . .

„So, Junge," sä hei do weik, „hier is't." Hei bleef vör'n Graff staohn. Dat wör all olt. Dei Graffstein leeg ganz in Efeu, un dei Naomen wör nich mehr tau läsen. Vergißmeinnicht wassen dor, un man seeg, dat Graff wör nich vergäten. Ick keek Opa an. Hei nickede bloot, un ick lä den Blaumenstruß up dat Graff. „Nu knei daol un bä'n Vaterunser," sä Opa tau mi. Hei kneide sick uck hen. Um us wör dat so still as inne Karken. In Busk un Boom zirpte af un an'n Väögelken, dei Sünne scheen, un up dei Gräwer bleihden Blaumen. Dat wör, as wenn dat lute Läwen wiet, wiet achter us leeg.

As Opa upstünd, sä hei: „Nu will ick di van dit Graff vertell'n. Hier ligg mien ole Schaulmester. So nöümden wi fröuher use Lehrer. Hei wör'n schlichten, ruhigen Mann. Hei kunn uck hart weern, wenn hei'n Boshaftigkeit vermaut was. Anners har hei'n weik Hart. Hei har nich lange Jaohr studiert; man hei wüß, wat dei Mensk un wat dat Läwen is, un hei wüß üm dat Starwen un dei Ewigkeit. Hei heff't us nich bloot lehrt, hei heff't us uck vörläwt. Wat ick bin, verdank ick üm. As ick so junk wör as du, do verstünd ick dat uck noch nich. Aower as ick öller wörd un dat Läwen mi packede mit harte Füste, un dat Hart mi faoken blött, do dachde ick an dat, wat hei us seggt un wat hei us in't Hart leggt har. Un so heff ick den rechten Wegg funn'n un har Frä mit usen Härgott. Ick weit, wat use ole Mester, dei nu all aower füfftig Jaohr hier unnen slöpp, för mi wäsen is. Well dat Glück heff, so'n Schaulmester tau hebben, kann usen Härgott nich naug danken. Ick glöwe fast, dei heff't üm gaut lohnt, wat hei för us daohn heff. Ick frei mi, wenn ick üm dor baowen wär seihn dau. Un hei schall sick dann uck frei'n."

Ick keek Opa an, un do seeg ick, dat üm Traonen aower dei Backen in sien'n Baort löpen. Do dachde ick an usen Lehrer, un wat wi üm faoken argert har'n. Ick pück Opa anne Hand un sä: „Opa — ick — will't nich wär dau'n!"

„Is all gaut," sä hei un straokde mi aower den Kopp. „Denk immer an dit Graff. Wor Vaoder un Mauder up'n Karkhoff ligget, is för di'n hillige Stä. Un wenn du'n Schaulmester hart hest, dei mit Vaoder un Mauder arbeit't heff, dat du in dien Läwen besteihst, dann is uck sien Graff för di'n hillige Stä. Wenn du Not un Last hest, disse drei Gräwer wiest di den Weg, den du gaohn most, dat du an'n glückelk Enn'n kummst."

„Dor will ick immer an denken, Opa," sä ick. Un ick heff d'r an dacht. Ick bin dat uck wisse worn: Well dat Graff van sien olen Lehrer vergett, dei vergett faoken uck dei Gräwer van Vaoder un Mauder, un well dei vergett, heff sien Heimat verlaorn. Un wenn hei fief Sack vull Geld heff, hei is'n armen Mann. Sien Hart weit nich mehr, wor't tau Hus is un Frä finnen kann.

Hermann Thole

Professorenscherze

(Sie stammen zwar nicht aus der engsten Heimat, aber von einem wirklichen deutschen Professor, dessen Schüler zum beträchtlichen Teil noch leben.)

„Von diesen drei Punkten ist der wichtigste der vierte."

„Wißt ihr, warum Karl der Große so gern nach Aachen kam? Nicht etwa wegen der wirksamen Heilquellen; die waren damals noch nicht entdeckt. Nein, Karl der Große kam deswegen so gern nach Aachen, weil dort seine Gebeine ruhten."

„Napoleon wartete nicht so lange, bis der Papst ihn krönte. Nein, mit eigener Hand setzte er sich den römischen Kaiserthron auf das Haupt."

„Herr Professor, ich bin vorgestern Großmutter geworden." „Ei, ei, und dann heute schon wieder so flink auf den Füßen? Da muß man ja ganz besonders gratulieren."

„Herr Professor, warum nennen Sie mich immer Frau? Ich bin ja gar nicht verheiratet." — „Ach so, dann ist Ihr Herr Gemahl noch Junggeselle."

Nach einer großen Versammlung verlor der Herr Professor im Gedränge seine Frau. Nach langem Suchen fragte er eine andere Frau: „Sagen Sie doch, haben Sie hier nicht eine Frau gesehen — ohne einen Mann, der aussah wie ich?

Franz Morthorst

Landesbibliothek Oldenburg

Das Museumsdorf in Cloppenburg

und die Idee des Freilichtmuseums in Deutschland

Als man 1922, vor mehr als 35 Jahren, den Beschluß faßte, in Cloppenburg, im Herzen des Münsterlandes, ein Museum zu errichten, hat niemand daran gedacht, auch nicht im Entferntesten geahnt, daß daraus eines Tages etwas Besonderes, für Deutschland Einmaliges erwachsen könne. Und doch kam es so. Das Heimatmuseum in Cloppenburg, das 1922 begründet wurde, entwickelte sich zu Deutschlands größtem Freilichtmuseum.

Zu diesem Freilichtmuseum, das aus wohlerwogenen Gründen die Bezeichnung „Museumsdorf" erhielt, wurde 1934 der Grund gelegt. Der Beschluß, dem Cloppenburger Museum, das bis dahin noch gar keine eigene Heimstatt gefunden hatte, diese Entwicklung zu geben, wurde einstimmig gefaßt. Dennoch haben die meisten darüber nur den Kopf geschüttelt und an die Möglichkeit einer solchen Entwicklung zunächst nicht geglaubt. Doch schon bei Beginn des zweiten Weltkrieges zählte das Museumsdorf in Cloppenburg auf einem Gelände von annähernd 15 Hektar nahezu 20 Gebäude, darunter mehrere Großbauten. Von diesen Gebäuden wurden gegen Ende des Krieges nicht weniger als sieben durch Artilleriefeuer zerstört. Heute stehen bereits wieder rund 20 Gebäude und noch wird ständig weiter gebaut. Denn schon wurden wieder 10 Gebäude, die man irgendwo in der südoldenburgischen Landschaft abgebrochen, ins Museumsdorf geschafft und harren hier der Wiedererstellung. Aber nicht nur die Zahl der Gebäude trug den Ruf des Museumsdorfes, das gegenwärtig jährlich bereits 100 000 Besucher zählt und damit in die Reihe der großen Museen aufrückte, weit über die Grenzen des Oldenburger Münsterlandes und über die der Bundesrepublik hinaus. Auch die ungewöhnliche Größe und Schönheit vieler Bauten, die im Museumsdorf Cloppenburg neu erstanden, trugen zu sei-

Volkskundekongreß in Stockholm 1951

Landesbibliothek Oldenburg

Volkskundekongreß in Arnheim 1955 (Foto: Lindemann-Amsterdam)

nem Rufe bei. Schließlich aber war es die sinnvolle, aus den Gegebenheiten der südoldenburgischen Landschaft gewachsene Gesamtanlage dieses Dorfes, welche ihm in ganz Deutschland, ja in ganz Europa und darüber hinaus in der ganzen Welt unzählige Freunde schuf. In diesem Museum werden nämlich die einzelnen Gebäude nicht nach Belieben, heute hier und morgen dort, erstellt, vielmehr werden sie planvoll zusammen geordnet wie in einem Dorf, das tatsächlich, und zwar gar nicht weit von hier, existiert. Die einzelnen Bauernhöfe, d. h. die Bauernhäuser und ihre Nebengebäude, werden mit anderen Worten um einen sogenannten eichenbestandenen Brink herum, der sich durch das ganze langgestreckte Gelände hinzieht und nur in der Mitte durch den Dorfteich unterbrochen wird, gruppiert, so daß sie den Brink sozusagen wie in einem Kranz umstehen. Diese Anlage ergab sich zwangsläufig, weil die südoldenburgische Landschaft, aus der das Cloppenburger Museum erwuchs, höchst verschiedene Bauernhoftypen aufzuweisen hat, das Museum aber einen Querschnitt durch die gesamte bäuerliche Kultur aufweisen soll, jeden Bauernhoftyp deshalb herausstellen muß. Anderswo, so in Aarhus auf Jütland, hat man eine regelrechte Museumsstadt gebaut. Das wäre für Südoldenburg sinnlos gewesen, da es hier eine städtische Kultur ehedem nicht gegeben hat. Das Dorf aber, das sich hier auf Grund systematischer Durchforschung des ganzen Landes als einzig richtige Gestaltungsgrundlage anbot, ist, wie bereits angedeutet, nicht irgend ein Phantasiegebilde, sondern ein Dorf, das ganz ähnlich nicht allzu weit von Cloppenburg entfernt tatsächlich sich vorfindet. Dieses Museumsdorf hat nirgendwo in der Welt seinesgleichen, nirgendwo ein Vorbild. Es wurde geschaffen bzw. in der Gesamtplanung festgelegt ohne jede Kenntnis der übrigen großen europäischen Freilichtmuseen.

Das älteste und größte Freilichtmuseum der Welt findet sich nach wie vor in Schwedens Hauptstadt Stockholm. Das Areal dieses Freilichtmuseums übertrifft das dem Cloppenburger Museumsdorf zur Verfügung stehende Gelände um ein Vielfaches. Die Zahl der Besucher, die in dem Stockholmer Freilichtmuseum, das kurz Skansen genannt wird, jährlich gezählt werden, beträgt weit über 2 Millionen. Zu dieser unerhört gro-

Landesbibliothek Oldenburg

Internationale Konferenz der Freilichtmuseen in Dänemark und Schweden 1957 (A.B.C.-Foto: Kopenhagen)

Zen Besucherzahl trägt freilich in hohem Maße auch die unmittelbare Nachbarschaft der Millionenstadt bei. Die Häuser, die in Skansen im Laufe der Zeit neu errichtet wurden, wurden aus ganz Schweden geholt. Begründet wurde dieses einzigartige Museum 1890 durch den in aller Welt bekannten Dr. Hazelius.

Dieses große Vorbild fand begeisterte Zustimmung, und zwar zunächst verständlicherweise in den Nachbarländern, so in Dänemark, in Norwegen und in Finnland. Heute besitzt auch Holland in der Nähe der Stadt Arnheim ein großes Freilichtmuseum. Aber auch in anderen europäischen Ländern zündete der Gedanke des Freilichtmuseums. In Deutschland entstanden nach und nach, und zwar zunächst in Husum, nahe der dänischen Grenze, dann an vielen anderen Stellen kleinere Unternehmungen dieser Art, aber, wie gesagt, nur kleinere Unternehmungen, jedoch kein Museum, das sich mit den großen außerdeutschen Freilichtmuseen hätte messen können. Im übrigen aber verhielt man sich in Deutschland dem neuen Museumstyp gegenüber zurückhaltend, um nicht zu sagen ablehnend. Und zwar war es gerade die Fachwelt, die sich mit dem neuen Museumsgedanken nicht befreunden konnte, an ihm vielmehr vieles auszusetzen hatte. Aber auch von den kleineren Unternehmungen dieser Art, wie sie hier und dort auf deutschem Boden verwirklicht wurden, wollte man nicht viel wissen. Das einzige etwas größere deutsche Freilichtmuseum war zu Beginn des zweiten Weltkrieges noch in Königsberg zu sehen. Gegen Ende dieses Krieges aber wurde es leider abgebrochen und nach Hohenstein, in die Nähe des Tannenbergdenkmals, gebracht, wo es neu errichtet werden sollte. Hier aber wurde es, noch bevor man darangegangen war, es neu aufzubauen, total zerstört.

Unter diesen Umständen ist es sehr wohl zu verstehen, daß man dem in Cloppenburg 1934 verkündeten großen Museumsplan zunächst in weitesten Kreisen mißtrauisch begegnete, ihn für utopisch erklärte, und es hat lange gedauert, bis sich, aber auch nur langsam, diese Einstellung dem Cloppenburger Unternehmen gegenüber änderte. Gerade in Fachkreisen war das Mißtrauen sehr groß. Als ich vor nunmehr etwa 20 Jahren zum ersten Mal vor lauter Fachleuten über das Freilichtmuseum sprach, bedeutete das ein großes Fiasko. Als ich aber vor

Landesbibliothek Oldenburg

zwei oder drei Jahren vor demselben Gremium, das inzwischen aber noch bedeutend größer geworden war, abermals über die Idee des Freilichtmuseums sprach, fand ich einen so starken Beifall, daß ich selber überrascht war. Unmittelbar nach dem Vortrag trat einer der Zuhörer an mich heran und sagte: „Wissen Sie noch, daß Sie vor annähernd 20 Jahren hier an derselben Stelle über dasselbe Thema gesprochen haben, und daß wir Sie damals alle ausgelacht haben?" Ich sagte: „Ich weißt es nur zu gut." Alle aber, die meinen ersten und zweiten Vortrag gehört hatten, spürten wie ich selbst augenblicklich den großen Wandel, der hinsichtlich der Einstellung der genannten Kreise der Idee des Freilichtmuseums gegenüber eingetreten war. Es war ein großer Sieg, der nach harten Kämpfen, die sich beinahe über zwei Jahrzehnte erstreckten, errungen worden war. Von da an marschierte die Idee des Freilichtmuseums auch auf deutschem Boden. Die Entwicklung war nicht mehr aufzuhalten. Vor allem waren es die Heimatbünde, alle Kreise, die in der Heimatarbeit standen, die nunmehr gebieterisch auch in anderen Ländern, so in Westfalen, im Rheinland und in Schleswig-Holstein, bezeichnenderweise also in lauter benachbarten Ländern, nach der Anlage eines großen Freilichtmuseums verlangten. Schon daraus ist deutlich zu ersehen, daß der siegreich geführte schwere Kampf um das große deutsche Freilichtmuseum, was mir übrigens auch immer wieder bestätigt wurde, von Cloppenburg und seinem Museumsdorf ausgegangen war.

Internationale Anerkennung aber fand das Cloppenburger Museumsdorf seit dem Jahre 1951, d. i. seit dem Tage, an dem der Unterzeichnete im Nordischen Museum in Stockholm vor Vertretern von 18 Nationen auf dem Volkskundekongreß (Bild 1) einen Lichtbildervortrag über das Museumsdorf in Cloppenburg hielt. Als er geendet hatte, raunte ihm ein Schwede, der hinter ihm gestanden, ins Ohr: „Sie haben wohl gemerkt, wie das eingeschlagen hat." Es war wirklich ein ganz ungewöhnlicher Erfolg. Wer hatte auch von den dort versammelten Volkskundlern bis dahin von Cloppenburg bzw. seinem Museumsdorf gehört? Kaum einer! Und die Bilder, die in diesem Vortrag gezeigt wurden, ließen alle erstaunen. Wo in aller Welt gibt es auch in einem Museum Bauernhäuser, wie sie das Museumsdorf Cloppenburg zeigt, bzw. bis zur Zerstörung des Quatmannshofes zeigte? Als bald darauf eine internationale Hausforschertagung im Cloppenburger Museumsdorf veranstaltet wurde, fanden sich auch zahlreiche Forscher ein, die an dem Volkskundekongreß in Stockholm teilgenommen hatten. Als diese nun in Cloppenburg das Museumsdorf förmlich erlebten, erstaunten sie noch mehr, und als ich im Anschluß an die Tagung die Ausländer, die daran teilgenommen hatten, durch das Artland und seine einzigartige Bauernkultur führte, wuchs ihr Erstaunen nur noch mehr. Cloppenburg und sein Museumsdorf aber waren seither für die gesamte interessierte internationale Welt ein Begriff. Letzteres wurde als einziges deutsches Freilichtmuseum in die Reihe der großen Freilichtmuseen der übrigen Welt eingeordnet.

Dann sprach ich 1952 in Arnheim, und zwar in dem dortigen sogenannten Openluchtmuseum, vor Fachleuten aus Holland und Deutschland, und wiederum mit Lichtbildern über ein Thema, das mir damals besonders wichtig erschien, über systematische Forschungs- und Sammelarbeit. Mehr und mehr erkannte man, daß das Cloppenburger Museumsdorf auf absolut wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut werde. 1955 nahm ich dann wieder in Arnheim an dem internationalen Volkskundekongreß (Bild 2) als Vertreter des größten deutschen Freilichtmuseums teil. Als endlich 1957, und zwar im Juli dieses Jahres, die Leiter der großen Freilichtmuseen der ganzen Welt zum ersten Mal auf skandinavischen Boden (Bild 3) sich ein Stelldichein gaben, wurde auch der Leiter des Cloppenburger Museumsdorfes hierzu eingeladen. Die Tagungsteilnehmer versammelten sich zunächst in Kopenhagen, dann in Aarhus und schließlich in Stockholm. Auf dieser Tagung wurde zum ersten Mal von der gesamten Fachwelt zur Frage des Freilichtmuseums, seiner Idee und Gestaltung, grundsätzlich Stellung genommen. Die Beratungen und Besprechungen erstreckten sich über fünf Tage. Am letzten Tage wurden die Tagungsteilnehmer aufgefordert, über die Lage des Freilichtmuseums in den einzelnen Ländern zu berichten. So fand der Leiter des Cloppenburger Museumsdorfes wiederum Gelegenheit, vor einem internationalen Gremium über das Cloppenburger Freilichtmuseum und insbesondere über seine weitere Entwicklung seit 1951 Bericht zu erstatten. Da auch einige Länder, u. a. Westfalen und Schleswig-Holstein, die sich nunmehr anschicken, ein eigenes großes Freilichtmuseum zu bauen, auf dieser Tagung vertreten waren, sprach anschließend der Leiter des schleswig-holsteinischen Landesmuseums kurz

Landesbibliothek Oldenburg

und allgemein über die Lage des Freilichtmuseums im übrigen Deutschland, nachdem er eingangs den Leiter des Cloppenburger Museums ausdrücklich als Vorkämpfer für die Idee des Freilichtmuseums in Deutschland bezeichnet hatte.

So wurde das Museumsdorf Cloppenburg mehr und mehr in ganz Deutschland und darüber hinaus in der gesamten internationalen Fachwelt bekannt und anerkannt. Immer wieder kamen daher auch Abordnungen aus den Nachbarländern, aus Schleswig-Holstein, aus Westfalen und aus dem Rheinland, nach Cloppenburg, um hier das Museumsdorf zu studieren, um sich Auskünfte aller Art und Anregungen für die eigenen Planungen zu holen. Es kamen aber zu demselben Zweck auch Fachleute aus Belgien, aus Österreich, aus Frankreich, aus der Schweiz, und sogar aus Pennsylvanien (USA), aus Ländern, die sich nunmehr allesamt und ernstlich mit dem Plan, auch selbst ein großes Freilichtmuseum zu bauen, beschäftigen und zum Teil schon den Anfang damit gemacht haben.

So ist in Cloppenburg aus kleinsten Anfängen, man könnte sagen aus dem Nichts heraus, ein großes Werk entstanden, das richtungweisend wurde für ganz Deutschland. Die große Linie aber, die das Cloppenburger Museum stets auszeichnete, wurde ihm sozusagen mit in die Wiege gelegt, als auf einer außerordentlichen Generalversammlung des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland im Jahre 1922 der Beschluß gefaßt wurde, für das ganze Land, d. i. für ganz Südoldenburg, nur ein einziges kulturell ausgerichtetes Museum zu schaffen, und zwar im Mittelpunkt des Landes, in Cloppenburg. Ohne diesen Beschluß wäre nämlich ohne Zweifel eine große Zersplitterung eingetreten, die die Entwicklung des südoldenburgischen Heimatmuseums zu Deutschlands größtem Freilichtmuseum unmöglich gemacht hätte.

Heinrich Ottenjann

DEI DULLEN HILGEN

In Lohne har in ole Tied
Ein Bur mit einen Bäcker Striet.
Üm ein Stück Land wörn sei sick dulle
Un harn sick faoken in dei Wulle.

Nu har dei Bur ein Hilgenbeld,
Sankt Joseph, up dat Grundstück stellt.
Dei Bäcker seeg dör siene Ruten,
Wat up den Timpen stünd dor buten.

Dei Bäcker wörd dorbi vergrellt,
In'n Düstern haolde hei dat Beld.
Et was ut Holt un brennde gout,
Hei smeet et in dei Aowenglout.

Natürlick har dei Bur utfunden:
Sien Beld, dat was un bleef verswunden.
Hei stellde dann toun tweiden Maol
Ein Holtbeld up den hogen Paol.

Hei har ein Lock drin bohren laoten
Un har dorin Jagdpulver gaoten.

So stünd Sankt Joseph wedder dor;
Doch dütmaol was hei pulverswor.

Dei Bäcker aober dütmaol dachde,
As hei dat Beld int Backhus brachde:
„Ick krieg dei Stutens billig gor."
Hei aohnde gor nich dei Gefohr.

Hei steek dat Beld int Für sofort
Un lachde noch up siene Ort.
Do geef't en luten Knall up maol,
Un use Bäcker sackde daol.

Dei Pulverflammen han üm raokt
Un sien Gesicht so gleunig straokt.
Den schönen, langen Snurrebort
Har üm dat heite Für verschmort.

„Dat har'k nich dacht", so sä hei dann,
dat sei so d u l l e Hilgen han."

Hubert Burwinkel

Landesbibliothek Oldenburg

Eine baukünstlerische Tat

Die neue Fachwerkkapelle auf dem Hofe Kophanke in Kemphausen

Wie die zahlreichen Wegkreuze in unserer südoldenburgischen Heimat, sind auch die Wegkapellen feste Bestandteile der Landschaft von alters her. Man trifft sie allenthalben — fast immer in reizvoller Lage — auf Bauernhöfen, an verkehrslauten Straßen und an stillen Feldwegen. Meistens stehen sie im Schatten uralter Bäume, die der Umgebung die malerische und bedeutungsvolle Note leihen.

Viele Wegkapellen des Münsterlandes wirken wie Ruhepunkte in der Landschaft. Sie scheinen den Wanderer zu besinnlicher Rast einzuladen. Eine solche Aufgabe mögen sie neben ihrem frommen Zweck wohl gehabt haben. Sicher dienten sie auch als willkommene Zufluchtsstätte bei überraschenden Wetterstürzen. Das äußere bauliche Bild weist selten bemerkenswerte Reize auf. Mit dem heimischen Bauernhause hatten die Kapellen einst das Fachwerk gemeinsam. Wo dasselbe noch erhalten ist, fügen sich die schlichten Bauwerke mit glücklicher Selbstverständlichkeit in die Umgebung ein. Dort entsteht dann jener eigentümlich anziehende Eindruck, der den Schritt des Wanderers unwillkürlich verhält. (Vgl. Abb. 1 u. 2).

Eine jahrhundertealte Fachwerkkapelle im Talgrunde zwischen Bokern und Ihlendorf bei Damme trägt bis heute den schönen, urtümlichen Namen „Hilligenhüsken". Möglicherweise wurden die Wegkapellen unserer Heimat früher allgemein mit diesem gemütvollen Namen bezeichnet. Wie volkstümlich innig und bildhaft ist doch dieser plattdeutsche Ausdruck: „Hilligenhüsken", eine Wohnung für die Heiligen! Das farblose Wort „Kapelle" dürfte verhältnismäßig spät in unsere Heimat Eingang gefunden haben, wie das Wort „Friedhof", das an die Stelle von „Kerkhof", „Karkhof" tritt (vgl. Heimatblätter, 33. Jhg., Nr. 8/10, S. 3). Die „Kapelle" verwässerte den überkommenen Begriff vom „Hilligenhüsken".

Mit dem Bedeutungswandel mag auch das Baumaterial (Eichenfachwerk) langsam entwertet sein. Die Mehrzahl der Kapellen besteht heute aus Backsteinen. Die Jüngsten von ihnen haben keine überzeugenden baulichen Formen mehr.

Abb. 1: Das alte „Hilligenhüsken" bei Damme (1715)

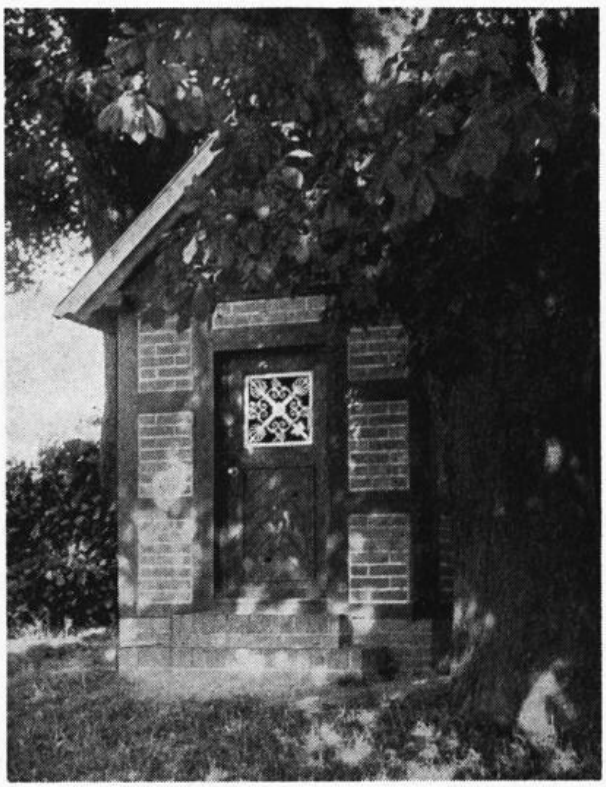


Abb. 2: Die Holtesche Kapelle bei Damme (1950 in alter Gestalt erneuert)

Landesbibliothek Oldenburg

Gewisse heimische Kapellen gehen wie verschiedene Wegkreuze auf einen besonderen Ursprung zurück. Um die Vergangenheit mancher ranken sich Sagen und Geschichten. Der jeweilige Standort steht oft damit in Verbindung. Ebenfalls verraten Flurnamen charakteristische Wechselwirkungen zum Standort. Einige Kapellen und Wegkreuze scheinen sogar auf einem vorchristlich bedeutsamen Boden zu stehen. Eine systematische Untersuchung wäre wünschenswert. Unsere Einleitung kann den Sachverhalt nur allgemein streifen, um für die nachstehende Abhandlung gewissermaßen das Klima zu schaffen.

Auch die Kapelle auf dem Hofe Kophanke in Kemphausen bei Damme hat einen bestimmten Anlaß. Dieser war dadurch gegeben, daß auf der Stelle, auf der sich der neue Bau erhebt, alljährlich einer der vier Hauptaltäre für die Fronleichnamsprozession errichtet wurde. Die geplante Kapelle sollte den bisherigen Freilichtaltar aufnehmen. Der Gedanke war nicht neu. Überall im Münsterlande sind während der letzten 100 Jahre Kapellen als Haltepunkte für Bitt- und Fronleichnamsprozessionen gebaut worden. In Rüschendorf selbst befand sich auf dem Hofe gr. Sandermann schon eine solche Kapelle.

Neben dem soeben geschilderten Anlaß sah die Bauherrin Maria Kophanke den besonderen Sinn ihres Planes in der Schaffung einer Gedenkkapelle für ihre verstorbenen Brüder und für ihre Familie überhaupt. Als Letzte der Sippe auf dem Stammhofe war sie von dem Willen beseelt, aus besten Eichen des Hofes ein entsprechendes Gebäude zu erstellen. Nach Lage der Dinge verbot es sich ihr, die Vielzahl jüngerer, baulich meist unbedeutender Kapellen billig zu vermehren. Sie wollte nur ein Bauwerk in altheimischen Formen. Die Wahl des Platzes an der Nordwestecke der Hofparzelle mit mächtigen Eichbäumen als Rahmen und mit dem eigentlichen Urhof Kophanke als Hintergrund schien die besondere Gestaltung zu fordern.

Anlaß und Sinn der Kapelle bestimmten auch die Ausrichtung des Bauwerkes nach dem vorbeiführenden Feldweg und nicht nach der benachbarten Straße, was den Besucher zunächst überrascht. Es liegt der Gedenkkapelle fern, die laute Straße anzurufen. Vielmehr öffnet sie sich über den Feldweg hinweg auf den Kophankeschen Esch. Diese Maßnahme sichert die Möglichkeit der Anlage eines Vorplatzes, auf dem jederzeit eine größere Volksmenge allen Andachtshandlungen im Angesichte der Kapelle und des Urhofes beizuwohnen vermag. Das kann in Zukunft von Bedeutung sein. (Vgl. Skizze Abb. 3).

Die Bauherrin wußte, daß ihr Auftrag einen Architekten vor große Anforderungen stellte. Ein Höchstmaß an Einfühlung und Können war erforderlich. So fiel ihr Blick auf den bekannten Architekten Hermann Büld. Dieser hatte bereits vor einigen Jahren das Kophankesche Haus innen und außen umgestaltet. Sein Schaffen ist ja im Gebiet um Damme und darüber hinaus gekennzeichnet durch bemerkenswerte Beispiele neuzeitlichen Bauernhausbaues. Der Verfasser hat in den letzten Jahrgängen des Heimatkalenders immer wieder darauf hingewiesen. (Vgl. 1955 S. 111 ff, 1956 S 87 ff, 1957 S. 81 ff).

Die neue Aufgabe verlangte eine Reihe neuer Gesichtspunkte. Verglichen mit den bisherigen Aufträgen ergaben sich andersartige Voraussetzungen, obwohl Eichenholz und Fachwerk gefordert wurden. Freilich unterlagen die baukünstlerischen Versuche auf dem Reißbrett keiner materiellen Beschränkung durch die Auftraggeberin. Beim Entwurf fiel nur die Ökonomie der künstlerischen Mittel ins Gewicht. Die Ökonomie der materiellen Mittel für die spätere Ausführung war von untergeordneter Bedeutung. Der Weg der Entwürfe führte über kritische Prüfungen der Auftraggeberin, die den Verfasser dieser Abhandlung miteinschaltete. Es gab kein Muster und Vorbild. Die endgültigen Pläne kristallisierten sich aus verschiedenen Lösungsversuchen. Schließlich fiel die Entscheidung für einen Plan, der alle wesentlichen Gesichtspunkte umfassend berücksichtigte und den originalen Entwurf beibrachte.

Die Kapelle mußte als Stück der Bauernhauslandschaft in die allgemeinen Architekturverhältnisse unserer Heimat eingegliedert werden. Sie durfte keine isolierte bauliche Einheit sein. Strenge Rücksichtnahme auf die zukünftige Umgebung beherrschte deswegen die Ansätze des Entwurfs. Die bauliche Nachbarschaft im weitesten Sinne forderte ihr Recht. Aber es verbot sich ein Mißbrauch der alten Bauweise in Gestalt abgedroschener Wiederholung. Alte Vorbilder mußten in schöpferischer Vision vorsichtig und lebenskräftig verwandelt werden. Sie durften auf keinen Fall einer wahllosen Ver-

Landesbibliothek Oldenburg

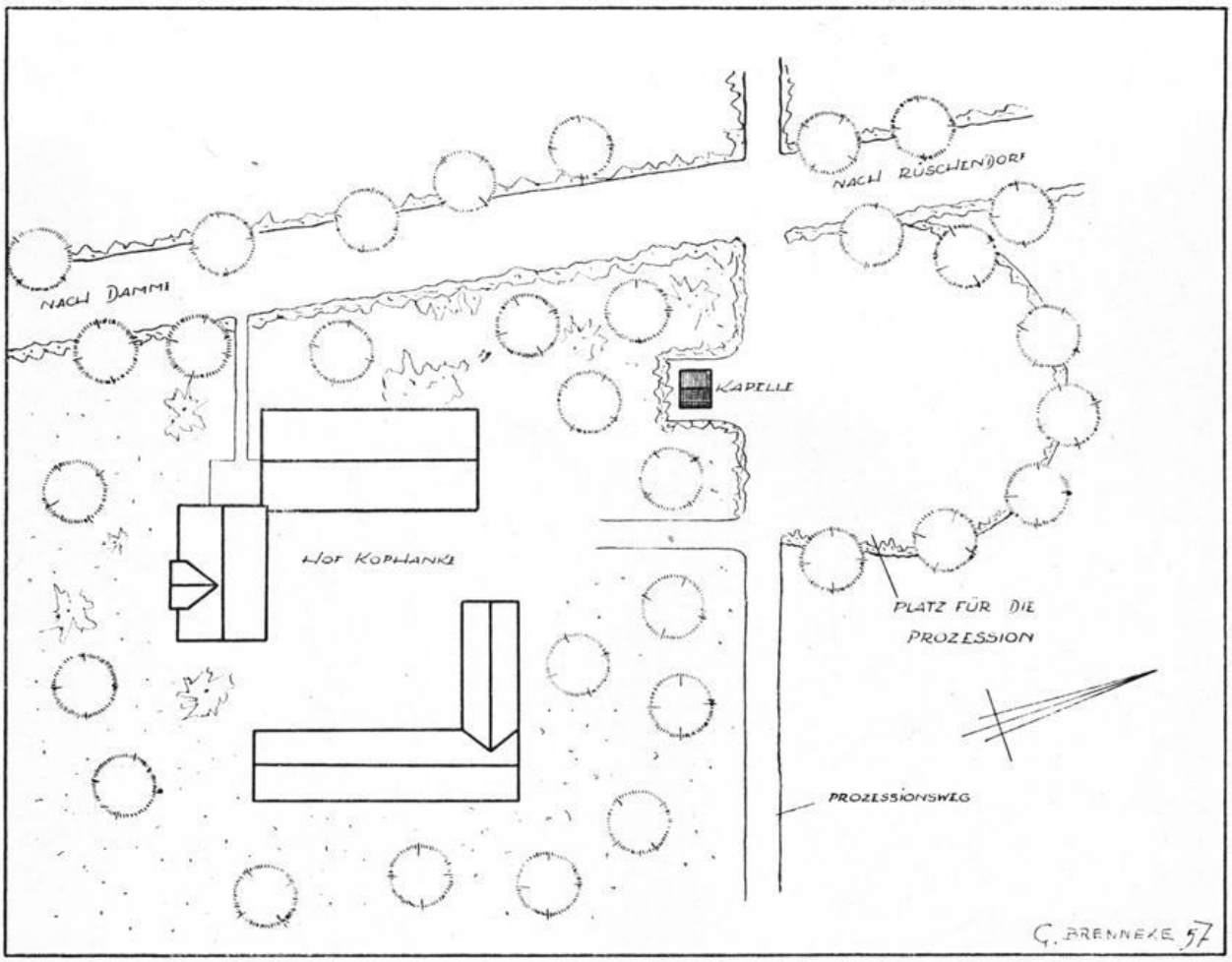


Abb. 3: Lageplan

wendung anheimfallen. Schon die Entwurfsarbeit suchte so eine neue Ordnung alter Konstruktionsgedanken.

Die Verschmelzung von Kapelle und Denkmal war der Leitgedanke der Bauherrin. Als „Sakramentshäuschen" sollte das Bauwerk bei der Fronleichnamsprozession dem Bedürfnis der Gemeinde nach gehobenem Ausdruck der Verehrung des Allerheiligsten entgegenkommen. Schlichtes Fachwerk allein — wenn auch in wuchtigen Ausmaßen und kraftvollen Verhältnissen — schien die gewünschte Steigerung zu entbehren. Außerdem sollte die Kapelle als Mahnmal christlichen Glaubens dem Andenken der Familie dienen. Diese Absichten der Bauherrin bewirkten die Forderung reicher Beschnitzung des Eichenholzes.

Hermann Büld wußte, daß er mehr zu sein hatte, als „Dekorateur in Fachwerk". Er sah sich vor einer echten baumeisterlichen Aufgabe: vor der lebendigen Renaissance des heimischen Fachwerks. Nach einiger Überlegung gewann er die fruchtbare Erkenntnis, daß die große Form des geplanten Bauwerkes in Anlehnung an frühere Torhäuser vor alten Höfen zu entwickeln sei. Hier entzündete sich der gestalterische Funke. Diese wahrhaft künstlerische Imagination öffnete den Weg zur Lösung der Aufgabe. Anregungen mögen auch aus dem Bilde alter Speicher gewonnen sein, während alte Giebel und Haustore an sich nur noch Muster für bauliche Einzelheiten beisteuern konnten. Dank solcher Einsichten nahmen die Entwürfe, frei von sklavischer Nachahmung, jene erstaunliche Form an, die originaler Neuschöpfung gleichzusetzen ist.

Die Kophankesche Kapelle entspringt architektonisch also der schöpferischen Verbindung des alten Torhauses mit Formelementen alter Speicher. Gestalt und Grundriß durchdringen sich in neuartiger Verschmelzung. Außerdem bringt überschweres Fachwerk den Bau mit kraftvollen Vorkragungen zu bisher kaum gekannter Wucht. Der Eindruck gestalterischer Selbständigkeit gegenüber richtungweisenden Leitbildern der Vergangenheit beruht auf der schöpferischen

Landesbibliothek Oldenburg

Initiative des ganzen Bauwerks. An die Stelle einfacher Lehm- oder bunt gesetzter Backsteinfächer treten rundum Holzfüllungen aus massiven Eichenbrettern. Die Fächer des Vordergiebels tragen obendrein symbolische Schnitzereien. Sie treten damit in Gegensatz zu den glatten Fächern der Seitenwände und des rückwärtigen Giebels. Diese Betonung der Schauseite war notwendig. Die symbolischen Darstellungen vermehren die beschwingte Festlichkeit des Eindrucks. Sie verleihen der Kapelle die unvergleichliche Feierlichkeit und Würde ihrer religiösen Bestimmung. Trotz der Anklänge an alte Torhäuser wird das Bauwerk als mehr empfunden. Das „Mehr" fließt aus spezifischen Gestaltungskräften der großen Form und der vollendeten Einzelheiten. Das mit den Vorkragungen allseitig weit übergeholte, großzügige Satteldach steht an Ausdrucksgewalt dem hoch aufragenden Gesamtbau nicht nach. So wachsen alle Teile zu harmonischer Einheit, deren künstlerische Bedeutung dem besonderen Auftrag des Bauwerkes entspricht. (Vgl. Abb. 4).

Auch die unmittelbare Einfügung des Bauwerkes in den Eichenbestand und dessen Unterholz ruft Anklänge an alte Torhäuser wach. Das Fehlen gärtnerischer Anlagen verstärkt den Klang. Diese natürliche Nachbarschaft schenkt der Kapelle die Möglichkeit der unaufdringlichen Einstimmung des andächtigen Besuchers. Hoffentlich verleitet solche Schlichtheit in Zukunft niemanden zu irgendwelchen "Verschönerungen!" — Die herzliche Unbefangenheit des derzeitigen Gesamteindruckes könnte durch aufwendige Gartenanlagen nur beeinträchtigt werden.

Das Untergeschoß der Kapelle erhebt sich auf einem niedrigen Fundament aus graugelben Bruchsteinen. Zwei mächtige Tore mit lebhaft geschnitzten Bögen erinnern im vorderen und rückwärtigen Giebel an die Durchgangshalle des Torhauses. Das rückwärtige Tor ist wie mit Flügeln geschlossen und bildet zwischen schmal aufsteigenden Fächern die Rückwand der Kapelle. Das einladend geöffnete vordere Tor hat keine Flügel. Es erfüllt den Innenraum vom Vordergiebel her mit Licht. Die halbhohe, leicht geschwungene und stark durchbrochene Pforte — eine freie Nachbildung ähnlicher Torpforten aus früherer Zeit — schützt das Innere, ohne es abzusperren. Das Fachwerk des Untergeschosses strebt trotz stämmiger Wucht eigentümlich leicht empor. Es stellt nur die Kraft zur Schau, die es zum Tragen des Obergeschosses und des Daches bedarf.

Der rechteckige Grundriß der Halle ist quer ausgerichtet. Diesen quer ausgerichteten Grundriß betont auch die quer angeordnete Balkenlage der Decke. Der Fußboden zeigt ungleich große Platten aus rotem Sandstein in Längsrichtung. Sparsame Inschriften und Schnitzereien verweisen auf die Bestimmung des Innenraumes, der auch ohne sie das Merkmal der Weihe trüge. Die für die Belichtung ziemlich unwichtigen Fenster in den Seitenwänden sind mit kreuzförmiger Anordnung ans Fachwerk gebunden. Sie zeigen Bleiverglasungen mit durchsichtigen gelbbraunen Tönen. Fenstergitter aus Holz, wie sie das Bauernhaus ursprünglich kannte, und wie sie im Ihlendorfer „Hilligenhüsken" noch vorhanden sind, würden wohl den Vorzug verdient haben. Vielleicht hätten die Fenster ganz fehlen dürfen.

Das Obergeschoß unter dem ruhigen Dach kragt nach allen Seiten kräftig vor wie bei alten Tor- und Speicherbauten. Doch es erweckt keinen Beigeschmack kalter Nachahmung, weil es dem Untergeschoß zu eigenwillig aufgesetzt ist. Der Entwurf stieß auf Schwierigkeiten. Er stellte das schöpferische Talent von Hermann Büld auf die Probe. Hauptmittel der gelungenen Darstellung sind die niedrigen, kniestockartigen Seitenwände, die das Obergeschoß noch als Dachgeschoß erscheinen lassen. Der Einfall gab dem ganzen Baukörper die spezifische Gestalt und dem Dach die überraschende Auflage. Ohne ihn würde die erstrebte Gesamtwirkung fehlen. Die weitere Anhebung der Seitenwände hätte einen Speicher hervorgebracht. (Vgl. Abb. 4).

Natürlich mußte auch im Obergeschoß das Fachwerk als architektonisches Grundelement klar durchscheinen. Tiefe Vorkragungen unterstützen die baugestalterische Aufgabe. Ihnen kommt überhaupt erhöhte Bedeutung für das eigentümliche Erscheinungsbild der Kapelle zu. Kunstvolle Inschriften — nicht deren Leserlichkeit, sondern deren lebendiger Fluß als Schmuckzeile ist Gestaltungsgrundsatz — heben die vorkragenden Balken besonders im Giebel aus dem übrigen Fachwerkgefüge heraus.

Alle Inschriften nehmen unmittelbar bezug auf die Bestimmung des Bauwerkes. Der mächtige Sturz des vorderen Tores trägt die Gedenkinschriften für die verstorbenen Brüder der Bauherrin. Links lesen wir: „IN MEMORIAM FRIEDRICH KOPHANKE STUD. THEOL. * 12. 12. 1892 † 14. 11. 1915". Rechts steht: „IN MEMORIAM AUGUST KOPHANKE HOFERBE * 15. 12. 1897 † 26. 2.

Landesbibliothek Oldenburg

Abb. 4: Vorderansicht der neuen Kophankeschen Kapelle

Landesbibliothek Oldenburg

1953". Mit den beiden Brüdern starben auf dem Urhofe die letzten Vertreter der Sippe im Mannesstamm. Die anderen Inschriften geben nach dem Willen von Maria Kophanke die deutende Ergänzung. So schmückt den Hauptbalken über dem Eingang in freier gotischer Schriftform ein Satz aus dem 32. Psalm: „Der Plan des Herrn aber bleibet in Ewigkeit" Hier empfängt das Schicksal der verstorbenen Brüder, der Familie und des Hofes die gläubige Sinngebung. In den zweiten Hauptbalken unter der Rosettenfläche wurden Worte aus dem 22. Psalm eingegraben: „Und müßte ich gehn in dunkler Schlucht, ich fürchte kein Unheil. Du bist bei mir". Auf dem kleinen Balken unter dem vertäfelten Spitzendreieck fand die Jahreszahl Platz: „Anno Domini 1956".

Die Inschrift auf der Vertäfelung des Spitzendreiecks lautet: QUIS UT DEUS" (Wer ist wie Gott!) Während die hochdeutschen Hauptsprüche und die Jahreszahlinschrift nach Art der klassischen Giebelkunst gotisch bewegt erscheinen, ist der Wahlspruch Michaels lateinisch und in klaren römischen Lettern geformt. Er bereitet auf den Hauptspruch des Innenraumes vor: „IN TE DOMINE SPERAVI — NON CONFUNDAR IN AETERNUM" (Ich habe auf Dich meine Hoffnungen gesetzt, Herr — ich werde in Ewigkeit nicht zu Schanden werden). Mit Blattgold ausgelegt, strahlt der Kernsatz aus dem TE DEUM ein leuchtendes Bekenntnis von der Rückwand der Kapellenhalle. Strenge lateinische Form haben ebenfalls die Wahlsprüche der beiden Kirchenmänner, die Maria Kophanke im Leben vorzüglich beeindruckten: Papst Pius X. mit OMNIA INSTAURARE IN CHRISTO = Alles in Christus erneuern, und Kardinal Graf von Galen, Münster, mit NEC LAUDIBUS NEC TIMORE = Weder Lob noch Furcht. Die lateinischen Inschriften umschließen einen erlesenen Sinngehalt und heben das Bauwerk auf seine eigentliche geistige Ebene. Die Kapelle empfängt durch sie sozusagen den religiösen Adel.

Wie oben schon angedeutet, genügten die Inschriften allein weder der Bauherrin noch dem Architekten, um die Bestimmung des Bauwerkes hinreichend eindeutig hervortreten zu lassen. Wichtige Teile des äußeren Holzgefüges wurden zusätzlich mit bildhauerischem Leben überzogen. Anregungen in Fülle lieferte die bäuerliche Giebelkunst, von der noch schöne Zeugen in der Dammer Gegend leben. Sie hinterließ im schnitzerischen Schmuck der Kophankeschen Kapelle vom getäfelten Spitzendreieck über die Rosettenfläche darunter und über die verschiedenen Reihen energischer Kröpfe bis zu den Torbögen und Torständern hinab deutliche Spuren. Insbesondere war es der Formenschatz des in das Cloppenburger Museumsdorf verpflanzten Ennekingschen Giebels aus Oldorf, der zum Vorbild gewählt wurde. Doch überall sind eigene Gedanken von Hermann Büld in Gestalt umgesetzt. Nirgends begegnen stumpfe Nachbildungen. Jeder aufmerksame Betrachter wird das anerkennen.

Zum Zweck der baulichen Steigerung ersetzte der Architekt ja außerdem noch die üblichen Lehm- und Backsteinfüllungen der Fächer durch starke Eichenbretter. Deren Flächen ermöglichten dann eine zusätzliche bildhauerische Belebung des äußeren Bildes. Sie bedurften zwischen dem strengen Fachwerk geradezu der schnitzerischen Auflokkerung, wenigstens im Vordergiebel. Der schlichte rückwärtige Giebel (vgl. Abb. 5) macht die Notwendigkeit der prunkvolleren Ausstattung des Vordergiebels vergleichsweise augenfällig. Auch die beiden Seiten, deren Fächer ebenfalls glatt gelassen wurden, geben Gelegenheit zu entsprechenden Vergleichen. Es hing aber alles davon ab, wie weit die bildhauerischen Arbeiten zu einem Guß wurden. Das Gesamtbild verlangte gestalterische Einheit aller Schnitzereien. Es forderte ferner für jede Einzeldarstellung der Fächer einen übergeordneten Gesamtsinn.

Aus nahe liegenden Gründen konnte den angestammten bäuerlichen Sinnzeichen an diesem Bauwerk nur bedingter Platz eingeräumt werden. Dafür tauchte der Gedanke einer zusammenhängenden Reihenfolge von Darstellungen religiöser Motive auf. Erst aus dem wiederholten gemeinsamen Gedankenaustausch zwischen der Bauherrin, dem Architekten und dem Verfasser dieses Aufsatzes erfolgte die Klärung der Idee, die Auswahl der Symbole und Motive, sowie die Begutachtung ihrer Entwürfe. Die Meinungen gingen manchmal auseinander. Auch der Geschmack war hier unterschiedlich. Ungezählte Entwürfe sind von Hermann Büld für den Schnitzer in Originalgröße gearbeitet worden, ehe die endgültige Vorlage erreicht war. Die letzte Entscheidung behielt sich die Bauherrin vor. Insofern trifft den Architekten und den Bildschnitzer nur begrenzte Verantwortung. Die wenigen Mängel fallen jedoch in der Gesamtleistung kaum auf.

Landesbibliothek Oldenburg

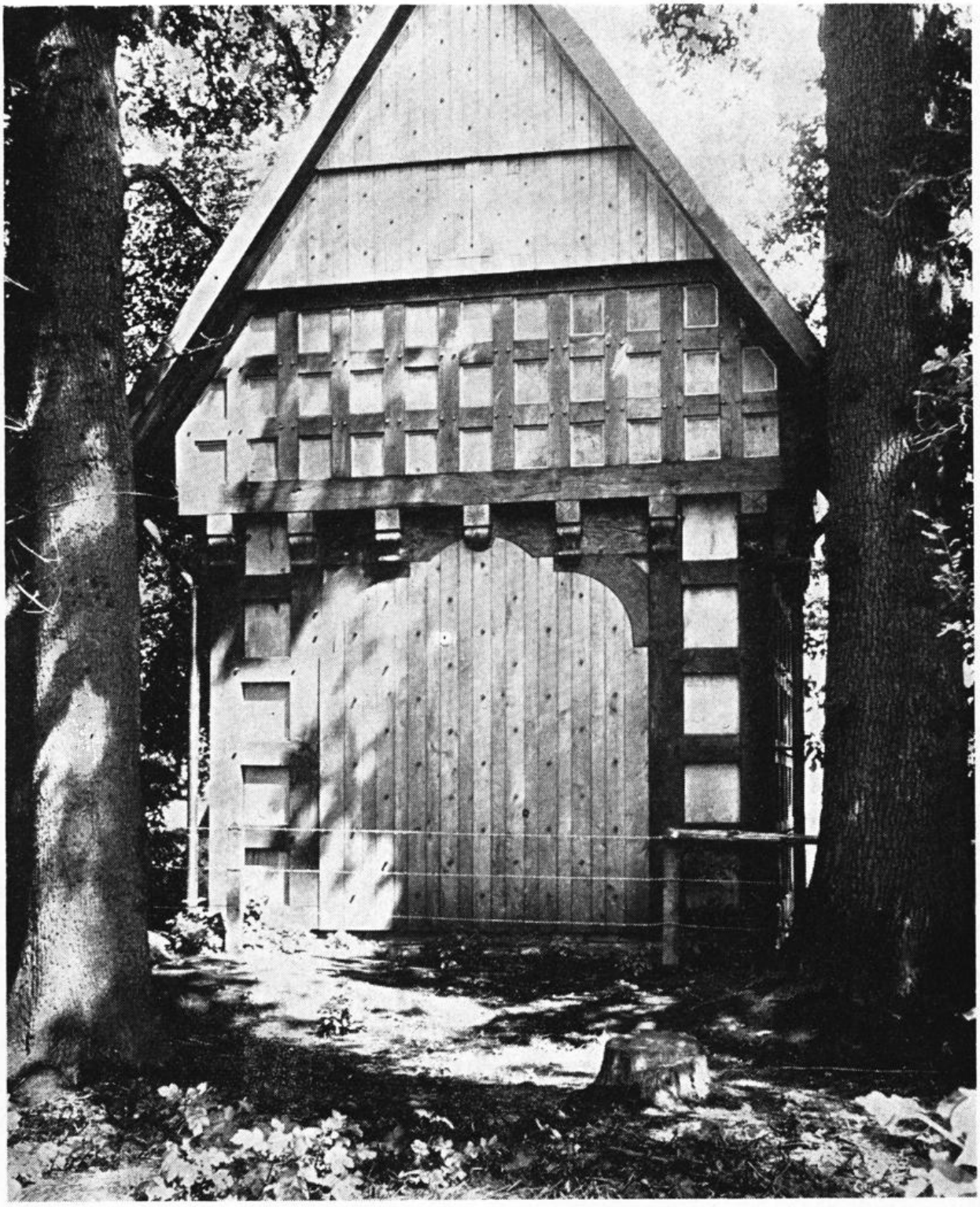


Abb. 5: Rückseite der Kophankeschen Kapelle

Landesbibliothek Oldenburg

Die optische und gedankliche Mitte der schmalen, fast säulenartig aufsteigenden Fächergruppe auf beiden Seiten des Toreinganges ist das Fach mit der markanten Kreuzrosette. Um jede Kreuzrosette, deren Ausführung leicht von einander abweicht, gruppieren sich zwei Fächer mit volkstümlichen Darstellungen der Leidenswerkzeuge (unten links: Schwamm, Lanze und Geißel, oben links: die Nägel; unten rechts: Hammer, Zange und Leiter, oben rechts: die Dornenkrone). Diese Fächer enthalten das Hauptmotiv des Untergeschosses. Die unteren von ihnen stehen links und rechts über je einem Grundfach mit schlichter Rosette. Oben übernehmen ein Christus- und ein Marienwappen die Bekrönung der beiden Fächergruppen. (Vgl. Abb. 6).

Die Fächer im Giebel des Obergeschosses vereinen auf beiden Seiten des zentralen Christusmonogramms mit Evangelistengloriole symbolische Darstellungen einer christlichen Vorstellungswelt bäuerlicher Färbung. Je eine Eichelblattrosette und ein Lebensbaum fassen in unterschiedlicher Ausführung die bekannten Zeichen „Alpha" (A) und „Omega" (O) der unteren Reihe ein. Über den Lebensbaumbildern erhebt sich links das ORA (Bete!) und rechts das LABORA (Arbeite!). Auf dem A steht der Pflug mit dem Kreuz, auf dem O der Meeresstern. Daneben bringen Ähren und Weintrauben nahe an der Gloriole Bezüge zum Christusmonogramm und erinnern an die Bestimmung der Kapelle als Sakramentshäuschen bei der Fronleichnamsprozession. In der oberen Reihe erscheint jeweils zwischen dem abgewandelten Rosenmotiv und der Gloriole das Öllämpchen der klugen Jungfrauen und das mit Herz und Kreuz kombinierte Ankermotiv für Glaube, Hoffnung und Liebe. Darüber ist dann noch auf der Vertäfelung des Spitzendreiecks das Dreifaltigkeitszeichen inmitten der beiden Gesetzestafeln angebracht. Die äußere Spitze der ganzen Komposition nimmt die den First überragende Kreuzlanze des Drachenbezwingers Michael ein. Der Erzengel am First muß als Nachfolger einer ähnlichen Figur betrachtet werden, die das Giebeltor des vor wenigen Jahren abgebrannten Meierhofes in Rüschendorf zierte. (Aus dem Brande gerettet und heute über dem Tor des Hauses gr. Sandermann in Rüschendorf angebracht). (Vgl. Abb. 7).

Die bildhauerische Ausführung stieß noch auf eigene Schwierigkeiten. Alle Motive mußten an die Fläche gebunden bleiben und waren doch gleichzeitig aus den 5 cm dicken Bohlenbrettern reliefartig so herauszuholen, daß sie weder aufgeklebt noch aufgenagelt wirkten.

Bildhauer Karl Voss aus Bramsche leistete mit einfühlsamer Hand vorzügliche Arbeit, obwohl die Vorlagen des Architekten seine Eigeninitiative stark anbanden. Trotz mancher Hemmnisse meisterte er die Aufgabe mit überlegener handwerklicher Technik. Sein Können ließ widerstrebende Einzelheiten zu überzeugender Einheit zusammenwachsen. Es fügte den bildhauerischen Rhythmus der Fächer harmonisch ein in den Zug der allgemeinen Fachwerkschnitzereien. Gehalt und Gestalt der bildhauerischen Gesamtarbeit fanden wahrhaft volkstümliche Prägung.

Die Kophankesche Kapelle ist mit viel Erfindungsgabe und Einfühlung, viel Sachverstand und Können, aber mit noch mehr Herz errichtet worden. Sie entstand als modernes „teamwork", an dem die Bauherrin, der Architekt, der Bildhauer, der Verfasser und auch alle Handwerker in gleicher Begeisterung mitwirkten. Das einmalige Werk erwuchs aus bereitwilligem Dienen. Es erzwang von allen Beteiligten demütige Bescheidung. Die fruchtbare Arbeitsgemeinschaft kam nur zustande, weil jeder ehrlich bestrebt war, persönliche Selbstherrlichkeit und geschmackliche Eigenwilligkeit den Erfordernissen des Werkes immer wieder unterzuordnen. Aus tastenden Unklarheiten, entgegengesetzten Meinungen und hemmenden Mißverständnissen wurde langsam eine feste Plattform für die Diskussion geschaffen. Planung und Ausführung zogen schönste Früchte daraus.

Unerläßlich zum Gelingen war auch die begeisterungsfreudige und opferwillige Mitarbeit der beauftragten Handwerker. Der Bau brauchte viel Zeit, obwohl mit neuzeitlichen Maschinen gearbeitet wurde. Über zwei Jahre (vom Sommer 1955 bis zum Sommer 1957) erstreckten sich Planung und Ausführung. Der Herbst 1955 brachte den endgültigen Beschluß. Im Winter 1955/56 wurden die von der Bauherrin ausgewählten Bäume gefällt. Sie stammten ausnahmslos vom Kophankeschen Hofe oder aus dessen nächster Umgebung, waren aber alle Eigenbesitz der Herrin dieses Hofes. Die Sägerei Eymann in Damme besorgte nach Angaben des Architekten den Zuschnitt. Im Frühjahr 1956 begann die Bearbeitung des Holzes. Anfang Mai konnte der Unterbau auf vorbereiteten Fundamenten errichtet werden. Am 25. Mai 1956, dem Freitag der Pfingst-

Landesbibliothek Oldenburg

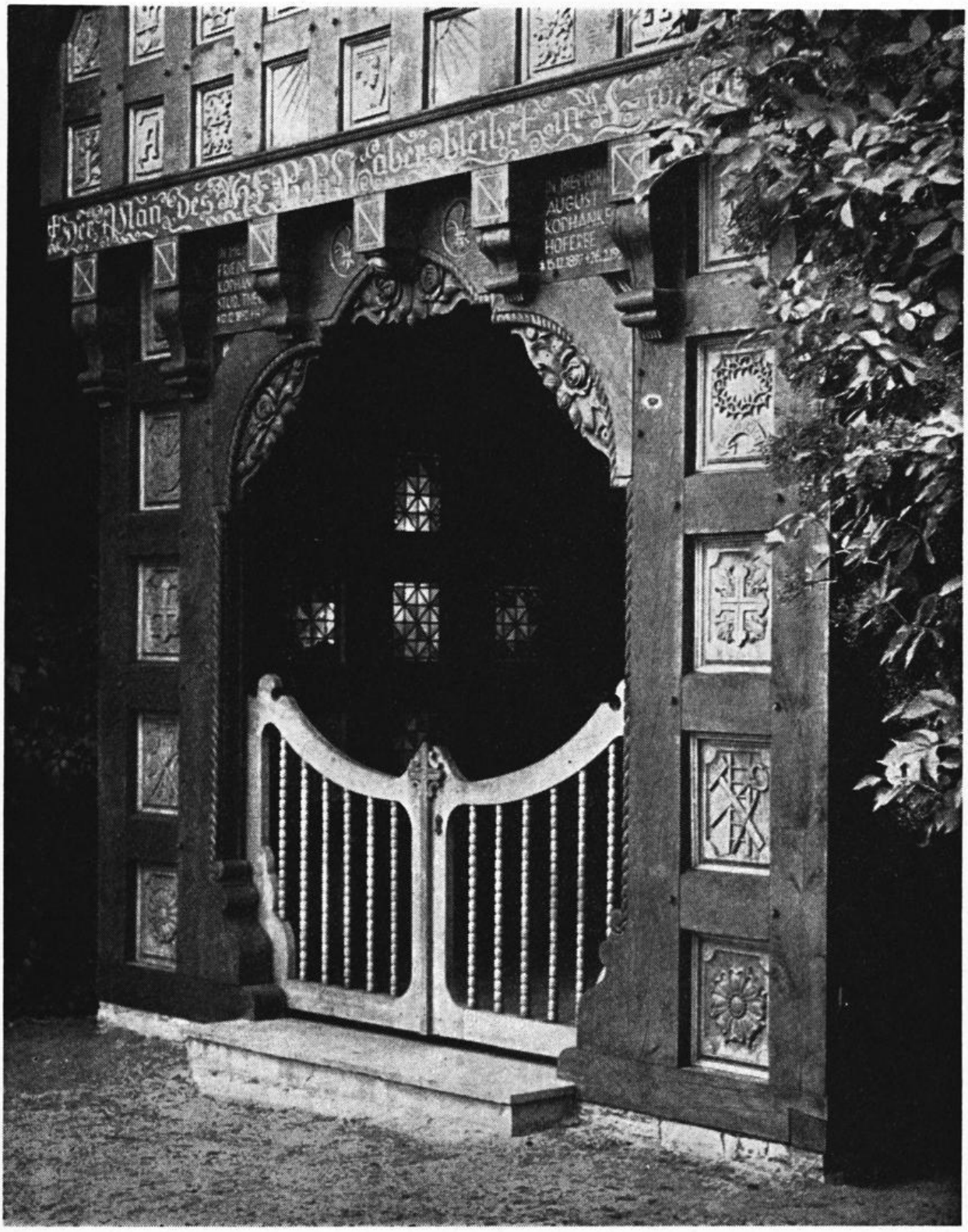


Abb. 6: Das Untergeschoß der Kophankeschen Kapelle

Landesbibliothek Oldenburg

woche, wurden Obergeschoß und Dach im Rahmen eines schlichten Richtfestes erstellt. Wenige Tage später, auf Fronleichnam, am 31. Mai 1956, diente das mächtige Fachwerkgerüst allein schon der Prozession. Das Bild, welches das eindrucksvolle Holzgefüge an diesem Tage bot, ist unvergeßlich. Im Herbst 1956 und im Winter 1956/57 wurden die Arbeiten fortgesetzt. Sie konnten im Frühjahr 1957 mit Nachdruck der Vollendung entgegengetrieben werden. Am 25. Mai 1957, dem denkwürdigen Tage des Goldenen Priesterjubiläums des ersten Pfarrers von Rüschendorf, Josef Grote, durfte sich der fertige Bau den Festgästen geziemend präsentieren. Einige Wochen nachher, am 20. Juni 1957, stellte sich die Kapelle in ihrer Vollendung auf Fronleichnam den Prozessionsteilnehmern vor.

Die Ausführung des Kapellenbaues brauchte neben viel Zeit sehr genaue und sehr vielseitige Arbeit. Maurermeister Bernard Kampsen aus Bergfeine mauerte mit Uffelner Bruchsteinen sorgfältig das Fundament. Ein junger Unternehmer, der Zimmermann Hubert Glandorf aus Langenteilen, erhielt den ehrenvollen Auftrag, die Holzarbeiten auszuführen. Er hatte seine Befähigung vorher an verschiedenen Büld'schen Giebelbauten ausgewiesen. Der fähige Zimmergeselle Alfons Wollschläger, ein Ostvertriebener aus Stegers, Kreis Schlochau in Pommern, übernahm selbständig die Zurichtung des Holzes. Monatelang oblag er unermüdlich und verantwortungsfreudig in einer halboffenen windigen Packscheune auf dem Hofe Kophanke seiner schweren Arbeit. Nur zeitweilig unterstützten ihn die beiden Zimmerkollegen Josef Fischer aus Dümmerlohausen und der Vertriebene Bernard Boving aus Osterfeine, dessen Familie im Dammer Gebiet beheimatet war, bevor sie im Osten siedelte. Mit Liebe und Sachkenntnis, mit vorbildlichem Fleiß und mustergültiger handwerklicher Ehrlichkeit schuf der Geselle Wollschläger hier ein reifes Meisterwerk. Auch der Schnitzer Voss trat schon bei diesem Bauabschnitt längere Zeit in Tätigkeit und sammelte wertvolle Erfahrungen für den zweiten Bauabschnitt.

Bald nach dem Richtfest belegte die Firma Dierkes aus Lohne den Fußboden der Kapelle mit dem hier einzig möglichen Material, den roten Sandsteinplatten aus dem Weserbergland. Dachdeckermeister Willy Kreis aus Damme deckte dann mit tiefgewölbten braunen S-Ziegeln das Dach ein. Die bleigefaßten Antikglasfenster kamen von der Osnabrücker Spezialfirma Deppen. Die gehämmerte Kreuzlampe St. Michaels aus Schmiedebronze und die Dachrinnen aus Kupfer — gute Arbeiten — lieferte Schmiedemeister Franz Kröger aus Rüschendorf. Als die Zimmerleute ihre Aufgabe im wesentlichen erfüllt hatten, schloß Tischlermeister Bernard Macke aus Rüschendorf nach den Plänen von Büld die torartige Rückwand der Halle und den ganzen rückwärtigen Giebel. Danach fertigte er die Täfelungen im vorderen Spitzendreieck und richtete die Bretterfüllungen für den Schnitzer her, die erst nach restloser Fertigstellung eingebaut wurden. Im Winter 1956/57 und im Frühjahr 1957 war der Bildhauer Karl Voss monatelang an den Füllungen der Fächer, an der Täfelung im Spitzendreieck und an der Figur des Engels beschäftigt. Die fachmännische Imprägnierung allen Holzes, sowie die sparsame farbliche Behandlung der Inschriften, Schnitzereien und des Fachwerkes überhaupt führte Malermeister Josef Schockemöhle aus Dümmerlohausen aus.

Die meisten Arbeiten wurden wie die Schnitzereien an Ort und Stelle auf dem Kophankeschen Hofe in engster Fühlung mit dem Gesamtwerk und den während der Bauausführung nachgestalteten Entwürfen erledigt. Das Geheimnis der überaus geschlossenen Wirkung des Ganzen und des besonderen Einklanges der einzelnen Teile ist in dieser engen Verschwisterung aller Arbeiten zu suchen. Für verschiedene Dinge war kein sicherer Vorentwurf zu schaffen. Sie konnten erst im Entstehen des Baues geklärt und durchgestaltet werden.

Nur die Einrichtung des Innern spiegelt den Zeitdruck der letzten Wochen vor der Fertigstellung. Die Frage der inneren Ausstattung war gedanklich ungelöst. Darüber sollte entschieden werden, wenn der Eindruck der fertigen Halle zu übersehen und eine klare Vorstellung ihrer gestalterischen Erfordernisse gewonnen war. Während der Außenbau aus schöpferischer Ruhe emporwuchs, kam es leider bei der Einrichtung der Halle zu überstürzten Entschlüssen. Das Ergebnis davon ist vorerst eine innere Ausstattung, die dem äußeren Bilde der Kapelle wenig entspricht. Die Pforte im Tor und der Altar vor der Rückwand — an sich gute handwerkliche Arbeiten des Tischlermeisters van Handorf aus Damme — sind gestalterisch unbefriedigend, weil die Entwürfe nicht mehr ausreifen konnten. Besonders der Altar wirkt zu leicht, verspielt und irgendwie bedeutungslos. Die Kapellenhalle bedürfte einer

Landesbibliothek Oldenburg

Abb. 7: Vorderansicht der Kophankeschen Kapelle (Obergeschoß)

Landesbibliothek Oldenburg

hervorragenden und raumbeherrschenden Plastik. Hoffentlich findet der äußere Aufwand des Baues eines Tages im Innern noch die gedankliche und künstlerische Rechtfertigung.

Auf der Mitte des Firstes war ursprünglich ein schlanker Dachreiter vorgesehen. Dieser ist vorläufig nicht errichtet worden, um die Gesamtwirkung der Kapelle zunächst ohne ihn studieren zu können. Vielleicht sollte seine endgültige Errichtung bald näher erwogen werden. Erst der geplante Dachreiter würde den steilen Aufschwung des Baues ohne Zweifel mit letzter religiöser Inbrunst emporzwingen. Außerdem könnte durch entsprechende Verfügungen der Bauherrin eine Glocke für das Bauwerk als Gedenkkapelle traditionelle Bedeutung gewinnen, wenn die Kapelle außer am Fronleichnamstage zu bestimmten Zeiten und Anlässen gottesdienstlichen Handlungen Raum böte . . .

Der Verfasser wählte absichtlich für den vorliegenden Aufsatz den anspruchsvollen Titel „Eine baukünstlerische Tat". Er ist überzeugt, daß die neue Kophankesche Kapelle als bedeutsamer Tatbestand in die Kunst- und Kulturgeschichte unserer Heimat eingeht. Der Bau ist deutlich als Anruf verstanden worden. Er zwingt zur persönlichen Stellungnahme wie selten ein Bauwerk aus jüngerer Zeit im Münsterlande. An dieser „Wegkapelle" scheiden sich die Geister.

Haben jene Anhänger des „modernen Baustils" recht, die ohne Herz für Tradition von einer Nachahmung „im Gefühlsrahmen eines altmodischen Geschmacks" reden? Stellt diese Bauweise, wie sie meinen und geltend machen, vor das wirkliche Leben von heute eine altertümliche Scheinfassade, die angeblich „Fehlinstinkte einer romantischen Zeitflucht" formt oder gar weckt? Die vorstehende Abhandlung weicht solchen und ähnlichen Fragen nicht aus. Sie sucht sogar im einzelnen darzutun, daß die Kophankesche Kapelle keine sterilen Ersatzmittel einer gewollten Stilrekonstruktion anwendet, sondern schöpferisch zu einer lebendigen W i e d e r g e b u r t (Renaissance!) aufruft. Mit Sicherheit leiht dieses Bauwerk der weitverbreiteten bäuerlich-ländlichen Sehnsucht nach arteigener Lebensform eine unüberhörbare Sprache. Insofern ist es durchaus echter Zeitausdruck, dessen allgemeiner Standort zum Schluß noch kurz bestimmt werden muß.

Echte bauliche Monumente verdichten als Marksteine einer Zeit die Träume, Sehnsüchte und Hoffnungen der Menschen. Wie ein Vermächtnis an zukünftige Geschlechter überdauern sie ihre Zeit, sind sie Bindeglied zwischen Vergangenheit und Zukunft. Auch die Kophankesche Kapelle wurde in der Tat echtes Monument von vielsagender Fülle. Sie bildet eine architektonische Verschmelzung von Vergangenheit und Gegenwart in neuer, noch nie dagewesener Gestalt, die selbst in die Zukunft auszustrahlen vermag. Jedenfalls wird kein vorurteilsloser Betrachter von geheuchelter Symbiose alter Formen mit neuzeitlichem Handwerk sprechen können.

Das neue Bauwerk in Kemphausen verdankt seine Entstehung keinem wirtschaftlichen Gesichtspunkt. Wie die Dome des Mittelalters bedeutet es weder ein gute Kapitalanlage, noch verzinst es sich im materiellen Sinne. Ja, es ist sogar materiell nutzlos wie die Schönheit der Blume, die Musik der Symphonie oder wie die klassischen Giebel heimischer Bauernhöfe. Sein künstlerischer Gehalt übersteigt den Horizont spießbürgerlicher Geschäftlichkeit und eigensüchtiger Berechnung. Diese Kapelle ist erhaben über plumpe Notdurft alltäglicher Zweckfunktionen und über öde Pseudosachlichkeit heutiger Baumoden. Sie vereinigt Andacht und Festlichkeit, Feierlichkeit und Würde. Mehr als lediglich Konstruktion und Materialanhäufung schafft sie den räumlichen Rahmen für die Umgebung des Göttlichen und Menschlichen. Wahre Monumentalität darf nur Göttlichem und der menschlichen Gemeinschaft dienen. Der materiell nutzlose Ausdruck gesteigerter Seelenhaltung und lebendiger Gläubigkeit wendet sich ureigentlich an die dörfliche Lebensgemeinschaft und wird dort auch verstanden. Die bisherige Erfahrung hat bestätigt, daß die Kapelle entsprechende Gefühle im weitesten Sinne auszudrücken, auszulösen und mitzuformen vermag.

Trotz des gegenteiligen äußeren Scheins verlangt das Volk von öffentlichen Bauten im Grunde mehr als tote Zweckbestimmung. Es will im Bauwerk durchaus Anhebung und Formung seines Erlebens. Deswegen sollte der Einfluß gestalterischer Werte nicht unterschätzt werden. Er bestimmt den Menschen in jedem Augenblick, entschlüpft der vernunftmäßigen Erfassung und wirkt unmittelbar auf das Lebensgefühl. So erklärt sich auch das leidenschaftliche Für und Wider bei jenen Bauten, die zu wesenhaftem Ausdruck durchstoßen. Verantwortungsbewußte Architekten unserer Heimat sollten als Gestalter der menschlichen Umgebung wieder mehr

Landesbibliothek Oldenburg

die Verpflichtung spüren, das heutige Landleben aus alten Quellen neu mitformen zu helfen. Die schlummernden geistig-seelischen Bedürfnisse der ländlichen Zeitgenossen aufzuspüren, zu erkennen und zu gestalten, ist fraglos nobelste und vornehmste Berufung.

Die Ganzheit des Anliegens wird für jeden schöpferischen Baumeister zum sittlichen Muß. Es bedarf dazu im tieferen Sinne jener fruchtbaren moralischen Haltung, die nur aus gesunder Tradition lebt. Wie der Volkskundler von heute sich mitverantwortlich für die Ergebnisse seiner Forschung fühlt und sie nicht mehr bloß zu registrieren, sondern praktisch auszuwerten sucht, so muß auch den Architekten das Gewissen plagen, wenn er voraussetzungslos ohne die bauliche Vergangenheit der Heimat auskommen will. Bäuerliches Bauen kann Kristallisationspunkt praktischer Heimatarbeit sein. Das neueste Werk von Hermann Büld bewegt sich in solcher Richtung, obwohl der „legitimierte Sachverstand" verstädterter Baubehörden dahin nicht folgen möchte.

Wenn hier von einer Renaissance als lebendiger Wiedergeburt gesprochen wurde, sollte damit keiner „Kunst aus der Konserve" das Wort geredet werden. Echte Renaissance erzeugt in schöpferischer Anlehnung an eine vergangene große Zeitepoche einen selbständigen Ausdruck und eigenen Stil, wie die geistesgeschichtliche Situation nach 1500 beweist. Sie begnügt sich nicht mit kunstgeschichtlich einwandfreien Nachbildungen vergangener Stilformen, wie das vergangene Jahrhundert es in einem unschöpferischen Irrtum versuchte (Neuromanik, Neugotik, Neubarock usw.). Die Wiedergeburt des heimischen Holzbaues in heutiger Zeit kann einen ungeheuren Reichtum neuer Gestaltungsmittel und unausgeschöpfter Ausdrucksmöglichkeiten schaffen. Freilich ist die bauliche Vergangenheit unserer Heimat für sie kein Warenhaus toter Formen und verbrauchter Stile, die man wahllos ausborgen kann. Das neue Baubewußtsein einer echten Fachwerkrenaissance, das im Schaffen von Hermann Büld Gestalt annimmt und langsam an Boden gewinnt, wächst über starre Nachahmungen zu selbständiger Neuschöpfung empor. Die Kophankesche Kapelle schlägt auf dem angedeuteten Wege eine raumgreifende Bresche.

Der Verfasser beleuchtet den Fragenbereich von geistesgeschichtlicher und kulturphilosophischer Warte aus. Er braucht kein Architekt zu sein, um bauliche Gestaltungsbelange zu untersuchen. Es geht hier nicht um die fachmännische Lösung rein technischer Aufgaben — das wäre leicht und einfach — sondern um künstlerische Voraussetzungen. Erst auf dem Boden der wiedererweckten klassischen bäuerlichen Grundhaltung kann eine fruchtbare, lebendige Holzrenaissance entstehen. Das neue Bauen in Fachwerk wird nicht tot geboren sein, wenn es seine Wurzel wieder tief in die inneren Bezirke der angestammten bäuerlichen Haltung schlägt. Auf solche Weise wird die Wiedergeburt eines ländlichen Kulturbewußtseins, das vielfach latent vorhanden ist, im ländlichen Bauen als Fachwerk-Renaissance Gestalt gewinnen. Während der letzten 100 Jahre wurden leider verschiedene Ansatzpunkte nicht genutzt. Heute sind unsere Sinne für das Problem verschärft abgestimmt.

Das gegenwärtige Bauerntum besitzt ja eine materielle Expansionsfähigkeit und einen „Lebensstandard", wie kaum jemals in seiner jahrtausendealten Geschichte. Beide bedürfen dringend der geistigen Formung und seelischen Prägung auf allen Lebensgebieten. Auch das bäuerliche Bauen muß nach eigener Form streben. Dabei bietet sich das bewährte Fachwerk in unserem Heimatraum von selbst an.

Die baulichen Mehrkosten sind unerheblich geworden. Eichenholz ist nicht einmal besonders teuer. Außerdem gibt es Eichenholz noch in ausreichender Menge und bietet sich als Baustoff geradezu an. Im übrigen ist „Kultur" (Pflege!) ohne gewisse materielle Opfer und ohne einigen Aufwand nicht möglich. Auch in dieser Hinsicht zeigt die Kophankesche Kapelle eine Möglichkeit neuzeitlicher ländlicher Baukunst, der mit Fug und Recht die Zukunft gehören sollte.

Unsere Landarchitekten müssen wieder ihr Herz für Holz entdecken. Die Bedeutung des Museumsdorfes in Cloppenburg wird noch viel zu wenig begriffen. Städtische Modebauweisen nehmen keine Rücksicht auf die Würde des bäuerlichen Menschen. Der Abklatsch der „neuen Architektur" droht unserer Heimatlandschaft mit weiteren Zerstörungen, solange nichts Eigenes entgegen gestellt wird. Die geistige Umformung des Fachwerkgedankens und der Eichenholzgestaltung am ländlichen Bau könnte hier den entscheidenden Wandel bringen. Die Kophankesche Kapelle hat in diesem Sinne prophetische Kraft.

Alwin Schomaker

Landesbibliothek Oldenburg

UTAORT'T

Rin in dei Kartuffeln — rut ut dei Kartuffeln! so güng dat in'n Half September. Dat Wer was schön warm, un sinnig pußde ut'n Osten dei Wind. Dei Burn haren ären Vermaok an dei reinen Tüwwelken un wörn dor drocke achterher. Ales, wat man beinig un tau kriegen was, wedde insettet, Kinner, Fraulüe un Mannslüe. Ale Waogens wedden ut't Schur un van'n Haowe söcht, üm den Tüwwelkelsägen nao Hus un ünner Dack und Fack tau bringen. Un bi Hus höpeden sick dei Tüwwelken, stäenwiese tau richtige Äuwers. Nu mössen sei noch utsöcht werd'n! Äteltüwwelken und Schwienetüwwelken schulen van'n änner, un beste Planters wüdden vör sick taun Inkuhlen tausaomedraogen.

In dei Tüwwelkenutkriegetied sünd ale Waogens in dei Burskup ünnerwägs. Well üm einen taukotte kump, spreck bi'n Naober vör. Dei Waogens hört uck tau dei Naoberskup un mäöt sick riegen. Un wenn ale är Pand herutehebbt, kump ales uck wedder up siene Stäe, uck dei Waogens. Pöttkebäckers wullen Tüwwelken seuken. Acht Pände wassen all afstäken, un drei Waogens stünnen an dei Greßfaor; einer fälde noch. Kleimens, Pöttkebäckers Öllste, mök sick bi'n halwen Vamdag up'n Patt un köm bi Harings up'n Hoff. Hei har dei Dartig all tau packen, un wat siene Mauder was, dei wull gern Hülpe hebben. Man Kleimens har dat gaor nich so drocke dormit; hei was nich schalü, nee, nee; bemensken wull hei sick, man anschmert wull hei nicht werd'n, dor was hei bange vör.

Bi Harings up'n Hoff legen dei Wichter vörn groten Tüwwelkenhopen un söchden Planters af. Liesbet — sei was bi dei 25 un kek mit äre Paradiesbacken nüdlick ut'n Klapphaut — seg den Kleimens kaomen un waorschauede dei ännern beiden: „Laot't jau nich äuwen, dei Kleimens heff't dicke achter dei Oren!" Sei kennede üm un was all fäökender mit üm tausaomeraoket, nich ut Leipichkeit, nee, nee, so as dat wol maol is bi junge Lüe.

Kleimens, dei bi Harings Oma üm den Waogen klaor kaomen was, stürde up dei Wichter tau. Um jökede dat Fell, hei möß är, so mende hei, einen taustäken. Gelägenheit schull sick woll beien, un äöwrigens: Füdder Tied füdder Raot!

„Gott helpe jau!"

Dei Wichter riskeden sick up, setteden sick up dei Hacken und greuteden wedder trügge: „Gott lohn't!"

„Dat heff hei woll all daonen, dat sütt man woll an den Hopen Tüwwelken."

„Willt't haopen!"

„Man seggt eis, Wichter, worümme seukt gi dei Tüwwelken mit dei Hand ut, dat geiht doch mit den Sortierer väle klacker?"

„Wi seukt Planters ut, un dat is mit dei Hand bäter as mit dei Maschine. So kriegt wi dei besten. un dei willt wi hebben."

„Dor hebbt gi recht in." — Un nao'n Sette, as hei ale ankäken har: „Un wenn gi den ganzen Dagg mit dei Knei up dei Tüwwelken herümmeräkelt, dräöft gi'n Sönndag inne Karken uck woll'nen Schoft up'n Ers sitten."

„Mens dat? Ales up siene Tied und Stäe! Mit'n sitten Ers Tüwwelken utseuken, dat geiht nich, aower in'n Sitten bäen, dat geiht gaut."

„Jao, jao! Un wenn gi dissen Hop farig hebbt, geiht't woll bi de ännern. Dor ligg noch'n ganzen Räökel un in't Waogenschur noch'n groten Schwunk. Schäölt dor ale Planters van?"

„Jao, jao!"

„Gi hebbt dei reinste Saotbaustäe! Wat sünd dat för Sorten?"

„Disse hier heitet „Augustas"; dei Hop dor kägenan, dat sünd „Johannas" un dei dor in't Waogenschur „Margrittas".

„Na jao! Dann singt man bi dei Aorbeit: Üb' immer Treu und Redlichkeit un holt jau heran! Man seggt eis: Worümme hebbt dei Tüwwelken jüst ale Wichternaomens? Dei kunnen uck woll „Lui" of „Dröge Heini" of „Kaorl" heiten."

„O Gott! Dat stimmt! Dat ist us noch gaor nich infalen, dat wät't wi nich."

„Dat müssen gi doch wäten. Gi hebbt doch ale dei neimeudsken Schaule mitmaokt, un ick mene, dat jau dor sowatt bistickelt wedde. Dei dei Tüwwelken äre Naomens gäwen heff, heff sick dor doch wat bi dacht."

„Nee, nee, dor wät't wi niks van. Man wenn du dat weißt, dan segg us dat, wi wullen dat gern wäten.

Landesbibliothek Oldenburg

„Wäten hier — wäten dor! In jeden Naomen ligg'n Sinn inne, freuher un uck vandaoge."

Dei Wichter riskeden sick up dei Kneie. Kleimens merkede, dat hei dei Wichter in äre Neischirigkeit kiddelt har, un tret ein paor Träe trügge.

„Tau! Tau!" bädelten dei Wichter, „segg us dat, off biß du'n Jannharm un as'n utpust Ei?"

Dat was den Kleimens tao naohe. „Wenn ji't partu wäten willt: Dei Tüwwelken hebbt dorümme Wichternaomens, weil sei uck so licht as ji utaort!"

As wenn är 'nen Koppel Wespen stäken har, kömen dei Wichter in dei Höchte, un dei schönen Planters klatskeden up'n Kleimens, ganz egaol, wor sei üm dröpen.

Harings Oma har ales belustert, sei lachde sick einen, un as Kleimens bi är vörbiköm, frög sei üm: „Wat menste, sünd dei uck utaort't?"

Clemens Tombrägel

Über Schäfer und Schafzucht

Unser Oldenburger Münsterland war vor hundert Jahren noch ein Gestrich, darin weite Heiden und Moore die eigentliche Gegend bildeten. Städtchen, Dörfer, Äcker, Weiden, Wiesen und Büsche waren wie grüne Inseln im braunen Heidemeer, das im August lila schimmerte. Heide und Moor waren gemeinsamer Besitz. Bei der Markenteilung nahm der Staat Oldenburg den dritten Teil für sich, und nun begann die Heide zu weichen. Der Staat besamte große Flächen mit Fuhren, Bauern machten es nach. Als dann der Kunstdünger die Kultivierung — unabhängig vom zu geringen Anfall an Stalldünger — von Äckern etc. ermöglichte, da entstanden überall Neubauernstellen. Die Schafhaltung, die überall getätigt worden war, erlosch zuerst in den Gegenden, wo der bessere Boden die Kultivierung lohnte. Zuletzt war es noch der Nordwesten des Münsterlandes, wo die Schafzucht in unserm Jahrhundert weiterblühte. — Jetzt ist der Mammutpflug gekommen und verwandelt die letzten Heiden und Moore zu Wohnstätten der landsuchenden Menschen. Binnen Jahresfrist wird wohl schon die letzte Schafherde aufgelöst sein. Noch ein paar Jahre weiter, und wer wird dann noch daran denken, daß dort einst der einsame Schäfer mit seinem Hund große Schafherden weidete? Ich möchte der vergangenen Schäferzeit durch meine Zeilen ein bescheidenes Gedenken widmen.

Im alten Amt Friesoythe gibt es viele Höfe in der Größe von 200—300 ha. Bei jedem Hofe war eine große Heidefläche, und auf solchen Flächen liefen Herden von 300 bis 400 Schafen. Es wurden nur Heidschnukken gehalten. Vor 50 Jahren gab es beispielsweise in Thüle noch 12 große Herden.

Jeder Hof hatte einst seinen eigenen Schäfer, was bei der Größe der Herden ja auch geboten war. Mancher Schäfer war schon als schulentlassener Sohn kleiner Landleute auf den Hof gekommen und ist dann sein Lebtag dort geblieben. Die Schäfer lebten sich ganz und gar in ihren Beruf ein. Sie kannten jedes Schaf an irgend einem noch so unerheblichen Merkmal. Sie beobachteten jedes einzelne, erkannten sofort, ob einem etwas fehlte, an der Art des Fressens, Herumstehens usw. und wußten es zweckdienlich zu behandeln. So behüteten sie als getreue Hirten ihre Herde und lebten einsam und weltverloren unterm weiten Himmelsstrich.

Jeden Tag, ob Schnee oder Regen, kamen die Schafe ins Freie. Die Ausrüstung des Schäfers war der Heiken, ein weiter, langer, grauwollener Umhang, den er über seinem gewöhnlichen Anzug trug, ferner ein alter, verwitterter Filzhut und derbe Landschuhe oder Stiefelholzschuhe. Über der Achsel hing an einer Schnur die lederne Schäfertasche, darin waren Butterbrote oder eine Dose mit Butter und Speck zum Selbstanfertigen der Butterbrote. Außerdem hatte der Schäfer Schere, Salbe, Verbandzeug u. dergl. darin für den Fall, daß ein Schaf eine ärztliche Behandlung nötig haben sollte. Immer hatte er sein Strickzeug zur Hand und die Klutenschippe. Sein unentbehrlicher Kamerad war der Hund. Diese Hunde waren nicht die jetzt so bekannten deutschen Schäferhunde. Es waren Bastarde, die sonderbarsten Mischungen. Ihre Ausbildung mußte der Schäfer selbst vornehmen, und er hatte es bald heraus, ob einer klug und gelehrig war, ob er fix und aufmerksam jedem Wort und

Landesbibliothek Oldenburg

Wink seines Herrn gehorchen lernte. Er mußte die Herde umkreisen und sie zusammenhalten, genau aufpassen, daß kein Schaf auf fremdes Gebiet lief oder in einen Jungwald einbrach. Dabei durfte er ein widerspenstiges Schaf nur stoßen oder es in die Hinterbacken kneifen, ja nicht beißen. Ein Hund, der bissig war und ein Schaf verletzt hatte, wurde sofort abgetan. Die Namen der Schäferhunde waren meistens: Pudel, Fix, Caro, Bello, Philax und Ammi. Machmal stieß der Schäfer auch sein langgestieltes Schippchen in den Grund und bewarf abirrende Schafe mit Erdklümpchen. Dann war der plötzliche Schreck nicht so groß, als wenn der Hund sie jagte.

Die Schäfer wurden mit Geld entlohnt und durften außerdem 30 Schafe bei der Bauernherde laufen haben. Und dann gab es noch einen uralten Brauch: Bei der Schafschur bekam der Schäfer noch ein „Hütelamm" extra. Er durfte die beiden besten Lämmer aussuchen, wovon der Bauer das eine, er das andere als Hütelamm (Häutlämmcken) behielt. Wenn also der Schäfer Glück hatte mit seinen Schafen, die er bei der Herde laufen hatte, dann konnte er einen guten Nebenverdienst daraus erzielen.

Im Haushalt seines Herrn hatte der Schäfer gegenüber den anderen Dienstleuten eine gewisse Sonderstellung, war aber genau so geachtet wie die andern. Morgens bekamen alle zusammen ihren Buchweizen-Pfannkuchen. Der Schäfer brach, je nach Wind und Wetter, oft erst gegen neun Uhr mit der Herde auf. Das zweite Frühstück wie auch das Vesperbrot nahm er, wie schon bemerkt, in der Tasche mit. Zu Hause bekam er dasselbe Essen wie alle. Weil er aber zum Mittag- und Abendessen meist nicht pünktlich zur Stelle war, wurde es ihm warm gehalten.

Man konnte fast jeden Schäfer hinter seiner Herde breiden sehen. Oft stehenbleibend, langsam sich fortbewegend, wuchsen die Strümpfe unter seinen Breidelstöcken, wobei dat Klauen, das Garnknäuel, das er am Rockknopf befestigt hatte, langsam kleiner wurde. Der Schäfer breidete meist kurze Socken aus seiner Schafwolle, die zu Hause gesponnen worden war. Sie hießen Hasen, a wie ao. Es wurden aber auch ganz lange Schifferstrümpfe gefertigt. Die hießen Bukstrümpe. Alle diese Strümpfe wurden nach Holland und nach der Nordseeküste verkauft von Strumpfhändlern, die sie in den „Winkeln" (Läden) unserer Städte und Kirchdörfer aufsammelten. Die Schäfer brachten ihre Erzeugnisse sonntags zu den Winkeln (Winkel ist noch heute holländischer Ausdruck für Laden) und bekamen für jedes Paar Sokken nur einige Groschen. Damals war des Münsterlandes arme Zeit, und alle Leute lebten sehr bescheiden. Nebenbei bemerkt, aus diesen bescheidenen Anfängen ist mehr als ein Geschäft, das heute noch blüht, entstanden. Die Urgroßväter waren noch einfache Strumpfhändler, die ihre Strümpfe zu Fuß nach Holland und an die Küste brachten.

Die Schäfer waren, schon von Berufs wegen, meist recht langsam, bedachtsam und schweigsam. Wem es gelang, sie zum Erzählen zu bringen, der konnte sich nicht genug wundern über das, was sie alles bedacht und beobachtet hatten. Täglich erlebten sie auf weiter Flur die Vorzeichen des wechselnden Wetters, im Verhalten der Schafe und den eigenen Deutungen von Wind, Wolken und Sonnenuntergängen. Sie waren demzufolge zuverlässige Wetterpropheten. Zum Beispiel, wenn die Lämmchen auf Erderhöhungen kletterten und darauf herumhüpften, dann kam anderes Wetter; wenn „die Herde stand", dann war Regenwetter in Aussicht. Die Herde stand, wenn sie dicht zusammenblieb und eifrig auf einer und derselben Stelle fraß. — Bei heißem, sonnigem Wetter stellten sich die Schafe auf der fast baumlosen Heide in einen dichten Drubbel und steckten die gesenkten Köpfe zusammen. Dann waren „de Schape an't Smullen". Vielleicht wollten sie die Köpfe vor der Hitze schützen, die Schäfer erwarteten dann aber ein Gewitter.

In jedem Jahre geschah das „Lämmermarken". Die neuen Schäfchen wurden vom Schäfer für ihren Eigentümer gekennzeichnet. Jeder Bauer hatte seine eigene Markierung, und auch der Schäfer hatte eine für seine kleine Herde. Es war das ein Loch im rechten oder linken Ohr, oder man kerbte den Ohrrand ein, oder schnitt die Ohrspitze ab. Besondere Benennungen gab es dafür nicht.

Auf jedem großen Hofe waren zwei Schafställe, um die Herde je nach Bedarf umzujagen. Die Schafställe wurden nämlich als Hauptdungstätte benutzt. War der Stall von Mist entleert, dann kam zuerst der neu angefallene Dünger aus den anderen Ställen als Unterlage hinein, darüber streute man eine mollige Lage Stroh, und der Anfang zur neuen Dungbereitung war gemacht. Immer wieder wurde der Dünger aus den Kuhställen etc. in den Schafstall gekarrt, immer schön gleichmäßig mit Stroh

Landesbibliothek Oldenburg

bestreut. Die vielen Schafe traten den Dünger fest, und das ergab einen sehr wertvollen Kurzdünger. Dieser Mischdünger kam vor allem auf die Rüben- und Kartoffelfelder, auch wohl auf die Roggenstücke. Im Frühjahr war der Dünger im Schafstall so hoch gewachsen, daß die Herde nach dem Öffnen der großen „Flügeltür" wie ein grauer Wasserfall von dem Mistgoldberg herunterstürzte.

Viele Höfe hatten auch noch in der Heide eine Schutzhütte. Auf einer Grundlage von unbehauenen Granitfindlingen standen Eichensparren und lehnten sich oben am Ende zusammen. Mit aufgenagelten Latten wurden sie gehalten; darüber wurde sodann das Stroh- oder Heidedach gelegt. Die beiden Giebelenden wurden durch eine Bretterwand und durch eine große Brettertür ausgefüllt. — Es gab auch sogenannte Sulhütten. Diese sahen äußerlich wie die oben beschriebenen Hütten aus, ruhten auch auf Granitsteinen, wurden aber im Innern durch starke Ständer gestützt. Darüber wurde ein Firstbalken gelegt und daran die Sparren befestigt. Zuletzt wurden auf die Sparren Latten genagelt und auf diesen das Stroh- oder Heidedach befestigt wie bei den erstbeschriebenen Hütten.

Wie schon bemerkt, wurden die Schafe bei jeder Witterung ins Freie getrieben. In den Ortschaften gab es eine Schaopdrift. Das war der Schafweg in die Heide. Er war sofort zu erkennen an den tausend kleinen Fußspuren, den reich gesäten „Kaffeebohnen" und dem Fehlen jeder Wagenspur. Im Sommer bekamen die Schafe keinerlei Zukost. Die Heidschnucke ist ein äußerst genügsames Tier und stellt, was die Nahrung betrifft, wenig Ansprüche. Wenn wintertags der Schnee die Heide bedeckte, dann kratzten die Schafe sie mit den Hufen los. Es waren aber auch viele Bramkämpe da. Auf dem Bramkamp wucherten die Brambüsche dicht an dicht, und sie reckten sich noch aus dem tiefsten Schnee heraus. Bram (Ginster) wurde gern von den Schafen gefressen, Er war aber auch ein wertvolles Futter für sie und galt sogar als Medizin. Allerdings enthält er auch einen Rauschstoff für Schafe. Hatte die Herde zuviel Bram gefressen, dann lag sie betrunken umher, dann war sie „bramduun".

Erst bei ganz scharfem Frost und ganz hohem Schnee wurde mit der Stallfütterung begonnen. Dann bekamen die Schafe einmal täglich Heu in die seitwärts an der Wand entlang angebrachten Raufen. Bei mittlerem Wetter und Winter begann die Fütterung erst, wenn das Lammen anfing. Das war im März. Beim Lammen wurden die Auen (Mutterschafe) von den Böcken und Hammeln geschieden wegen der besonderen Pflege. Die Auen bekamen dann zweimal Heu, und zwar das beste, das Grummetheu vom zweiten Schnitt. Die Lämmchen blieben, wenn die Herde ausgetrieben wurde, sechs Wochen lang im Stall zurück. Mit drei Wochen bekamen sie auch schon Grummetheu. Wenn im Frühling die Herde zum Stall heimkehrte, dann sprangen die Lämmchen erbärmlich blökend aus der geöffneten Stalltür der Mutter entgegen. Jedes Mutterschaf fand schnell sein Lämmchen, und das Lämmchen sprang flink zur wiedergefundenen Mutter. Nach der Schur, wenn die Mutter völlig unkenntlich von der Scherbank zurückkam, war es oft ein schwieriges Problem. Das Lämmchen erkannte die Mutter nicht und zeterte verlassen, bis es die Mutter an der Stimme wiedererkannte. Dann ging das Schwänzchen freudig und alles war gut.

An Krankheiten traten öfters Räude und Schorf auf. Der Schäfer schor die Wolle um die befallenen Stellen fort und bestrich sie mit einer Salbe. — Er verband seine Pflegebefohlenen sorgfältig, wenn sie sich am Stacheldraht geritzt oder den Fuß verletzt hatten. In nassen Jahren wurden Schafe wohl „gallig". Sie hatten den Leberegel. Wenn im Frühjahr die Sonne wärmer schien, dann bekamen die Leberkranken unter dem Maul eine Geschwulst und die Augenstreifen waren blaß. Sie gingen meistens ein. — Es kam auch vor, daß ein Schaf sich fortwährend um sich selbst drehte. Es hatte den Drehwurm in einer kleinen Blase im Gehirn. Diese Krankheit ist hin und wieder geheilt worden. Der Schäfer meißelte ein Loch in den Schädel, stach mit einer Nadel die Blase durch und suchte den kleinen weißen Wurm zu fassen. Es soll nur selten geglückt sein.

Die Schafschur fand um den 20. Juni statt. Zuvor wurde die Herde mehrmals durchs Wasser getrieben. In Thüle war es die Soeste, die beim Hofe Glup aufgestaut wurde. Schafe können schwimmen, versinken aber bis zur Schnauze im Wasser, so daß sie gut sauber wurden. Nach der Schwemme mußten die Schafe trocknen. Das dauerte mehrere Tage. Dann wurde der Stall besonders sorgfältig gestreut, und beim Hüten paßte der Schäfer auf, daß sie auf reinlicher Heide blieben und sich nicht in Sandwehen wieder verunreinigten.

Landesbibliothek Oldenburg

Die Schur wurde im Stall vorgenommen. Dort wurden Holzböcke oder Stühle mit Brettern zu langen Bänken verbunden, und auf diesen Bänken saßen die Scherer nebeneinander. Es waren außer den Schäfern geschickte Dorfleute, die von einem Bauern zum andern zogen, wenn die eigenen Knechte und Heuerleute nicht scheren konnten. Sie nahmen ein Schaf aufs Knie und schoren mit einer besonderen Schere, der Schafschere, das Vlies eng an der Haut ab, so daß es wie eine dicke rauhe Decke zusammenhängend zu Boden sank. Die Scherer arbeiteten gewöhnlich von fünf Uhr morgens bis mittags um ein Uhr und konnten an einem Vormittag um 25 Schafe scheren. Sie hatten dabei ihre schlechtesten Kleider an, da die Wolle ölig ist und irgendwie abgibt. Die Leute wurden gut beköstigt. Es gab oft grüne Vietsbohnen mit Mettwurst und halbem „Öweskopp", vielfach auch frisches Schaffleisch als Ragout mit Salzkartoffeln, aber auch wohl junges Erbsengemüse mit Schaffleisch und Kartoffeln als Eintopf. Ein brauchtümlich vorgeschriebenes Essen gab es nicht. Es wurde zur Arbeit ab und zu ein Schnaps eingeschenkt, und sonst gab's zum Halsausspülen den Erntetrank: Brotwasser, Kaffee etc. Entlohnt wurden die Scherer in Geld und Wolle.

Die Wolle wurde nicht wieder gewaschen, ganz verschmutzte wurde als Klattwolle ausgeschieden. Die Bauern brachten die Wolle nach Friesoythe, Cloppenburg und in Kirchdörfer, wo die Wollhändler waren. Die Kaufleute schickten die Wolle zur Auktion nach Braunschweig und andern Städten. Als noch auf den Höfen gesponnen und gestrickt wurde, behielt man einen Teil Wolle für die Verwertung im Haushalt zurück. Das war schon vor dem 1. Weltkrieg kaum noch der Fall. Aber während der beiden Weltkriege holte man die Spinnräder wieder vom Boden. Man spann und webte sogar emsig, aber heute stehen Spinnräder und Webgestelle wieder still.

Auf den Höfen wurden etwa 25 Schafe extra mit Korn und Eicheln fett gefüttert zum Schlachten. Damit wurde in der Erntezeit begonnen. Das Fleisch wurde nach Bedarf frisch verbraucht, das übrige eingesalzen, getrocknet und geräuchert. Eine wohlzubereitete Hammelkeule ist ein Leckerbissen. Wenn aber jedes Gemüse, wie Rüben, Weißkohl, Bohnen etc. tagtäglich mit frischem und im Winter mit geräuchertem Schaffleisch gekocht wird, dann ist es zu verstehen, daß einst ein junger Vikar, aus schaffreier Gegend stammend, aber als Kooperator bei einem alten Pastor im Schaflande lebend, eines Tages mit Galgenhumor zu blöken begann, weil er sich bei kleinem wie ein hilfloses Schaf vorkam.

Das getrocknete Schaffleisch hing zwichen den Mettwürsten und Speckseiten am Wiemen. Es hing auch ein Sack dort, und ich erlebte es vor vielen Jahren, daß der Hausherr selbst — er wollte mir als Besuch etwas ganz besonders Gutes antun — solch einen Sack mit der Gaffel vom Wiemen langte. Der Sack glitt aber mit der Schnese aus der Gaffel und fiel mit Gerappel zu Boden. Ich erschrak und wartete neugierig, was denn Geheimnisvolles zu Tage kommen würde. Es waren wohl dreißig niedliche, holzharte Schafschinklein, ein richtiges Nagelholz. Das Fleisch wurde wie Holz gehobelt, und die „Späne" kamen auf eine Unterlage von Schwarzbrot und dicker Butter. Das war ein herrliches Butterbrot!

Die alte Zeit ist dahin und kehrt nicht wieder. Aber denken wir Münsterländer mal hin und wieder darüber nach, wie einfach und zufrieden unsere Voreltern gelebt haben.

Elisabeth Reinke

Von der neuen Wehrmacht

Es ist eine Gefechtsübung im Gange. Wieder gilt die alte Parole: Wer die weiße Armbinde trägt, der ist noch gefechtstüchtig, wer die Binde nicht mehr trägt, der ist „gefallen". Ein Offizier trifft zwei „Gefallene", die gerade mit gutem Appetit ihr Frühstück verzehren. „Na, was ist denn das hier? Ihr futtert euren Brotbeutel leer; ihr zählt doch zu den Toten."

„Herr Hauptmann, wir machen — Wiederbelebungsversuche."

Aohne Brill

„Jan, wat kickst du dor all vanne Brügg in't Waoter?"

„Och, mi is mien Brill inne Läthe fullen."

„Du bis jo nich klook, dat is jo gor nich de Läthe, dat is jo de Soeste."

„Ja ßüh, dor kann's di't foors begrieplik maoken, wo slecht ick aohn Brill kieken kann."

Franz Morthorst

Landesbibliothek Oldenburg

Die Sage vom Visbeker Geistergottesdienst

Das Interesse für das volkstümliche Erzählgut ist im wesentlichen in der Zeit der Romantik geweckt worden. Den Veröffentlichungen der Brüder Grimm („Kinder- und Hausmärchen 1806, „Deutsche Sagen" 1816) folgten Sammlungen aus fast allen Landschaften des deutschsprachigen Gebietes. Mannigfache Versuche wurden unternommen, das durch diese Sammlungen immer umfangreicher werdende Material zu deuten, vor allem, es nach seiner Herkunft zu befragen. Dabei fand das Märchen in reicherem Maße die Aufmerksamkeit des Wissenschaftlers, die Sage blieb in gewisser Weise Stiefkind der Forschung. Lange Zeit hindurch wurde sie lediglich unter dem bereits von den Brüdern Grimm herausgestellten Gesichtspunkt der Betrachtung für wert gehalten, daß in ihr vorchristlich-germanische Glaubensvorstellungen bewahrt worden seien. So schreibt etwa J. W. Wolf, dem wir eine Sammlung hessischer Sagen verdanken[1]), daß, wenn wir die Sagen des Gewandes, das die Jahrhunderte über sie gebreitet, entkleiden „aus jedem dieser buntfarbigen Bilder ein ehrfurchtgebietendes ernstes Denkmal alter Germanenherrlichkeit" wird, ein Denkmal „vor dem die Väter vor mehr als einem Jahrtausend gläubig ihre Kniee und ihren eisernen Nacken beugten". Gegenüber dieser Auffassung, die in der Sage ein Mittel sah, zu Erkenntnissen der germanischen Mythologie zu gelangen, hat sich in den letzten Jahrzehnten die Meinung mehr und mehr durchgesetzt, daß auch das vom Christentum ausgebildete Glaubensgut in reichem Maße auf die Volkssage einwirkte. Vor allem Friedrich Ranke[2]) hat deutlich gemacht, daß ein generalisierendes Urteil über die Herkunft der Sage — dies das Hauptübel der auf Erkenntnisse der germanischen Mythologie zielenden Forschungsrichtung — unmöglich ist, daß es vielmehr gilt, die einzelne Erzählung auf ihre Herkunft zu prüfen. Ein Beitrag zu dieser Aufgabe möchten auch die folgenden Zeilen sein, sie sollen sich mit einer im südlichen Oldenburg aufgezeichneten Geschichte, der Sage vom Visbeker Geistergottesdienst, beschäftigen.

„Ein Visbeker Knabe, der dem Küster zur Hand ging und dem Geistlichen zur Messe diente, sagte eines Tages zum Küster: ‚Ich mag des Morgens nicht wieder läuten, ich fürchte mich. Jedesmal, wenn ich den Angelus geläutet habe, kommt der verstorbene Pastor aus der Sakristei. Er hat ein Meßgewand an und guckt nach mir.' Am andern Morgen ging der Küster mit dem Jungen in die Kirche. Dieser mußte wie gewöhnlich läuten, und der Küster stand dabei und wartete, was nun geschehen würde. Plötzlich ließ der Knabe das Glockenseil los, zitterte und machte große, erschreckte Augen. Der Küster schaute durch die Kirche zum Chore, wohin der Kleine unverwandt blickte. ‚Siehst du ihn nicht? Da steht er ja!' keuchte der Meßdiener. Der Küster aber sah nichts. ‚Du träumst, Junge, was macht er denn?' — ‚Er winkt mir!' — ‚Dann gehe hin.' — ‚Ich mag nicht, er ist ja schon lange tot!' — ‚Geh hin, sag ich dir. Ich bleibe hier und warte.' — Sich sträubend, zitternd, von Bank zu Bank durch die dunkle Kirche sich tastend, wankte der Hellseher dem Chore zu. Der Küster wartete im Turm. Im ersten Morgendämmern sah er den Knaben im Meßdienerröcklein aus der Sakristei kommen. Er hörte, wie eine tiefe Stimme die Meßgebete sprach. Den Knaben sah er sich verneigen, hinknien, hin- und hergehen, das Meßbuch umtragen, ganz wie bei der hl. Messe. Nur seine sonst so helle, fröhliche Stimme klang heiser und stotternd. Weiter konnte der Küster nichts wahrnehmen. Blaß und bedrückt kam endlich der Junge in den Turm zurück. Er war wie geknickt und zerbrochen, seine Blicke waren wie geistesabwesend in die Ferne gerichtet, und er gab dem Küster erst nach längerer Zeit, wie aus Träumen erwachend, verwirrte Antworten auf dessen neugierige Fragen. Der Pastor hatte eine Seelenmesse zu lesen versprochen und es dann vergessen. Nun hatte ihm der Knabe zur Messe gedient. ‚Und so hat der Pastor zu mir gesagt', sprach der Junge, ‚ich danke dir auch, du hast mich nun erlöst! Für dich ist auch ein Platz im Himmel bereit.' Der Knabe blieb blaß und still . . . und vierzehn Tage nach jenem Erlebnis in der Kirche starb er."

In dieser Form hat Elisabeth Reinke die Sage in ihrer Sammlung „Die Truhe" veröffentlicht[3]). Leider hat die Autorin in der letzten Auflage die Quellenangaben zu den mitgeteilten Erzählungen wegfallen lassen. So muß der Leser auf frühere Auflagen zurückgreifen, um zu erfahren, daß diese Erzäh-

Landesbibliothek Oldenburg

lung von El. Reinke selbst nach der Volksüberlieferung aufgezeichnet wurde. Auch wäre es gut gewesen, wenn Parallelerzählungen aus dem Oldenburger Land angeführt worden wären. So ist für die Sage vom Visbeker Geistergottesdienst Strackerjans Hinweis wichtig, daß man in vergangenen Tagen im Saterland ganz ähnliches erzählt habe:

„Ein Priester . . ., der seinen Obliegenheiten im Leben nicht nachgekommen, muß nach seinem Tode in seiner früheren Kirche nachts zwischen 12 und 1 Uhr die Messe feiern. Um 1 Uhr muß er fertig sein, dann ist der Bann gelöst. Er wird aber nie fertig. Einmal fehlt dies, das andre Mal das. Darüber schlägt es 1 Uhr und er verschwindet". [4])

Selbstverständlich ist die Sage von dem wiederkehrenden Priester in ihrer Verbreitung nicht auf das Oldenburger Land beschränkt. Zahlreiche Varianten sind bekannt geworden, vor allem aus Frankreich und der Rheinprovinz, aber auch aus Baden, der Schweiz und Österreich. Der Vorgang ist meist ganz ähnlich wie in der Visbeker Sage geschildert, auch der Ausgang, daß der die Erlösung bewirkende Ministrant sterben muß, ist nicht selten. So liegt die Vermutung nahe, daß die Sage sich an einem bestimmten Ort gebildet hat und von dort aus in die Nachbarlandschaften als fixiertes Gebilde übernommen worden ist, also nicht an verschiedenen Stellen selbständig entstand. Vielleicht darf man, wenn man die Verbreitungsdichte der Sage als Kriterium nimmt, vermuten, daß diese in Frankreich oder in der Rheinprovinz beheimatet ist; dort sind jedenfalls die meisten Belege aufgezeichnet worden. Doch ist die Häufigkeit des Vorkommens einer Sage nicht immer ein guter Maßstab, wenn es um die Festlegung der geographischen Herkunft von Volksüberlieferungen geht. Deutlicher liegen die Dinge, wenn wir fragen, in welcher Vorstellungswelt die Sage wurzelt. Freilich müssen wir uns hüten, voreilig zu urteilen: weil Priester und Kirche in der Überlieferung vorkommen, muß diese nicht notwendig ihren Ursprung in dem vom Christentum ausgebildeten Glaubensgut haben, vielmehr können Pfarrer und Gotteshaus in der Erzählung Vorchristlich-Heidnisches ersetzt haben, also das schützende Kleid der Zeit vorstellen, von dem in dem eingangs angeführten Zitat J. W. Wolfs die Rede war.

Wir müssen, wenn wir zuverlässige Aussagen über die Herkunft der Erzählung machen wollen, von der Gestalt des wiederkehrenden Priesters ausgehen. Sie weist darauf hin, daß die Sage in einer Kulturstufe wurzelt, in der man an eine mögliche Wiederkehr der Abgeschiedenen glaubte. Nun ist das Motiv des Wiedergängers weitverbreitet, freilich variiert die Auffassung, die man von dem Tun der Toten hatte. Versuchen wir, den Priester in unserer Sage zu charakterisieren, so ist vor allem anzumerken, daß der Tote hier als Büßender, als ein der Hilfe und Erlösung Bedürftiger vorgestellt ist. Diese Züge sind kennzeichnend für eine Reihe von Wiedergängererzählungen, deren ethische Haltung vom Christentum her bestimmt ist; denn nirgends sonst sind die Abgeschiedenen in dieser Weise gesehen; das könnte ein Vergleich mit verwandtem Erzählgut etwa aus der Welt der nordischen Saga oder aus dem Bereich der osteuropäischen Vampyrerzählungen deutlich machen. Damit scheint eine zweifache Möglichkeit für die Herkunft der hier behandelten Sage gegeben: einmal könnte ihr eine unter der Einwirkung des Christentums vorgenommene Umdeutung primitiv-urtümlicher Vorstellungen von den Toten zugrunde liegen, zum zweiten wäre es als möglich anzusehen, daß die Erzählung sich unter dem Einfluß der vom Christentum entwickelten Lehren über das Leben nach dem Tode gebildet haben könnte. Für die zuletzt erwähnte Möglichkeit sprechen eine Reihe von Indizien und zwar vor allem Glaubensvorstellungen, wie sie im Mittelalter über das Los der Toten verbreitet gewesen sind. Im folgenden seien einige dieser Anschauungen, die unserer Erzählung zugrunde liegen könnten. angeführt. Zunächst ist darauf hinzuweisen, daß es lange Zeit hindurch allgemein bekannte Auffassung war, daß die Abgeschiedenen Hölle und Fegefeuer verlassen könnten, um im Diesseits Beistand zu erbitten, beziehungsweise ihr Schicksal als warnendes Beispiel zu erzählen. Als Gewährsleute sind in diesem Zusammenhang Autoritäten wie Augustinus und Thomas von Aquin zitiert worden [5]). — Nicht selten begegnet, vor allem in der Visionsliteratur, der Glaube, daß die Strafe, die den toten Sünder trifft, abhängig ist von dem Frevel, den er begangen hat. Diese Beziehung zwischen Sünde und Buße findet sich — Vorbilder mögen antike Jenseitsschilderungen gewesen sein — zuerst in der apokryphen Visio beati Pauli apostoli, die, im vierten Jahrhundert entstanden, das volkstümliche Denken über das Leben nach dem Tode mannigfach be-

Landesbibliothek Oldenburg

einflußte [6]). Schließlich ist hier noch ein dritter Vorstellungsbereich heranzuziehen, nämlich der von der Friedlosigkeit des unbußfertigen Sünders, eine Anschauung, die in Analogie zur Ruhe des Gerechten bei Gott (z. B. Hebr. 4, 1) etwa in der frühchristlichen Leichenfeier und deren Bittgebeten [7]) bezeugt ist. Wann nun haben sich diese Glaubensvorstellungen zu Erzählungen zusammengefunden, die der Sage vom Visbeker Geistergottesdienst ähnlich sind? Dies dürfte zuerst geschehen sein in der Exempla, jenen legendenhaften Berichten, die der Prediger zur Erbauung und Ermahnung der Gläubigen erzählt hat. Unter diesen Exempla, die in zahlreichen Sammlungen uns überliefert sind, begegnen uns Wundergeschichten, die der hier behandelten Sage ganz ähnlich sind. Etwa berichtet — um ein Beispiel herauszugreifen — der Zisterzienser Caesarius von Heisterbach in seinem um 1200 entstandenen „Dialogus miraculorum" von einer Novizin, die nach ihrem Tode Angehörigen ihres Klosters erscheint und auf Befragen mitteilt, daß sie die während ihres Erdenwandels versäumten Gebete nachholen müsse [8]). Die Ähnlichkeit mit der Erzählung vom büßenden Priester in der Visbeker Kirche ist deutlich: in beiden Fällen muß der Abgeschiedene als Friedloser den Lebenden über die ihm auferlegte Buße Auskunft geben, in beiden Fällen auch entspricht die Strafe dem begangenen Frevel: die zu Lebzeiten begangene Sünde (das versäumte Gebet bzw. die vergessene Messe) muß gutgemacht werden. Wir gehen vielleicht nicht fehl, wenn wir vermuten, daß der von Elisabeth Reinke mitgeteilten Sage gleichfalls eine legendenhafte Erzählung zugrunde liegt, die dann als Exempel — etwa als Beispiel für die Hilfe, die der Mensch den armen Seelen zuteil werden lassen kann — durch die Predigt bekannt und verbreitet worden ist. Auch sonst sind solche Exempel als Quelle für die in neuerer Zeit aufgezeichneten Sagen ermittelt worden [9]), so daß unsere Annahme auch von hier aus eine gewisse Stütze findet. Vielleicht läßt sich aus dem legendenhaften Charakter der Vorlage unserer Erzählung auch deren Ausgang erklären: das Los, das dem Ministranten nach der Befreiung des Priesters zuteil wird, ist — wie das in manchen Varianten deutlicher wird [10]) — ursprünglich als Lohn verstanden worden (vgl. unsere Sage: „Für dich ist ein Platz im Himmel bereit") und erst später in gewisser Weise negativ gefaßt worden.

[1]) J. W. Wolf, Hessische Sagen, 1853 p. VIII
[2]) Fr. Ranke, Volkssagenforschung 1935
[3]) E. Reinke, Die Truhe, 3. Auflage Vechta 1956 Nr. 14
[4]) L. Strackerjan und K. Willoh, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg, 2. Auflage 1909 I, 226
[5]) Kornmann, Heinrich, De miraculis mortuorum 1650, Pars VIII, c. 53, Exemplar im Besitz der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt.
[6]) A. Rüegg, Die Jenseitsvorstellungen vor Dante (1945)
[7]) Etwa das im 7. Jh. vom Frankenreich übernommene Sacramentarium Gelasianum, abgedruckt bei L. Ruland, Geschichte der christlichen Leichenfeier, 1901 p. 121
[8]) Caesarius von Heisterbach, Dialogus miraculorum ed. J. Strange 1851, Dist. 10, c. 56
[9]) Fr. Ranke, der Erlöser in der Wiege 1911; A. Jacoby, Die Sage vom verlorenen Kind in der Schatzhöhle, in Festschrift für H. Hepding, 1938 p. 93 ff.
[10]) G. Henssen, Volk erzählt, 1935 Nr. 55

Bernward Deneke

„Königin der Wälder"

(Die graue Drossel, turdus philomelos)

Wir traten aus dem maienfrischen Wald,
Noch ganz beglückt von dem, was wir erlebt.
Man weiß ja, wie der Lenz im grünen Dom
So zaubermächtig uns're Sinne hebt.

Schon breitet sich das neue Frühlingsbild;
Die Wiese liegt im hellen Sonnenschein,
Und in den Knospenschmuck des Gagelstrauchs
Fällt wundersam der gold'ne Strahl hinein.

Doch horcht! Noch einmal spricht der Wald uns an;
Er schickt uns seine besten Grüße nach.
Im Fichtenwipfel, wenig Schritt' entfernt,
Wird märchenschön das Lied der Drossel wach.

So klein die Kehle und so reich begabt.
In immer neuen Weisen quillt's hervor.
Das Lied hallt über uns hinweg zum Bach.
Gefesselt von den Klängen lauscht das Ohr.

Der Sänger in der Fichte läßt sich Zeit.
Das Singen muß ihm hohe Freude sein.
Wir aber denken: — niemand ist zu sehn —
Der liebe Vogel singt für uns allein.

Der Abschied ruft; das Lied tönt fort und fort.
Noch lang begleitet uns der schöne Klang.
Wer wird vergessen dieses stille Glück,
Gewirkt aus Sonnengold und Drosselsang?

Franz Morthorst

Landesbibliothek Oldenburg

Wat Fritz Bitter siene Fründe van'n Heimatbund to seggen hadde

(8. Dezember 1956)

Wenn ick hier in dei Stadthalle kieke, seih ick luter leiwe, freidige Gesichter. Alle, dei hier bünt, freiet sick, dat wi vandaoge Heimatdag in Eyte hebt. Festes-Freide is in dei ganze Stadt.

Ick seihe hier vanbaowen so moie Biller. Ick seih hier junge Hönkes, dei äwen dat Kreihen lehrt hebt un flügge wudden sünd. Ick seih hier junge Henneküken, dei noch piepet un äwen dei Schillen aowschmäten hebbet. Ick seih hier Stadt- und Landheuner. Ick seih hier schicke Hennen un stolte Gockels, ick seih aober uck olle Klucken un Zoppenheuner. Doch eins seih ick hier Gott sei Dank nich, und dat sünd dei Bollerse. Kennt gi en Bollers? En Bollers is en Haun, dat sien moiesten Zierraot, dei Stertfern, verloren un nu son lergen Hangers heff. Un son Unglück kann en Haun nich verwinnen; son Unglück schleit en Haun up't Gemäut; sücke Heuner liet an Depensionen, sücke Heuner hebbet Minderwertigkeitspodexe.

Doch nu genaug van dei Bollerse. Ick will jau nu wat van den ollen Pestschinken vertellen. Dat sick en jederein anseihn kann, heb ick üm fort mitbrocht. Hei lett wat tusterig, hei lett so as dei Ridder van dei trurige Gestalt; aober dei is hei nich, hei is en Ridder aohne Furcht un Taodel. Hei kämpfet nich gägen Winnemöhlen; hei hew gägen dei Pest kämpfet. Hei sit sülwes so vull van Pest, dat üm kien Brummer ankump.

Hei heff zeiläwe in Schraowen Hus an dei Langestraoten in en Wiemen hungen. Min öllerlick Hus leg freuher Schraowen Hus so dwask gägenäöwer. Wi sünd Frönde van mine Kindheit her. Immer wenn wi Kinner nao Schraowen Hus kömen, schielden wi forts taun Wiemen hoch. Do sähen wi dann den gauden Blaud midden tüsken frisken Schinken, Specksieden, Mett- un Ziesewüste hangen. Hei müß sick dor so verlaoten vörkaomen, denn hei was jo ut eine ganz annere Tied, un ut ganz annere Verhältnisse. Tau sine Tied kennede man noch nich dat Dütske Quallitätsschwin, noch nich dei swatbunte ostfreiske Hochtüchtung, un noch nich dat veredelte Ollenborger Landschwin. Man kennede uck dei neumeudsken Fauermiddel un dei Schnellmastmiddel noch nich. Man kennede noch nich dat Schnellmastmiddel „Turil" van de Firma Ankermann un Co. in Eythe, mit dat man en Schwin in veier Wäken fett fauern kann. All dei delikaoten Saoken heff hei nich kennt. Hei is man rug uppkaomen, denn üm hebbet sei mit Eckelmähl uppäppelt. Dorüm is hei alltied so schro bläwen as Sünneklaors sien Ers.

Je faokener wi Kinner den Pestschinken segen, um so neischieriger wudden wi, un so frögen wi usen Pape: „Pape, wat is eigentlick mit den Pestschinken los? Wo olt is dei, un woher kump dei?" Nu vertellede use Pape: „Dei Pestschinken hef alltied in Schraowen Hus an den Wiemen hungen. Hei is bolle so olt as use Stadt. Et geiht dei Saoge, dat hei van Schraowen Hus nich weg kann. Wenn hei weghaolt wed, kump hei in dei negeste Nacht wer nao Schraowen trügge. Einmaol sünd rieke Koplüe ut Holland wäsen, dei wullen üm kopen; at sei aober van dei olle Saoge hörden, hebt sei et nich mehr waoget, un blot baowen Stücksken utschneen, wat gi nu noch seihen könt. Freuher is uk noch en Urkunne bi üm wäsen, man dei schal verloren wäsen. Hei stammt ut dei Pesttied. Disse was van 1349 bit 1351. Daomaols gunk dei schwatte Dod, dei Pest, dör ganz Europa un rappkede ein Viddel van dei Menskheit henweg. So köm hei eines Daoges uk nao Eythe hen. Man stellede sik dei Pest daomaols at eine Persönlichkeit vör. At so'n swaten Knaokenkerl mit eine lange Zeißen, dei allet wegmeiede, wat üm inne Quere köm. Man künn üm woll nich seihn; man künn aober sien Spaur verfolgen an dei Lieken, dei öwerall legen. Daomaols waß in Eythe grote Not un Bedrängnis. Dei Mensken stürven as dei Fleigen, faoken wassen in eine Familge mehrere Dode tau glieke Tied. In ehre grote Not röppeden use Vörfaohren dei Pesthilgen an, den hilgen Sebastian un den hilgen Rochus, dat sei ehre Vörbidde bi usen Heergott vör sei inleggen müggen. Daomaols wohnde in Schraowen Hus son klüftiggen Kerl, dei seg sick: ‚Viellicht möt wi dei Pest maol wat Besünneret beien, dann bitt sei an.' Un so hünk hei dissen Schinken vör dat Schlöttellock van sine Husdören. Dor, o Wunner, o Wunner, truck dei Pest dör dat Schlöttellock in den Schinken. Dei Schinken

Landesbibliothek Oldenburg

wudde van dei Stunne af swat, un Eythe van dei Pest befreiet.

Nu köm nao all dei Truer in Eythe bolle wer Freide up; dei Mensken wüppkeden un danzenden vör Plaseierlichkeit, un dei Kerl in Schraowen Hus schlög den Schinken unnern Arm un truck mit en grotet Gefolge nao dat Raothus, üm dao van den Magisraot beurkunnen tau laoten, wat sik Wunnerbaoret in sien Hus taudraogen harre." Sowiet use Pape. —

Siet den wunnerbaoren Vörfall is use olle Pestschinken weltberühmt; väle Dichter hebt üm all besungen. Vör us Eyther is hei dei edele Riddersmann, dei use Vaoderstadt freuher van den swatten Dod befreiet heff.

Fritz Bitter

Zur Sage vom Friesoyther Pestschinken

Die Sage vom Pestschinken, mit der F. Bitter die Teilnehmer an der Versammlung des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland im Dezember 1956 in Friesoythe bekannt gemacht hat[1]), lautet in der Fassung, die Strackerjans Sammlung mitteilt[2]):

„Zu Friesoythe im Wreesmannschen Hause, nahe dem Harkebrügger Tor, wird ein über dreihundert Jahre alter Schinken aufbewahrt. In diesen Schinken ist einmal vor vielen, vielen Jahren die Pest hineingebannt, die in Gestalt einer blauen Wolke in der Luft herumgefahren und endlich bezwungen und in den Schinken gebannt ist; der Schinken aber ist dadurch unverweslich geworden . . ."

Es folgt dann die Episode mit den Holländern, die man in Bitters Aufsatz findet, sie ist in unserem Zusammenhang nicht von Bedeutung.

Ähnliche Sagen sind auch sonst aufgezeichnet worden, so wußte man — um einige Varianten aus dem Oldenburger Land anzuführen — zu erzählen, daß es in Langförden gelungen sei, die als blaue Wolke durch die Luft ziehende Pest in einen hohlen Baum einzuschließen[3]); in Gristede und Neuenburg soll die Epidemie in einem Haus- oder Dielenständer verpflockt worden sein[4]).

Wenn wir uns über die den erwähnten Sagen zugrundeliegende Vorstellungswelt Klarheit verschaffen wollen, müssen wir, auf älteres medizinisches Schrifttum zurückgreifend, zunächst fragen, wie man sich den Ursprung der Pest dachte, bevor man den bakteriellen Charakter der Infektionskrankheiten erkannte. Hier ist wichtig ein Gutachten, das die medizinische Fakultät der Universität Paris im Jahre 1348 erstattete, ein Gutachten, das also die Meinung der spätmittelalterlichen Wissenschaft über die Ursache der Erkrankung wiedergibt. Wenn wir das für uns Wichtige herausgreifen, so lesen wir dort: „Wir glauben, daß die besagte Epidemie oder Pest aus der verdorbenen Luft hervorgeht. Dies verstehen wir so: die von Natur einfache und klare Luft wird verdorben und vergiftet, indem sie sich mit schädlichen Dämpfen durchsetzt"[5]). Häufig wird darauf hingewiesen, daß die Verderbnis der Luft mit den Sinnen nicht wahrnehmbar sei, daß — um in dem Avignoner Arzt Chalin de Vinario (14. Jahrh.) eine weitere Autorität anzuführen — die Pestluft weder an ihrem Geruch, noch an ihrer Farbe erkannt werden könne, sondern sich rein, angenehm und kalt wie Gebirgsluft darstelle[6]). Die Vorstellung von der Pest als verdorbener Luft ist natürlich vom Volke geteilt worden.

Mannigfache Praktiken, durch die man die Krankheit fernhalten wollte — etwa das bei Ausbruch der Epidemie übliche Räuchern — haben hier ihren Ursprung. Auch in volkstümlichen Bittgebeten finden wir die Seuche auf eine Verderbnis der Luft zurückgeführt, so schließt zum Beispiel ein Gebet zum heiligen Rochus, einem der beliebtesten Pestpatrone, mit folgenden Worten: „Ich bitte dich, du wollest mir von Gott erwerben, daß er mich vor der durch Pestilenz vergifteten Luft und auch vor dem ewigen Tode behüte und bewahre"[7]). Dem Bedürfnis des Volkes nach konkreter Anschauung entspricht es, wenn man die Pestluft bald nicht mehr unsinnlich (wie Chalin de Vinario), sondern als dicken, riechenden Nebel — so die Chroniken des 16. Jahrhunderts[8]) — oder als blaue Wolke — wie in unseren Sagen — sich vorstellte. Das Motiv des Einfangens, Einsperrens der Pest, sei es in einen Baum, in einen Ständer oder einen Schinken ist vielleicht in Zusammenhang zu sehen mit dem alten Erzählstoff von dem in einen Behälter eingeschlossenen und so seiner Wirksamkeit beraubten Dämonen[9]); zu vergleichen ist hier etwa das bekannte Märchen vom Geist in der Flasche[10]). Es sind jedenfalls schon aus dem Altertum Erzäh-

Landesbibliothek Oldenburg

lungen überliefert, die mit unseren Sagen eine gewisse Verwandtschaft aufweisen. So berichtet der römische Schriftsteller Ammianus Marcellinus (4. nachchristliches Jahrhundert), daß Soldaten, die zu Seleucia ein Heiligtum durchsuchten, eine enge Öffnung fanden, aus der sie die dort von den Chaldäern eingeschlossene Pest befreiten; bis hin nach Gallien habe die Seuche damals die Bevölkerung mit Krankheit und Tod heimgesucht.[11]) — An anderer Stelle wird erzählt, die Pest sei aus einem goldenen Kästchen im Tempel des Apoll zu Babylon hervorgekommen und habe das ganze Gebiet der Parther überzogen[12]). Gewiß wollen diese antiken Nachrichten vor allem den göttlichen Ursprung der Epidemie dartun (Apoll als Pestgott), doch ist ein Zusammenhang mit neueren Überlieferungen nicht von der Hand zu weisen, wenn wir etwa dort gleichfalls dargestellt finden, wie die aus ihrem Gefängnis befreite Pest unter den Menschen wütet, so zum Beispiel in einer Sage aus Neuenkirchen i. O., die hier abschließend angeführt werden soll[13]).

„Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges kam die Pest nach Neuenkirchen. In Gestalt eines bläulichen Dampfes zog sie auch in einen Meierhof ein und schlüpfte in ein Loch, welches sich im Pfosten der Stubentür befand. Der Bauer ergriff sogleich einen Pflock und schlug ihn in das Loch, so daß die Pest nicht heraus konnte. Nach längerer Zeit jedoch glaubte der Bauer, er dürfe nun den Pflock wohl ohne Gefahr wieder herausziehen; aber als er das tat, da zog der blaue Dampf langsam aus dem Loche heraus und sogleich wurden mehrere Hausgenossen von der Pest befallen . . ."

---

[1]) Vgl. den Beitrag in diesem Kalender, S. 102
[2]) L. Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg, 2. Auflage (1909) II, S. 186
[3]) Strackerjan, II, S. 187
[4]) Strackerjan, II, S. 259 und 280
[5]) Dieses Gutachten ist abgedruckt bei R. Hoeninger, Der schwarze Tod in Deutschland (1882), S. 149 ff, die übersetzte Stelle S. 154
[6]) Hoeninger, S. 56
[7]) J. Nohl, Der schwarze Tod (1924), S. 160
[8]) J. F. C. Hecker, Der schwarze Tod im 14. Jahrhundert (1832), S. 36
[9]) Die Pest als dämonische Gestalt, vergl. etwa die Pestfrau
[10]) Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Nr. 99
[11]) Amminanus Marcellinus, zitiert bei J. Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Ausgabe, Band II, S. 347
[12]) J. Grimm, Mythologie, III, S. 347
[13]) Strackerjan, II, S. 186

Bernward Deneke

In Molber'n up dei Dausen

Wor is dei Himmel woll so blau
Wor is dei Luft so rein un lau,
Wor treckt dei Wolken woll so wiet,
Wor wers' du diene Sorgen quiet?
— In Molber'n up dei Dausen!

Dor giff dat kiene Autobaohn,
Kanns ruhig diene Wäge gaohn,
Un kiene Rägeln för'n Verkehr;
Dor kump die gaor nix in dei Quer
— In Molber'n up dei Dausen!

Dei Kuckuck röpp, dei Leiwink sink,
Dei Kiewit tummelt sick ganz flink,
Dei groote Güht fleit't sien Tüh-lüh
Un fraogt: „Wat willt doch aal dei Lü'
— In Molber'n, up dei Dausen?"

Sien Schääöpe dreef dei Knuck sien Jan
Nao'n Mauer, dat weit jedermann,
Jaohr ut, Jaohr in, — doch nu ist't daon.
Knucks Opa kann nich gaut mehr gaohn
— In Molber'n up dei Dausen!

Doch Schääöpe sünd uck nu noch dor,
Stadtholtens Opa häff noch'n paor.
Man mit dei Tied slitt dat uck ut.
Dei Perlon driff dei Wulle rut
— In Molber'n up dei Dausen!

Un wenn dei Sünne höger kümp,
Dann süst du Vaoder, Mauder, Kind
Mit Kaoren, Forken, Spitt und Körf —
In'n Freujaohr graoft dei Lü' den Törf
— In Molber'n up dei Dausen!

Dei Heide bleihet lila-rot
Dei Hönnigrääöke achtern Sloot
Stigg aal dei Immen in dei Näsen,
Daorüm sünd sei so fliedig wäsen.
— In Molber'n, up dei Dausen.

Bi lüttken kick dei Jägersmann
Sick use Dausen näger an.
Dann hör wi't knall'n un „Horrido!"
Un „Hussassa!" von irgendwo
— In Molber'n, up dei Dausen.

Wenn aobends öwer Bähnt un Moor
Den Sleier wäwt dei Näwelfrau,
Dann klink so fierlik an us' Ohr
Dei Glockenklank: „Up Gott vertrau!"
— In Molber'n, up dei Dausen.

Paor aole Lü' hebbt mi vertellt:
„Dei schönste Tied up düsse Welt
Heff wi verläwet Jaohr för Jaohr
Bi usen Törf, — un dat is waohr!
— In Molber'n, up dei Dausen!"

Josef Nietfeld

Landesbibliothek Oldenburg

DE OLLE VIERFUSS

Kenn gi üm noch? Hei was wiet aower 80 Jaohr,
bit up'n Kraogen stünd üm dat griese Haor.
Mit Fäute, grötter at gewöhnlicke Maoten,
schlurde un sluffkede hei ower dei Straoten.
Alltied in'n Slipprock, doch wat oltmäutsk un faohl;
dei Timpen hüngen bolle bit uppe Eern daol.
Dat Revers glänzde vornähm van swatte Sieden.
Sien Slips, 'ne oltwelske Fleige ut Beßvaoders Tieden, —
Rotzfreche Straotenjungs targden üm maol geern.
Man, dann kunn hei ganz gräsig dull weern. —
In sien Gesicht wassen väle Falten schräwen,
dei vertellden us van'n swor gequält't Läben.
Ganz deip in dit verknidderde Gesicht
stünnen klauke Ogen mit Brunen gries und dicht.
Dei Brille seet alltied vörne uppe spitzen Näsen;
uppe Straoten was sei üm nich nödig wäsen.
Hei glurde dei Lüe so dwaß blot äben an;
menskenscheu woord mitte Tied dei einspännige Mann.
Sien Mund was faste tausaomenknäpen,
wat dei all vertelln kunn, dröffen dei Lüe nich wäten.
So was dei olle Wreismann, meistied Vierfuß benannt,
us Frieseyther at Spökenkieker bekannt. —

Jao, olle Vierfuß har dat tweide Gesicht.
Well dormit besäten is, dei heff dat nich licht.
Son'n Schichtkieker et mit Gewalt faoken ut'n Bedde driff,
hei mot enfach dor hen, wor't boll'n Unglück giff.
So stünd Vierfuß uck nachts achter'e Fensters tau gluren;
h e i und d i s s e Lüe wassen dann tau beduren.
Sei dachden, bi us giff't bolle Brand oder Dod
un wüßden nich in noch ut för Not.
Doch e i n Vörgesicht günk us a l l e an.
Vierfuß sä: „In Frieseythe kummt't verdann,
dat verneilet werd dei ganze Stadt;
tüsken Amtshus un Krankenhus ligg alles platt.
Gi mött dann noh Pähmertange gaohn,
dor passeiert nicks, dor bliff alles staohn."
So heff hei uck noch upp'n Sterbebedde seggt,
dei Last üm Frieseythe quälde üm recht. —
Wecke lachden; annere dachden doran,
at 1945 dei Panzers rullden heran.
Un at us ganze Stadt leeg platt,
sä'n alle Lüe: „Vierfuß heff doch recht hat." —
Hei seeg uck in vörut dat neie Frieseythe
un vergliekde mit Köln us hütiget Eythe.
Beläwet heff hei dat sülwest nich mehr;
1941 erlösde van dei Quaol üm dei Heer. —

So lange Jaohr'n is hei hier Stadtschriewer wäsen
un heff väle in ollen Schateken läsen;
in Urkunnen, oll'n Zeitungen studeerde hei gern.
Wie mött üm vandaoge besünners noch ehrn
Van use Vergang'nheit heff hei sien Läben
väl sammelt un mit moje Handschrift upschräben:
Van dei Tecklenborger, van Plünnern un Sieg,
van dei Pest un den datigjöhrigen Krieg;
över olle Familgen und dei Schützengilde,
was hei verdullde gaut in'n Bilde.
Hei segg uck sülwest, worümme hei dat schriff,
dat bie dei Lüe dei Heimatliebe wach bliff.
Sei schull'n 'ne Masse von ehre Vaoderstadt wäten
un jüst dat ut ollen Tien s'läwenich vergäten.
So wull dei olle Stadtschriewer in'n Grund datsülwige at use Heimatbund.

E l i s a b e t h O s t e r h o f f

Auf der Reise aufgeschnappt

In einer bekannten deutschen Stadt steht vor einem alten Kloster das Denkmal des Mönches Berthold Schwarz, jenes Mannes, der das Pulver erfand. Ganz nahe gegenüber liegt das Rathaus, das Zimmer des Bürgermeisters dem Standbild zugekehrt. Ein schalkhafter Bürger fragt das Stadtoberhaupt: „Wissen Sie, warum ihre Fenster gerade auf dieses Denkmal gerichtet sind?" „Das kann ich Ihnen im Augenblick nicht sagen." — „Sie sollen sich jeden Tag überzeugen, daß Sie das Pulver nicht erfunden haben."

F r a n z M o r t h o r s t

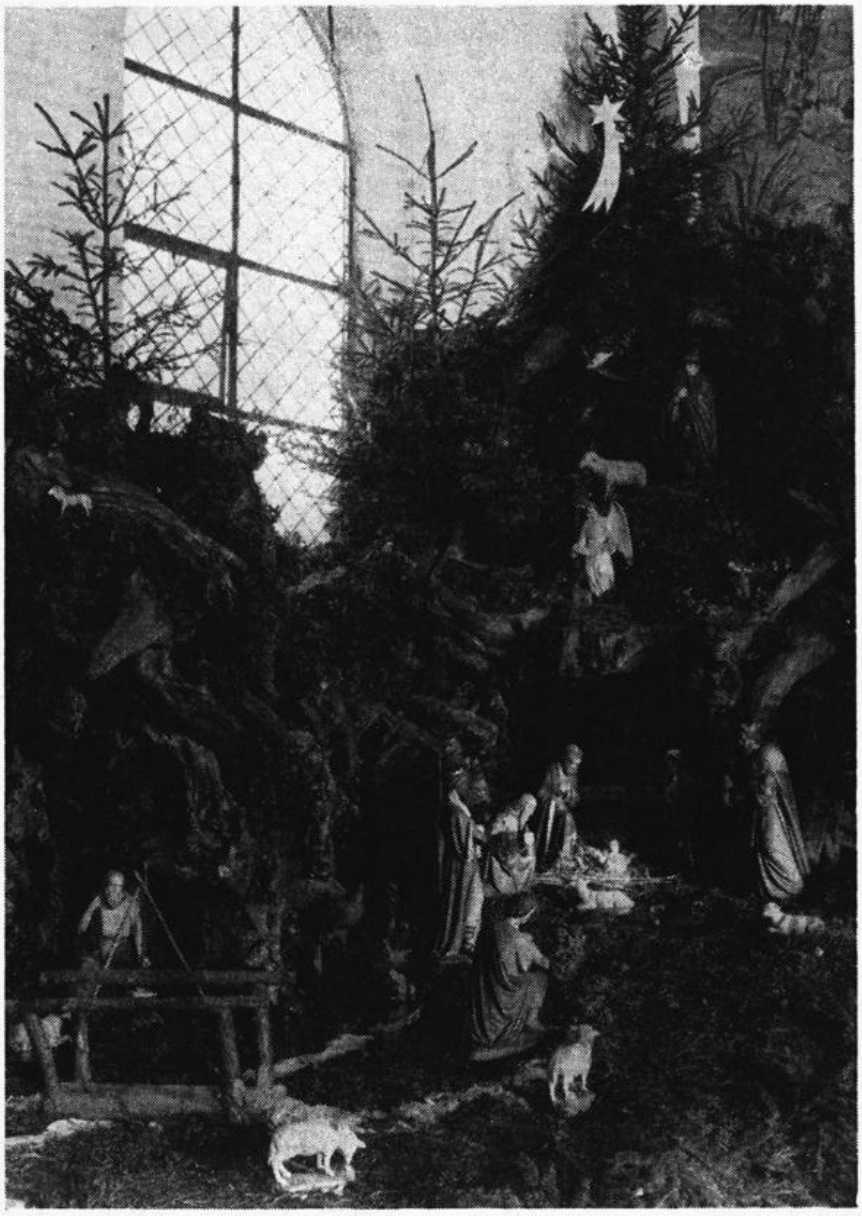
Landesbibliothek Oldenburg

Krippenfahrt durch Südoldenburg

(Ein Beitrag zur Entwicklung unserer Kirchenkrippen)

Mehr und mehr bürgert sich die Sitte ein, zwischen Weihnachten und Lichtmeß eine Fahrt durch unsere engere Heimat zu machen, um die Krippen in den Kirchen zu besichtigen. Besonders in Mühlen ist der Besuch in jedem Jahre sehr stark, und das hat seinen besonderen Grund.

Getreu alter Franziskanertradition haben die Patres und Brüder im Kloster Mühlen als erste in unserer Heimat die Weihnachtskrippe zum strahlenden Mittelpunkt des Gotteshauses gemacht. Nach dem ersten Weltkrieg begann man damit, das große Ereignis der Geburt Christi in entsprechender Form mit vielen Einzelheiten figürlich darzustellen. Weil Krippe und Altar Beginn und Vollendung der Erlösung sind, baute man die Krippendarstellung über und neben dem Hauptaltar auf. Hoch oben erstrahlten die Fenster der Häuser von Bethlehem, an einem Hang erschien der Engel den Hirten, die sich aufmachen, über verschlungene Pfade, Brücken und Stege zum Stalle zu eilen, wo sie das Kind mit Maria und Joseph finden. Selbst das Getier des Waldes hält im Lauf inne, weil der Heiland geboren ist.



Carum 1957 (Hölzen)

Eine solche großartige, das ganze Chor füllende Darstellung der Geburt Christi mußte groß und klein in seinen Bann ziehen. Hier fand die gefühlsbetonte religiöse Stimmung der Weihnachtszeit sichtbaren Ausdruck. Das entsprach dem Fühlen und Denken des Volkes.

So war es nicht verwunderlich, daß schon bald andere Gemeinden ihre bisher einfachen Krippen, sichtbar von Mühlen beeinflußt, mit besonderer Liebe auszubauen begannen. Einmal war es der junge Geistliche, ein andermal der Küster, und nicht selten ein passionierter Laie, der sich als Krippenbauer betätigte. Lohne und Damme erweiterten schon bald ihre Krippen, und nach und nach folgten andere Orte, so daß man jetzt in vielen Kirchen große Krippenbauten sehen kann.

Landesbibliothek Oldenburg

Wenn man sie auf einer sogenannten Krippenfahrt nacheinander besucht, drängen sich unwillkürlich kritische Vergleiche auf. Während Mühlen sich seit Jahren mehr und mehr einem einheitlicheren, dafür aber großartigeren Stil zuwendet, haben andere Krippen den Stand Mühlens aus der Zeit vor etwa 25 Jahren erreicht: Sehr viele kleine Häuschen und andere Staffagen lenken vom eigentlichen Geschehen ab. Hier und da verlieren sich die Bauten ins Märchenhafte und erinnern ein wenig an Knusperhäuschen. Die Geburt Christi ist aber kein Weihnachtsmärchen oder frommes Krippenspiel. Hier sollte man deshalb dem großen Vorbild Mühlens folgen und sich um einen einheitlichen Stil bemühen. Mühlen hat z. B. in den letzten Jahren Stall und Häuser in niedersächsischer Bauart gewählt, dabei zugleich ein Allzuviel an Bauten vermieden.

Der Verniedlichung ist man in Carum und Oythe erfolgreich aus dem Wege gegangen, indem man die ganze Krippenlandschaft aus gewaltigen Kienstubben und ähnlichem Wurzelwerk aufgebaut hat. Das wirkt zwar romantisch, aber doch wieder naturhaft, zumal auch die einheitliche, warme braune Farbe des Wurzelwerkes den Eindruck der Einheit erhöht. Da zeigen sich bizarre Spitzen und Zacken, dunkle Höhlen und Spalten. Der Fuchs lauert in seiner Höhle, und der Habicht äugt von seinem Horst. Pfarrer Frilling gab die sinnige Erklärung dazu: „Die Vögel haben ihre Nester, die Füchse ihre Höhlen, aber der Menschensohn hat keinen Platz, wohin er sein Haupt legen kann." Auch das Bächlein, das am Fuße des Stalles entspringt, deutete er als den Gnadenquell, der vom Stalle ausgeht.

Bisher war von den Krippenfiguren, die doch das Wichtigste sein sollten, noch nicht die Rede. Fast sieht es so aus, als wenn sie zweitrangig wären, wie bei einigen umfangreichen Krippenbauten. Dort sind die Figuren malerisch im Gelände zerstreut, und ihre Beziehung zum Kind im Stalle besteht nur in der Bewegungsrichtung zur Krippe.

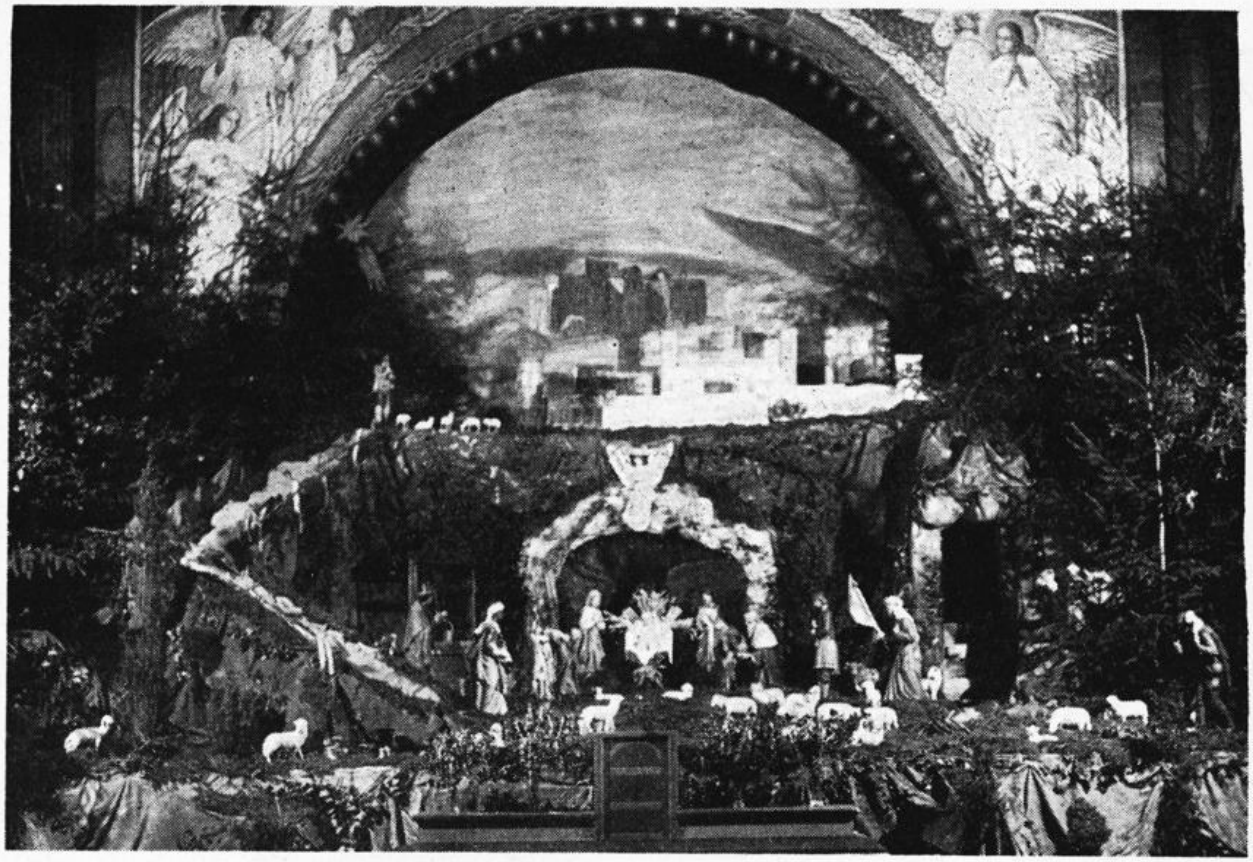
Es wirkt aber ungleich schöner und echter, wenn sich die Gestalten der Krippe um das Geschehen im Stalle drängen und somit gleichsam den Beschauer mitziehen zum Kind von Bethlehem. In kleineren Kirchen, z. B. in Vestrup, wo kein Raum für große Anlagen vorhanden ist, sind die Hirten und Könige ganz in die Nähe der eigentlichen Krippe gerückt. Das wirkt biblischer und sakraler. Ein paar Tannen rundum geben lediglich eine bescheiden zurücktretende Kulisse.

Die Figuren sind meistens Nachbildungen südlicher Krippenvorbilder. In leicht deutbaren äußeren Bewegungen geben sie die Freude und Ehrerbietung zu erkennen. Leuchtende Farben und naturalistische Attribute ihres Standes erleichtern das Einfühlen in die innere Gesinnung. Man soll nicht sagen, diese Figuren seien nicht mehr zeitgemäß und dem Stande der religiösen Kunst der Gegenwart nicht entsprechend. Sie sind uns liebgeworden seit unserer Kindheit. Für viele sind sie wahrscheinlich die Erinnerung an ihren ersten Kirchenbesuch überhaupt, wo sie als staunende Kinder zart ein Schäfchen gestreichelt haben und scheu zum Mohr mit seinem Kamel aufsahen, wo ihnen zum ersten Mal die Nähe des Jesuskindes in kindlicher Einfalt aufging.

Hier sind wir der Frage nach dem Daseinszweck einer Krippe nahe. Sie soll keine fromme Unterhaltung sein, sondern einen religiösen Einfluß auf den Beschauer ausüben. Das kann nicht schöner und zugleich authentischer ausgedrückt werden, als mit den Worten des Hw. Herrn Pater Rektor aus Mühlen: **„Nach dem Beispiel unseres Stifters, des hl. Franz, bauen wir, seine Brüder, nicht so sehr Kunstkrippen, als vielmehr Andachtskrippen, die die Liebe des Jesuskindes besonders den Kindern und kleinen Leuten predigen sollen. Sie sind ein Stück Seelsorge. Der liebe Gott allein weiß, wie viele er den Weg zum Kinde Jesu durch unsere Krippe hat finden lassen!"**

Wir erleben in unserer Zeit einen tiefgreifenden Wandel in der religiösen Kunst. Es wäre verwunderlich, wenn die religiöse Kunst unserer Tage am Krippenbau vorbeigegangen wäre. So zeigen sich auch in unserer engeren Heimat bereits neue Wege im Krippenbau ab. Zwei Richtungen sind es, denen hier nachgegangen werden soll, zwar ohne die Absicht, die Entwicklung nun in die eine oder andere Richtung drängen zu sollen. Eine dieser modernen Krippen steht in „Maria Frieden" in Vechta. Sie stammt von dem Bildhauer M. Wagner, Königswinter. Die Eigenart dieser Figuren besteht darin, daß sie bewegliche Glieder haben. Sie sind mit echten Stoffen bekleidet. Dadurch wird eine leuchtende, warme Farbigkeit erzielt. Die Art der Figuren gestattet ferner ausdrucksvolle Bewegungen, die in die Hand des Krippenbauers gelegt sind. Ist er künstlerisch begabt, so kann er seinen Krippenfiguren entsprechenden Ausdruck durch die

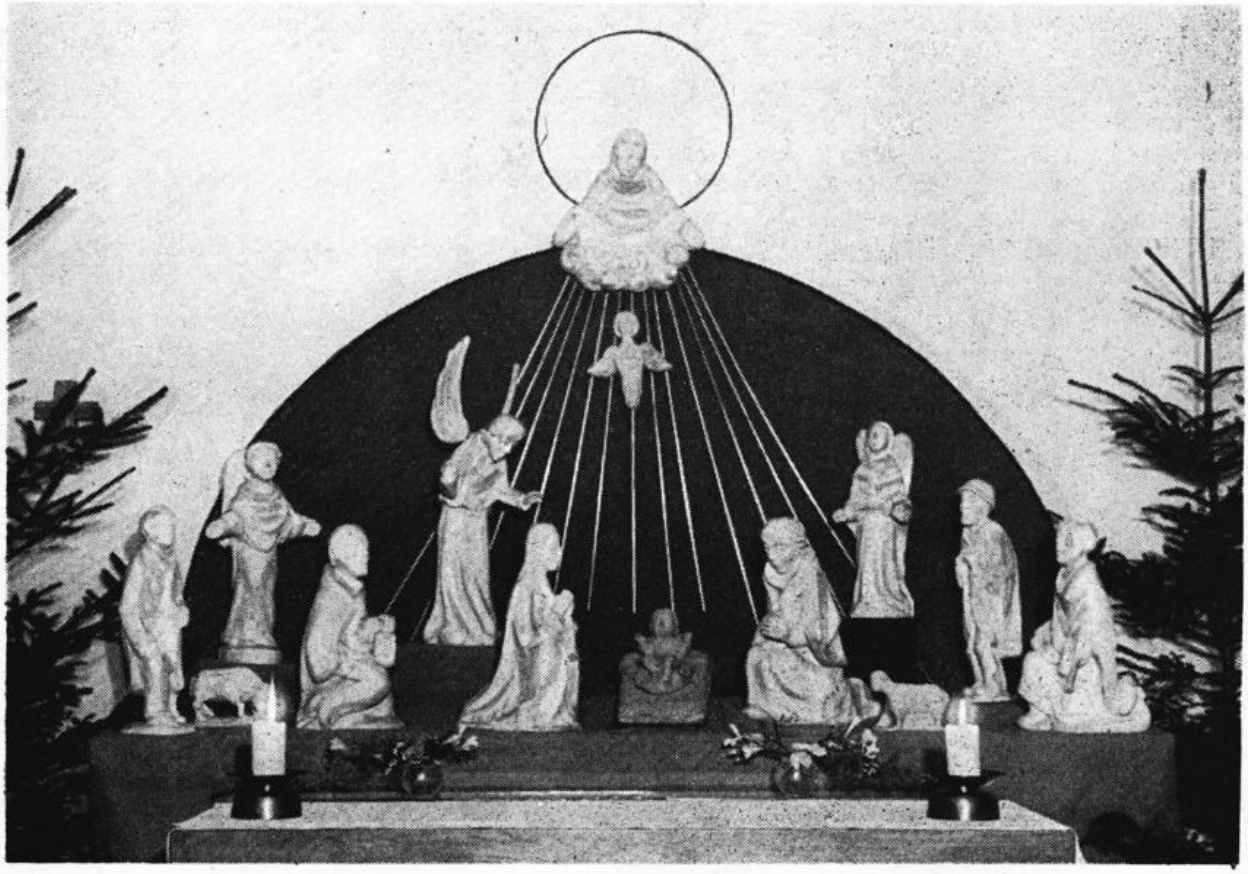
Landesbibliothek Oldenburg



Mühlen 1935

Mühlen 1956 und 1957

Landesbibliothek Oldenburg



Liebfrauenhaus Vechta 1957 (Mauroschat)

Bewegung verleihen. Auch ermöglicht diese Krippe weitgehende Veränderungen in der Gruppierung. So kann z. B. am Dreikönigstage die Mutter Gottes sitzend das Jesuskind auf dem Schoß tragen, während dieses Weihnachten, wie üblich, in der Krippe ruht. Am Lichtmeßtage sah ich in einer Kirche in Gronau i. W. die Darstellung Jesu im Tempel mit Simeon und Anna aufgebaut. Man sieht deutlich, daß sich hier der Nachdruck von der Plastik auf die Darstellungskunst verlagert hat. Hier schließt sich ein Ring: Im Mittelalter hat die darstellende Kunst mit den Mysterienspielen in der Kirche begonnen, nun kehrt sie in moderner Form in die Kirche zurück.

Eine ganz andere Art künstlerischen Krippenbaus zeigt sich uns ebenfalls in Vechta, und zwar in der Kapelle des Liebfrauenhauses an der Marienstraße. Sie stammt von einem westfälischen Künstler. Die Figuren sind wahre plastische Kunstwerke. Sie nähern sich in ihrer Gestaltung der modernen Kunst. Die Bewegungen sind sparsam, auf Farbe sowie auf naturalistische Attribute ist weitgehend verzichtet. Die Frömmigkeit der Hirten und Könige ist nicht so leicht an äußeren Bewegungen abzulesen. Die Figuren strahlen eine innere Frömmigkeit aus. Somit entsprechen sie eigentlich unserer Art. Auch wir lieben es nicht, innere Bewegung sehr deutlich nach außen kundzutun.

Wenn wir die oben angeführten Worte des hochw. Herrn Pater Rektor aus Mühlen als Maßstab an die volkstümliche Gestaltung der Krippe im Liebfrauenhaus anlegen, dann kann man sagen, daß hier das rechte Maß eingehalten worden ist. Die Darstellung hält den Mittelweg zwischen wesensverdichteter neuer religiöser Kunst und volkstümlichem Andachtsmotiv. Wenn man bei anderen religiösen Darstellungen noch einen Schritt weiter gehen könnte in Richtung auf die neuere Kunst, so sollte man bei einer Krippendarstellung doch die Volkstümlichkeit der Darstellung nicht außer Acht lassen.

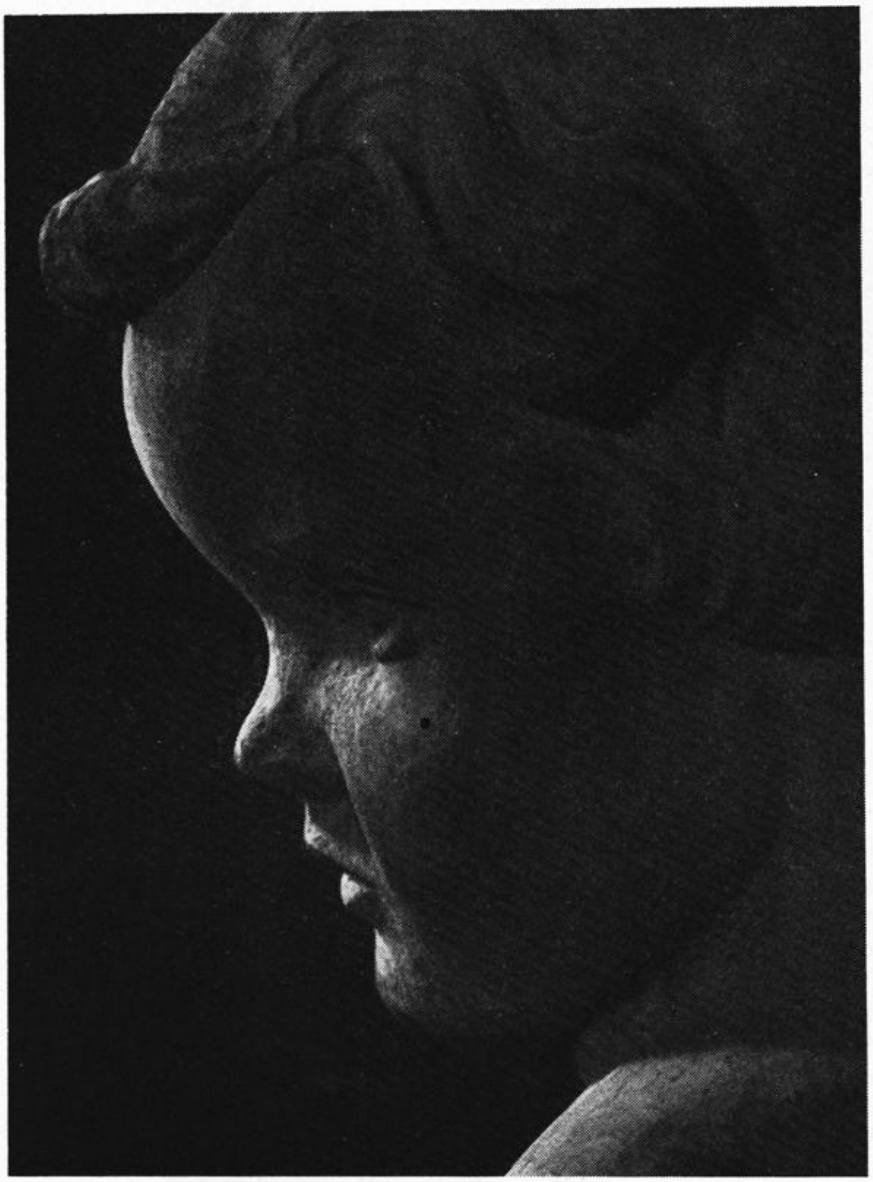
Vielleicht kann uns eine neue künstlerische Krippendarstellung den Weg weisen zum Verständnis der neuen religiösen Kunst, zu der gar viele heute noch kein Verhältnis finden konnten. Könnte doch eine neue Krippendarstellung für die moderne Kunst geradezu vorbildlich wirken, wenn sie trotz alelm das Volkstümliche betonte.

Engelbert Behrens

Landesbibliothek Oldenburg

PAUL DIERKES

Das bildnerische Schaffen von Paul Dierkes irgendeiner stilistischen Richtung einordnen zu wollen, ist abwegig. Gerade das Auszeichnende in seinen künstlerischen Arbeiten war von jeher eindeutig bestimmt von dem eigenen Naturell; ja, er ist auch in derselben unvoreingenommenen Aufgeschlossenheit stellt. Diese Offenheit, die bis zur herben und krassen Entäußerung jedes plastische Mittel zeigt, hat ihm von Anfang an den Weg gewiesen. Er ist sparsam in seiner Sprache wie die Bauern und Hand-



Kopf eines Kindes, Stein (S. Enkelmann)

den 25 Jahren seiner Berliner Zeit bis heute ein Oldenburger, genauer zu benennen — der Eigenart seines Wesens nach — ein Oldenburger Münsterländer geblieben. Als Bildhauer verkörpert er einen unkomplizierten Typ, der den einfachen, elementaren, ursprünglichen Kräften vertraut, der das Sakrale ebenso wie das Profane bejaht und der sich deswegen allen Aufgaben mit

werker seiner Heimat mit ihren Worten; er ist immer auf Kargheit bedacht gewesen, ganz gleich, ob er in Holz schnitzt oder in Stein schlägt und meißelt, er trifft hart und weich in demselben vollgültigen Anspruch, der einem berufenen Holzbildhauer und Steinmetzen zukommt.

Eine gründliche handwerkliche Lehre hatte er bestanden, als ihn seine Wander-

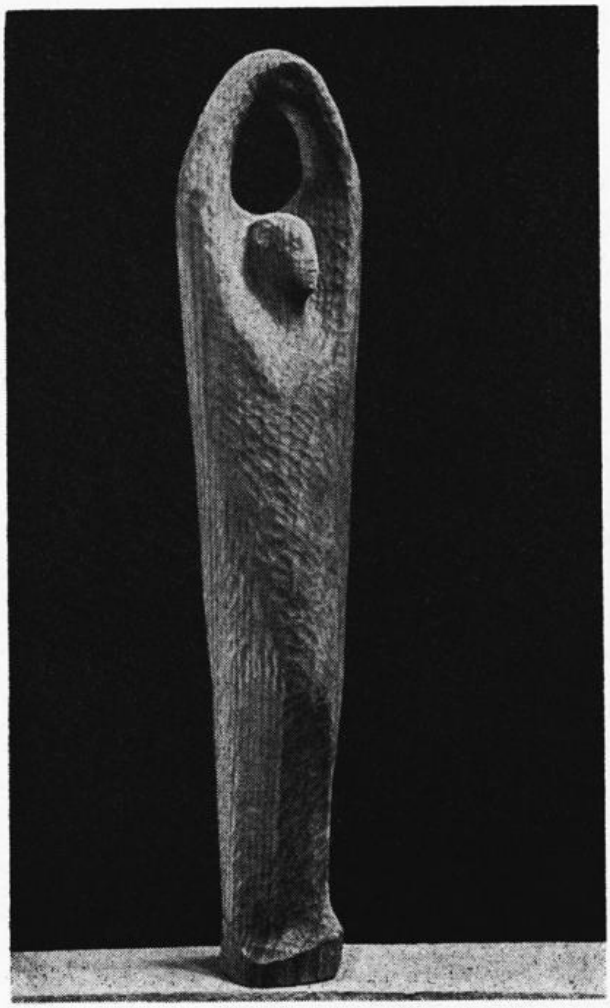
Landesbibliothek Oldenburg

jahre durch Europa und vor einem Vierteljahrhundert nach der Reichshauptstadt führten, wo er seine dauernde Arbeitsstätte einrichtete. Wenn damals zuerst noch das Niederdeutsche in den Gestalten überwog, dürfen wir rückblickend darin die Sehnsucht erkennen, mit der ein junger Künstler das Beständige zu finden trachtete. Über seine Begegnungen mit Ernst Barlach, dem stillen Warner vor leerem Pathos, wäre eingehender zu berichten. Aus solcher Sicht hat Paul Dierkes unfruchtbare Umwege vermeiden können und unbeirrt und gestärkt durch sein ererbtes Beharrungsvermögen in allen Figuren die geschlossene, in sich ruhende Form mit lebendiger Ekstase vereinigt.

In seiner Werkstatt entstehen Skulpturen im besten und buchstäblichen Sinne. Es will nichts besagen, daß mancher Laie wegen des unakademischen Charakters der Bildwerke falsche Rückschlüsse auf eine Passivität zieht: dann verunklären fehlgeleitete Empfindungen die schöpferische Potenz als grübelnd, abweisend, vielleicht sogar als melancholisch. Auch Plastik ist heute fast überall Mißverständnissen im Künstlerischen ausgeliefert. Das Gefällige, modisch Glatte wirkt auf die meisten Menschen angenehmer, weil bequemer. Eine äußerliche Beziehung zu seiner Kunst hilft ebenso wenig, zumal Dierkes auch im persönlichen Umgang keinen Zeitgenossen umschmeichelt. Welches Publikum hat noch genug nachschaffende Phantasie, um mit Überzeugung die gebannten blockhaften Gebärden aus dem Stein oder Holz wieder zu erlösen?

Alte Frau (Teilaufnahme, Holz (S. Enkelmann)

Landesbibliothek Oldenburg



Kleine Holzfigur 1950 (Ewald Gnilka)

Die vorgezeichnete Auseinandersetzung mit dem Gegenständlichen macht ein stetig wachsendes und erneutes Bemühen erforderlich, sich dieser ausgewogenen Zeichensetzung zu vergewissern. Die innere Folgerichtigkeit unseres Lebenszusammenhanges haben wir in der Anerkennung seiner Leistungen zu sehen: durch vielfältige Aufträge, die ihm erteilt wurden, durch besondere Ankäufe für öffentliche und private Sammlungen, durch die Auszeichnung mit dem Berliner Kunstpreis vor drei Jahren, vor allem jedoch durch ein Lehramt, das ihm bereits vor zehn Jahren übertragen wurde, als Leiter einer Bildhauerklasse an der Hochschule der bildenden Künste in Berlin-Charlottenburg tätig zu sein. Als Voraussetzungen zu dieser Professur waren Sicherheit in der Auffassung und Anwendung der Statik, eingeborenes Proportionsgefühl und beherrschende Ponderation unabdingbar nachzuweisen.

Die dreidimensionale Wirklichkeit seiner Gebilde bleibt im Gegensatz zu esoterischer Ausgezehrtheit raumumgreifend. Das Monumentale durchdringt schon das kleinste Format. (vgl. Abb. . . .)

In diesem Jahre ist der Künstler in das sechste Jahrzehnt seines Lebens eingetreten; seine Erfolge innerhalb der jüngeren europäischen Bildhauergeneration sind anläßlich dieses Geburtstages wiederholt gewürdigt worden. Wesentlich erscheint darüber hinaus die Feststellung: Professor Paul Dierkes wird noch eine gute Zeitstrecke an entscheidender Stelle dem künstlerischen Nachwuchs ein hervorragender Förderer und zuverlässiger Mentor sein! Seine Fähigkeiten werden sich weiterhin im rechten Ausmaße entfalten und die Bedeutung seines Schaffens der Öffentlichkeit ins Bewußtsein rücken.

Herbert Wolfgang Keiser

De Hahn in'n Boom

Wenn tau de Sömmertiet tüsken de Blöer van den Keßbeernboom dusend un nochmal dusend riepe, rode Keßbeern lüchtet, dann löpt een'n dat Water tüsken Tähnen un Tungen tauhope. Wenn awer Schwarms van Spreen un Draußels in den Boom fallt un an'n leewsten de anbickten Keßbeern een'n up'n Kopp spüttert, dann kann man woll dull werden.

Un dorüm verstaht wi uk Brinken Jan, de up'n Sönndagmorgen, as he van de Frauhmisse trüggeköom un dör sienen Gaarn güng, up eenmal sik bückde un up de Grund na alles grappde, wor man mit schmieten kann: Steene, Klutens un af un tau uk Kohlplanten un Salaatköppe. In den Keßbeernboom flöög dat freche Vaagelvolks, ganz dorna, wor Jan siene Granaaten hen drööpen, van eenen Taug up den ännern, off bleef sitten un freet ruhig wieder. Deukerschlag! Jan klappde mit de Hannen, dat se küllen — de Arms wassen üm van dat Schmieten all lahm worden. Van ünnen verkrööpen sik een paar Draußels wieder na bawen tau, un dor wassen de Keßbeern noch söter un bäter! Ne, so güng dat nich! He müß dor wat an dauhn; änners hüngen morgen, wenn't an't Plücken gahn schull, bloß noch Blöer

Landesbibliothek Oldenburg

an'n Boom! Ja, wenn he eenen Püüster har! Awer he har kienen, un he drüff ja nu, dree Jahr na den Krieg, kienen hebben . . .

Ut de Köken rööp Brinken Liese — dat was de Frau, wor he vör seßuntwintig Jahr vör'n Altar „Ja" tau seggt har —, he schull inkamen un wat äten. Jan wull all jüst trüggeschnauen, he har nu kiene Tiet — man do füllt üm in, wat verläden Jahr sien Unkel ut Veerstedt, Kösters Fennand, as se üm alle nömden, üm raaden har; dat schull ja wisse helpen!

„Wat süßt du ut", sä Liese, as he kööm, un he müß erst mal siene Hannen wasken un sienen Rock örntlik utbösseln. „Du weeßt doch, vandaage kummt . . ."

„Weet ik, un up usen Hoff is doch alles so klar un moi, as't man kann," geef Jan trügge. Awer dat dorüm de Vaagels free Bahn hebben schöölt un den Keßbeernboom kahl frätet, dat laat ik nich tau! — Wor sünd de Junges? Se mööt mi eenen Kassen timmern helpen."

„Se treckt sik an för de Karken. — Un wat wullt du mit den Kassen?"

„Dor kummt use Hahn in, un dann hange ik Kassen un Hahn in den Boom, de Hahn fangt an't Spektaakeln un Kreihen un jaagt de Vaagels wegg! Dor sünd se bange vör. So heff Unkel Fennand seggt."

„Du leewe Gott! Un jüst vandaage, up'n Sönndag, wullt du dor bi herümkleien!"

„Ja, jüst vandaage, up'n Sönndag, willt de Luders use Keßbeern upfräten! Un dat schöölt se nich!" rööp Jan, un wat sinniger sett'de he dor tau: „Wenn de Hahn erst in den Boom sitt, dann hebbt wi use Ruh."

Brinken Liese paßde dat gar nich. Nömmdaags wull dat Wicht van Franz, ehren Öllsten, tau'n ersten Mal kamen, un dann schull't all akkuraat un fien wäsen: Wekker wüß, wor de överall ehre Ogen har! Awer Jan lööt sik nich uträden, wat he sik eenmal vörnahmen har. Dorför kennde se üm.

Dat düürde nich lange, do lööp Jan öwer den Hoff un söchde Bräer, Lattens, Draht, Naagels, Band un Warktüügs, un weil se gistern so gaud uprüümt harn, kunn he't nich so klacke finnen as änners. Dor kööm he rein bi in de Fahrt. Tüskendör keek he ümmer mal weer na den Boom, un alltiet, wenn he dor van trügg kööm, was he noch gneesiger as vörher, un de Bräer, Naagels un Haamers müssen dat föhlen . . .

Dat wör man'n recht röoklosen Kassen, den he tausaamekloppt har, as Franz un Fritz, de beiden Junges, van de Hochmisse weer tau Hus wassen. Nu müß de Hahn dor her. Dat was nich so licht. Franz un Fritz in ehr Sönndaagstüüg un Jan söchden üm. As se üm in'n Dannenhoff funnen harn, deelden se sik so, dat se van dree Sieden up üm tau kömen. De Hahn lööp nich in de Arms van Jan, awer dor an vörbi un krööp in'n Dornbusk. Mit Knüppels dreewen se üm herut, un as Franz üm taueßde tau packen kreeg, füllt he över'n vermuckten Pahl hen, man den Hahn hüllt he fast. Jan nööm üm un stickde üm in den Kassen un möök den Draht dor vör, wor dat Deert unkieken un up de Vaagels uppassen schull.

Franz was in't Hus gaohn, un do seeg uk siene Mamme, wat passeert was. De Büxen was bi't Fallen vör't Knee upschlippt. Een Schnieder mügg dat woll weer heel kriegen, man vandaage nich mehr — un in'n paar Stunnen müß he siene Brut afhaalen! Franz sä nich väl, awer wo üm taumaude was, kunn man sien Gesicht woll ansehn.

Liese füng heller up ehren Kerl an tau schellen. Man naföhlen kunn se üm dat ja uk: Wekker lett sik gern de riepen Keßbeern dör de Vaagels verneelen? — Dat Leepste was nu awer erst mal Franz siene Büxen. Se wüß awer Raat:

„Hör tau, Franz! Leen di den „Blief achter mi" van Nahwers Willi, de paßd di un lett noch fierliker." He wull erst nich. Dat müß ja mall utsehen. Wenn he sik dor nich in scheneeren dö?! Man as he recht nadachde, kööm he dor up: So een Braaenrock, off wo dat Dings heet, was eegentlik dat Eenzigste, wat man sick leenen kunn; dat würd faakener dahn. —

Middewiel harn Jan un Fritz den Kassen mit dat Deert in'n Boom uphangen. Dat was nich sünner groten Larm afgahn, un de Hahn mügg dat dor bawen uk woll wat raar ankamen: He schimpde un kreihde ganz ahnewäten. Un de Vaagels? Na alle Sieden stöwen se ut'n änner, un in'n Ogenblick was de heele Boom free.

Jan lachde sik een. Dat güng ja deukersken gaut! —

Glieks na Middag föhrde Franz los. Mit de leende Büxen un Jacke müß he vörsichtig träen. — De Öllern bleeven noch'n bäten an'n Disk sitten. „Ik bün doch neeßgierig, wat dat för een Wicht is, dat he us dor bringt," sä Liese.

„Ja," meende Jan „he heff se sik ja sülvst söcht — man so'n bäten schnackt wi dor uk noch mit, bit wi usen Sägen gäwt! — Awer nu will ick drocke noch äwen na den Hahn kieken!"

Landesbibliothek Oldenburg

Wat he dor seeg, dat har he nich för mögelk hollen! De Boom seet schwatt vull van Draußels un Spreen, un de Keßbeern klöterden man so na ünnen. Un de Hahn? De was woll inschlaapen . . .

Jan klatterde an de Leddern, de dor noch stünd, in de Höchte un kloppde an den Kassen. Dor güng dat wer los: „Kikeriki —! Kikeriki —!" Jan hörde, wo dat Untüügs van Vaagels wegflöög. So," sä he, „nu moßt du awer waak bliewen!"

He steeg na ünnen, de Hahn würd sinniger, un Jan was noch nich bi Hus, as he ganz schweeg, un de eersten Draußels all weer eene Keßbeern in'n Schnawel harn.

Jan dreihde üm un nööm up de Leddern twee Tacken up eenmal. As de Hahn üm seeg, kreihde he luuthals dör den Boom. Jan steeg herünner. „Wenn he nu man dörhollt", dachde he. Awer de Hahn dööt't nich, un Jan müß weer na bawen un an den Kassen kloppen. Un so güng dat Spill noch fief-, seßmal: De Hahn schweeg, so Jan man ünnen was, un as Jan tau'n säwten off achten Mal up de Leddern hochkrööp, dachde he: „Nu is't mi gliek! Ümmer up un daal klattern kann ik nich, dor bün'k tau stief tau. Ik blief bawen!" Un he söchde sik eenen Taug, wor he ganz kommodig up sitten kunn, un wenn hei meende, dat't Tiet wör, stodde he an den Kassen, un de Hahn würd weer luut. De Boom was hoch un breet, un Jan kunn nich alles wahren, wat dorin vörgüng, awer he hörde kiene Keßbeern mehr dör de Blöer na ünnen ruscheln. Wat wull he änners noch mehr? —

Franz un Helga wassen dor. Se was'n schmuck Wicht mit helle Haare un blanke Ogen.

In de Stavend was alles up Stäe; de Kauken kunn eenen Schmacht maken, as he so up den Disk stünd, und in den Kädel up de Maschinen brusselde dat Water för den Kaffe. Liese sä Fritz in't Ohr:

„Haal usen Pappen gau!"

Dat düürde 'ne Tiet, as Fritz weer kööm un sinnig tau siene Mamme sä: „He sitt in'n Boom un will nich kamen."

Dat verschööt de gaude Frau de Klör in't Gesicht. Se straakde öwer de Lähnen van ehren Stauhl un sä, so kroß as se kunn:

„Wi fangt an! Use Pappe schall woll kamen!"

Dat döen se, un dor bi schnackden se van dit un van dat, un Brinkenmauder seet at up't Füür. Schull man dat glöwen? Na dat ganze Theater van vanmorgen nu noch dit! Wat mügg dor doch woll los wäsen? Sitt in'n Boom un will nich kamen! Off de olle Kerl an'n Enne uk woll siene Büxen stükken räten har? — Wo kömen se doch taugange vandaage, jüst vandaage!

As se erst mal satt wassen, fröög Helga: „Franz, du hest mi doch all so väle van jauen Pappen vertellt. He is doch sachte nich krank?"

Fritz un siene Mauder keeken sik an. Dat müß ja kamen, dachde Liese. „Ne, krank is he graade nich," stötterde se, „he is bloß — in'n Keß-, he is in'n Keßbeernboom —"

„Tau'n Plücken is doch morgen Tiet," sä Franz un nöm Helgas Hand.

„Ne — nich plücken —" staamerde Liese. Se har dor eenen roden Kopp bi krägen. Fritz hülp ehr; se müssen dor doch mit herut:

„Use Pappe sitt dor, weil de Hahn änners nich kreiht!" Un dann vertellde he, wo dat dor mit was. As de Sprake dor up kööm, dat Franz siene nee Büxen bi't Hahnenfangen stücken räten har, sä Helga:

„Un ik heff mi all so stilken fragt, worüm he so fierlik antrocken is."

„Ja, nu weeßt du't," rööp Franz. Alle lachden. Uk Liese, un dit Lachen dö ehr gaut.

Dann meende Helga: „Geiht dat nich, dat wi jauen Pappen 'n bäten Sellskup dauht? De is dor so alleen — un buten is't doch so schön —"

Brinkens Mauder keek Helga van de Siete an: Dat was ja een kurascheert Wicht! Wull vällicht gar in den Boom klattern. An so wat har Helga awer nich dacht, se schlöög wieder vör: „Wi nähmt dann Stöhle un eenen Disk mit ünnern Keßbeernboom —"

Jan seeg se van bawen ankamen. Liese rööp üm tau (off se bange was, dat he sik änners noch in den Boom verstäken dö?):

„Helga wull, dat wi di hier Sellskup dauht."

„So", sä Jan un kööm dann langsam herünner. He geef dat Wicht de Hand un meende: „Dat is nett van di, würkelk nett."

Se haalden alles her, wat dor an so eenen Dagg wäsen mott. Un se seeten ünner den Keßbeernboom un drünken sik tau un harn väl Pläseer. Jan dachde awer ümmer noch, dat kunn nich angahn, wenn he ünnen bleef. He steeg na bawen, un af un an kreihde de Hahn, un wenn doch noch eene Draußel so frech was un Keßbeern van Jan sienen Boom klauen wull, dann jaagde dit Kreihen se weg Un Jan was dor tüsken de Tööger ja nich ut de Welt; he kunn uk van baven mitvertellen un mitlachen. Un köm üm dat in'n Kopp, dann greep he eene Handvull Keß-

Landesbibliothek Oldenburg

bern, seide se herünner un rööp: „Schmeckt se all?“ . . .

As't dunkel würd, meende Jan, nu har dat woll nix mehr tau seggen. He kööm na ünnen, den Kassen mit den Hahn broggde he mit; dat Deert was de leßden Stunnen ampatt rein still worden. Awer se, de Menschen, harn ja Spektakel naug maakt! — Un dat was'n gaut Enn': De meisten Keßbeern wassen vör de Vaagels wahrt worden! —

Den ännern Dag, as de Körwe vull stünnen mit rode, saftige Keßbeern, nööm Jan eenen Korf bisiete un sä tau Franz:

„Den bringe vanawend man na Helga hen un segg ehr tau, dat was ehr gern günnt. Un segg ehr uk man, dat du di mienthalven för de upräten Büxen van gistern so'n Tüügs van'n Schnieder neihen laaten kannst, as du gistern Nömmdag anharst.“

Un Brinken Mauder, de sik ümmer noch wunnern dö, wo een Dagg, de so verdreiht anfangen was, tauleßde alles in de Riege bringen kunn, würd noch wat dütleker:

„Use Pappe meende: „Wenn du dat bold bruken schullst —“

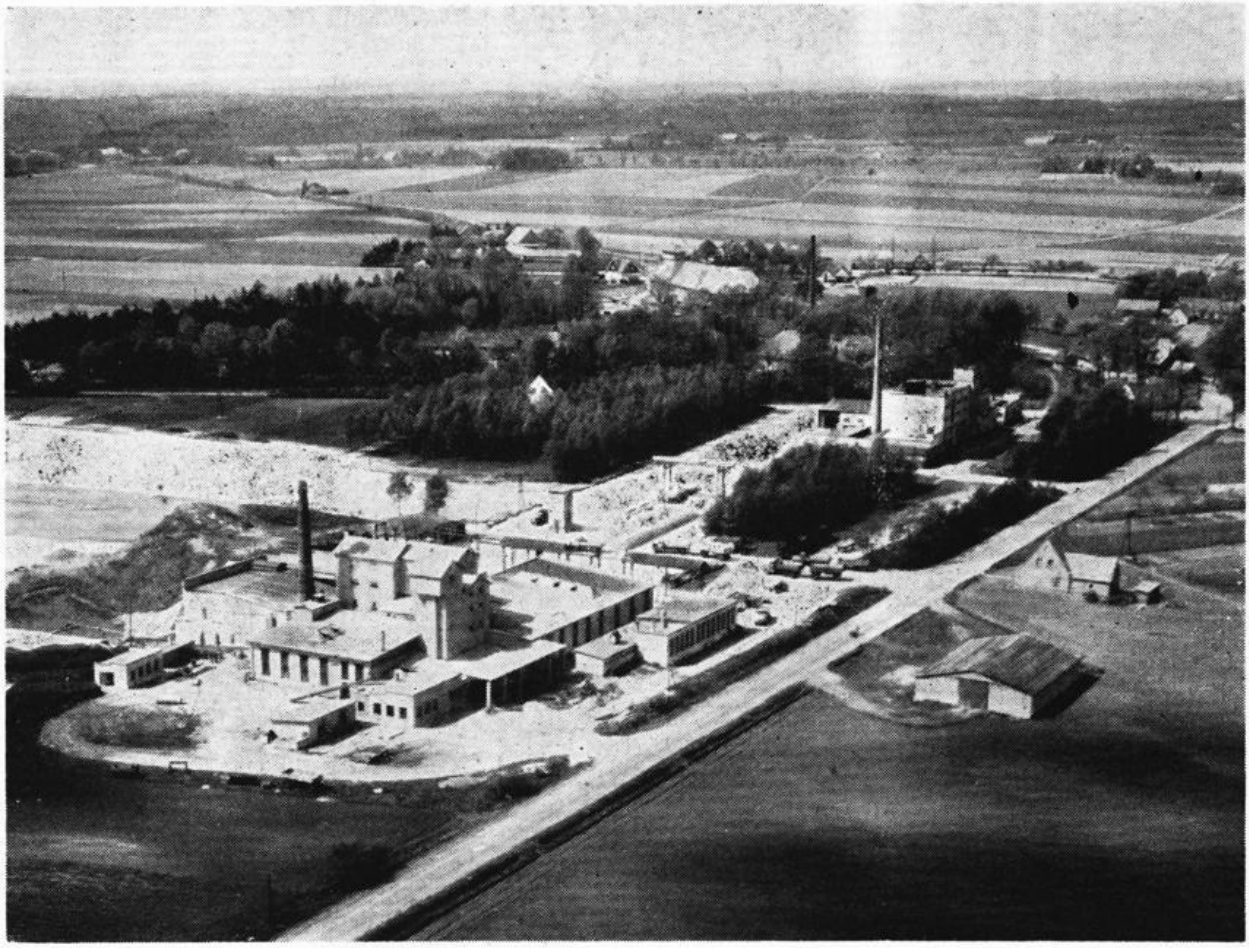
Heinz von der Wall

Höltinghauser Industrieunternehmen

Wer mit der Bundesbahn von Osnabrück nach Oldenburg fährt, sieht von der Station Höltinghausen aus die Höltinghauser Industriewerke liegen. Auf dem Gelände der Industriewerke, das 25 ha und drei Anschlußgleise umfaßt, befindet sich ein beachtliches Industriezentrum des Kreises Cloppenburg. Drei größere Industrieunternehmen sind hier beheimatet: Die Firma Reidemeister & Ulrichs, die deutsche Kraftfutter G.m.b.H. (deuka) und das Kalksandsteinwerk Höltinghausen.

Das Kalksandsteinwerk in Höltinghausen wird von der Firma Höltinghauser Industriewerke G. m. b. H. selbst betrieben. Aus einer graphischen Darstellung des Hauptverbandes der Kalksandsteinindustrie, Hannover, ist zu ersehen, daß das Werk in Höltinghausen mit einer Tagesproduktion von 360 000 Kalksandsteinen das größte Kalksandsteinwerk in der Bundesrepublik ist. Das nächst größere Werk liegt in Süddeutschland; es weist eine Produktion von täglich 280 000 Steinen auf. Aus der graphischen Darstellung des Hauptverbandes geht hervor, daß ca. 4,2 % aller Kalksandsteine im Höltinghauser Werk hergestellt wurden, daß mit anderen Worten innerhalb der Bundesrepublik mindestens jeder fünfundzwanzigste Kalksandstein in der fraglichen Zeit in Höltinghausen „das Licht der Welt erblickte.“ Der wichtigste Rohstoff für die Herstellung der Kalksandsteine ist der unter einer geringen Mutterbodenschicht lagernde Quarzstein. Die Sandfläche, die jetzt dem Werk zur Verfügung steht, war früher ein größeres Hügel-Gräberfeld, auf dem unsere Vorfahren ihre Toten bestatteten. Die dort gefundenen Urnen, von denen verschiedene schöne Exemplare dem Museumsdorf in Cloppenburg zur Verfügung gestellt wurden, liefern hierfür den Beweis. Die Sandgrube, die bis zu einer Tiefe von 12 m angelegt worden ist, und deren Wände steil abfallen, muß täglich 800—1000 cbm Sand für die Herstellung der 360 000 Kalksandsteine liefern. Der Sand wird mit dem aus Lengerich i. W. bezogenen Stückenkalk, der zuvor in einer modernen Kalkmahlanlage mit 100 to Tagesleistung zu feinstem Kalkmehl vermahlen wurde, in großen Mischtrommeln unter Zugabe von Dampf und Wasser innig gemischt. Nach Verlauf einer Stunde verläßt das Mischgut die Mischtrommeln und wird nach nochmaliger intensiver Verarbeitung in einen weiteren Mischer und von dort zu den Tischpressen geleitet. Auf diesen Pressen werden unter Druck Rohlinge geformt, die eine vollkommen saubere, gleichmäßige Form, aber nur die Festigkeit aufweisen, die erforderlich ist, den gepreßten Rohling auf besonders konstruierten Härtewagen unbeschädigt in die 14 m langen Härtekessel zu bringen. Die 12 Härtekessel mit einem Durchmesser von 2 m sind auch im Innern mit Gleisen versehen und fassen je Härtekessel ca. 10 000 Rohpreßlinge. Vor dem Härten ist der Rohling noch von heller, gelb-brauner Farbe. Nach dem Dampfprozeß, der bei einem Druck von 12 atü ca. 6 bis 7 Stunden dauert, kommt der Rohling als weißer Stein wieder aus den Kesseln heraus: Die durch den Wasserdampf im Sande freigewordene Kieselsäure hat sich mit dem Kalk zu einer festen Masse verbunden. Auf dem Werkgelände stehen sinnreiche Einrichtungen zum Stapeln und Verladen der erzeugten Steine zur Verfügung. Durchschnittlich werden täglich ca. 100 Lastzüge benötigt, um die Steine nach Bremen, Olden-

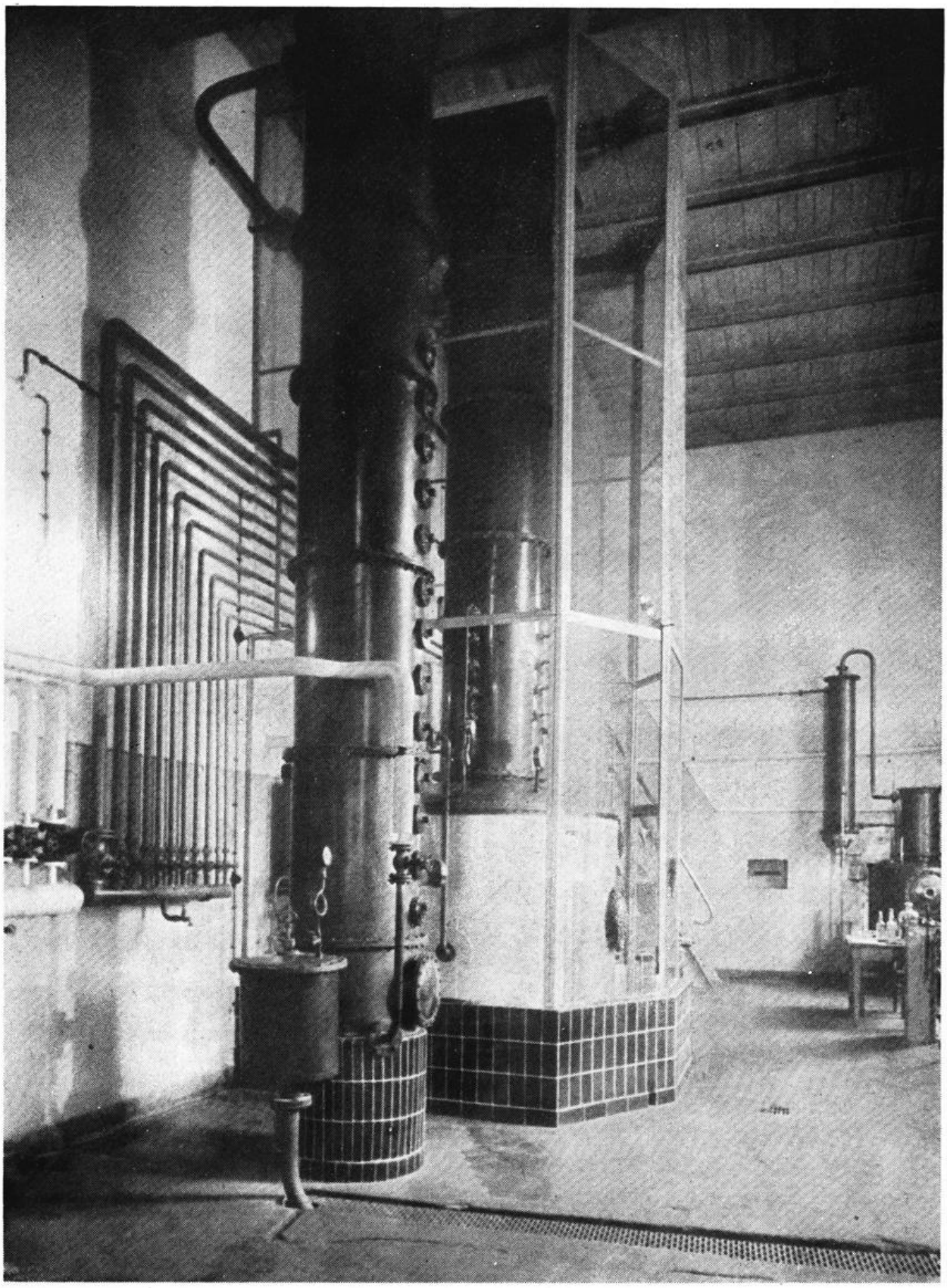
Landesbibliothek Oldenburg



1) Das Kalksandsteinwerk in Höltinghausen — Foto: Hamburger Aero-Lloyd, Hamburg

2) 12 Härtekessel mit einem Dampfdruck von 12 atü — Foto: Engels, Cloppenburg

Landesbibliothek Oldenburg



3) Das Rektifiziergerät

Foto: Engels, Cloppenburg

Landesbibliothek Oldenburg

burg, Osnabrück und sogar bis nach Bielefeld zu verfrachten. Um die Ladefristen für die täglich anfallende Produktion von 360 000 Kalksandsteinen möglichst abzukürzen, werden in jeder Woche von Montag 6 Uhr morgens bis Sonnabend 8 Uhr abends ununterbrochen gleichzeitig mit drei Kränen die Steine auf die Lastzüge verladen.

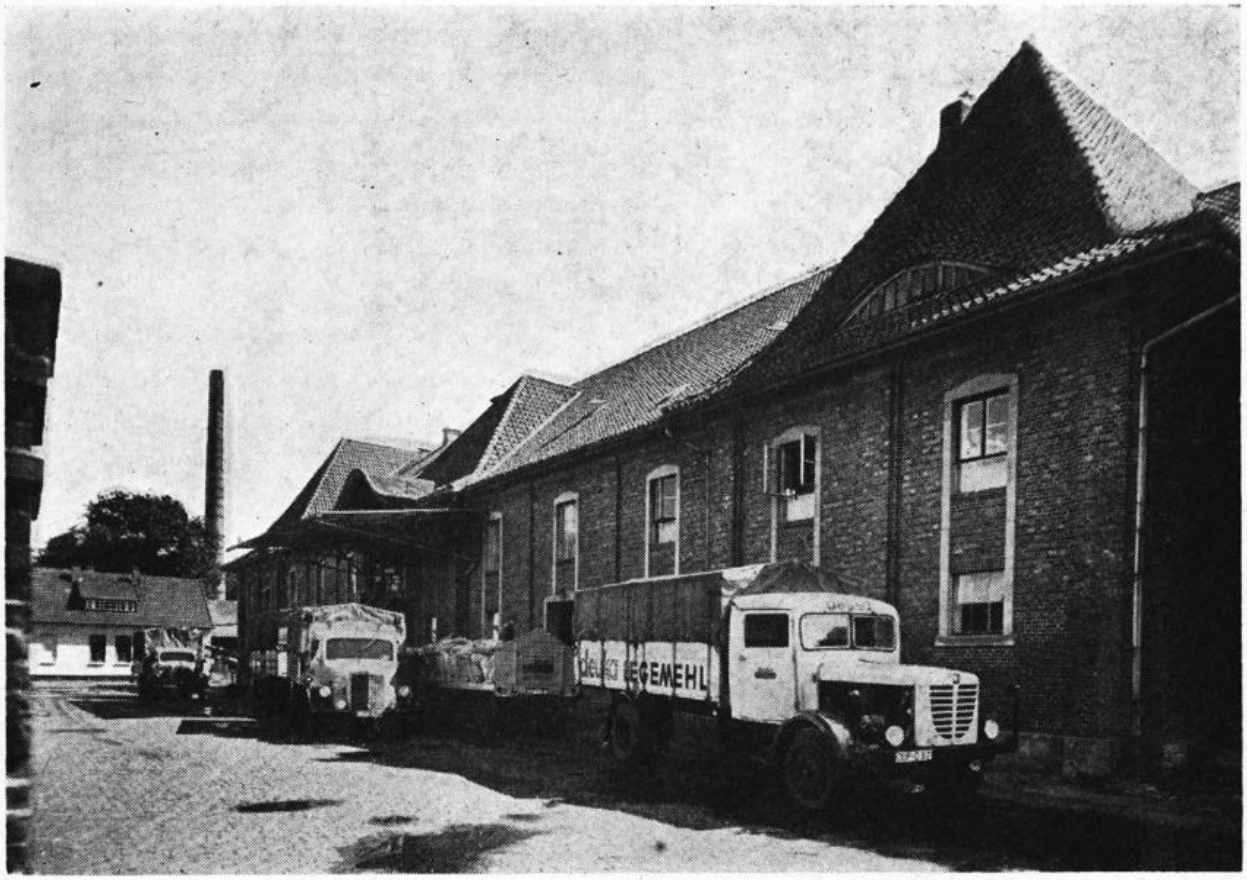
Der Kalksandstein gewinnt innerhalb der großen Zahl der Baustoffe, die bei der Planung von Bauwerken zur Verfügung stehen, immer mehr an Bedeutung, besonders auch der fortschrittlich entwickelte und Zeit sowie Material sparende Kalksand-Lochstein. Die in Höltinghausen produzierten Steine, die lt. Normenausschuß eine Mindestdruckfestigkeit von 150 kg/cm² aufweisen müssen, aber tatsächlich weit höhere Festigkeiten haben, stehen unter der ständigen Überwachung und Kontrolle des Hauptverbandes. Hierdurch und vor allem durch die nicht zu leugnende Tatsache, daß man mit diesem Stein gut, solide und preiswert baut, hat sich der Kalksandstein in der verhältnismäßig kurzen Zeit von 60 Jahren seine heutige Geltung und Anerkennung auf dem Baumarkt erworben. Die Höltinghauser Industriewerke aber hoffen, mit dieser ihrer Produktion einen nicht unbedeutenden Beitrag zum Wiederaufbau und vor allem zur Behebung der Wohnungsnot geleistet zu haben und auch in Zukunft leisten zu können.

Die Firma Reidemeister & Ulrichs, Bremen, betreibt in einem Großbau, den sie pachtete und der schon früher diesem Zweck diente, auf dem Gelände der Höltinghauser Industriewerke eine Kornbranntwein-Brennerei; sie zählt zu den größten Firmen ihrer Branche im Bundesgebiet. Die Produktion in der Kornbranntwein-Brennerei verläuft kurz dargestellt wie folgt: Das auf dem Kornboden gelagerte Getreide (Weizen und Roggen) wird durch einen Doppelwalzenstuhl geschrotet und im Fallsystem in einen mächtigen Dämpfer geleitet. Diesem Schrot werden alsdann im Vormaischbottich ca. 10 % Gerstendarrmalz zugesetzt. Das Malz bewirkt die Verzuckerung der im Getreide enthaltenen Stärke. In ca. 72 bis 96 Stunden hat sich unter dem Einfluß der zugesetzten Hefe in den Gärbottichen — es sind sechs Gärbottiche zu je 6000 Ltr. vorhanden — der Zucker in Alkohol und Kohlensäuregas umgesetzt. Nach Abschluß der Vergärung wird die Maische über das Rohbrenngerät geleitet und ihr der Alkohol entzogen. Der so gewonnene Alkohol wird durch Leitungen, die von der Zollbehörde auf jede Weise gesichert sind, in die Sammelgefäße abgeführt. Der Rückstand aus dem Brennprozeß ist als Schlempe ein wertvolles Viehfutter, das für die Schweinemast und vor allem auch für Kühe und das Mastvieh sehr begehrt ist. Der erzeugte Kornsprit, der jetzt eine Stärke von 65—70 Vol. % hat, wird in einem Rektifiziergerät modernster Bauart, das in dem Foto Nr. 3 abgebildet ist, einwandfrei gereinigt. Nachdem der Vor- und Nachlauf sowie das Fuselöl ausgeschieden ist, verbleibt dann hier der reine Kornsprit in einer Stärke von 96 Vol. %. Der Staat hat besonders scharfe Maßnahmen und Vorkehrungen getroffen, um seine Steuerquelle zu schützen. Das riesige Rektifiziergerät ist völlig in Gitter eingeschlossen. Überdies sind über 1000 Plomben zur Sicherung der Branntweinsteuer von der Zollbehörde angebracht.

Der 96%ige Feinbrand, der reine Alkohol, dient beim Verschneiden als Grundlage für die Fertigprodukte. Die in der Höltinghauser Kornbranntwein-Brennerei auf Grund des Brennrechts jährlich hergestellten 167 000 Ltr. r. A. ergeben ca. 500 000 Ltr. Spirituosen und gehen in den verschiedensten Spirituosenformen an die über ganz Deutschland verzweigten Abnehmer.

Die deutsche Kraftfutter G. m. b. H (deuka)-Düsseldorf ist ebenfalls mit einem Zweigwerk als Pächterin auf dem Terrain der Höltinghauser Industriewerke vertreten; auch diese Firma ist im ganzen Bundesgebiet sehr bekannt. Sie stellt im Höltinghauser Werk moderne Kraftfuttermischungen für Schweine, Geflügel und Kälber her. In Tag- und Nachtschicht verarbeitet die deuka durchschnittlich in jedem Monat 3000 to, d. h. 200 Waggon à 15 to, Getreide im Höltinghauser Werk. Gerade in einer Gegend mit intensiver Geflügelhaltung und Schweinezucht wie der unsrigen ist eine solche Mischfabrik von besonderer Bedeutung. Täglich rollen viele Lastzüge aus ganz Norddeutschland nach Höltinghausen, um dort Rohstoffe abzuladen oder deuka-Mischfutter für die Landwirtschaft abzuholen. Seit dem Frühjahr 1953 ist der Fabrik ein Versuchshof angegliedert. Hier werden jährlich einer großen Anzahl von Besuchern — die Zahl beläuft sich im Jahr auf ca. 10 000 — die neuzeitliche Geflügel- und Schweinehaltung sowie die Fütterung dieser Tiere vor Augen geführt. Landwirtschaftsschulen, Mitglieder von Zuchtverbänden, Bauern- und Landfrauenvereine kommen meistens in Omnibussen nach Höltinghausen,

Landesbibliothek Oldenburg



4) Die deutsche Kraftfutter G. m. b. H. Foto: Engels, Cloppenburg

um hier zu sehen, wie sie ihre eigene Geflügel- und Schweinehaltung verbessern können. In der Fabrik selbst werden modernste Hammermühlen, Mischmaschinen, Elevatoren, Absackmaschinen und große Mengen Rohstoffe und Fertigwaren in mustergültiger Ordnung und Sauberkeit gezeigt. Man kann hier den Weg von dem Rohstoff bis zum sauber verpackten Leistungsmischfutter verfolgen, das dann auf Rutschen und Bändern seinen Weg in die bereitstehenden Lastzüge und Waggons findet. In der Freilandhaltung werden sodann die Zuchtschweine gezeigt, die mit ihren stattlichen und strammen Ferkeln stets das besondere Interesse der Besucher wecken. Im Freigelände befinden sich auch die ausgedehnten Junghennenweiden, auf denen die Junghennen sich aufhalten und in luftigen, dreieckigen Hütten aus Strohmatten gegen Witterungseinflüsse und Raubzeug gut geschützt sind. Durch gepflegte Blumenanlagen geht es weiter zu den großen Holländerställen, in denen je 100 Hühner in Intensivhaltung, d. h. ohne Auslauf, gehalten werden. Hier ist auch ein mustergültiger Taubenschlag zu sehen. In jüngster Zeit ist sogar auf einer kleinen Insel im Freigelände des Versuchshofes eine Fasanerie untergebracht. Der frühere große Rinderstall ist in einen Intensivstall mit 400 Hennen umgewandelt worden. Es ist eine Freude für jeden Hühnerliebhaber, diese gesunden, schönen Tiere in so großer Zahl zu beobachten. In den anschließenden Räumen befinden sich endlich die Aufzuchtbatterien, in denen im Sommer und im Winter Hunderte von Küken aufgezogen werden. Die meisten von ihnen, sowie sämtliche Küken, die außerhalb der eigentlichen Brutsaison geschlüpft sind, wandern in die Mastbatterien des Versuchshofes. Diese Hähnchenmästerei mit den dazu gehörigen Schlachtanlagen und Rupfmaschinen bildet auch immer eine besondere Sehenswürdigkeit für die Besucher, die den Namen Höltinghausen mit Freude hinaustragen in das weite norddeutsche Land.

Viel praktische Arbeit ist in den zurückliegenden Jahren in Höltinghausen geleistet worden. Es wird auch das Bestreben der Werke sein, dieses in Zukunft in gleicher Weise zu tun, gemäß dem von Goethe stammenden Spruch: „Kein Segen kommt dem der Arbeit gleich, und nur der Mensch, der sein ganzes Leben lang mit Leib und Seele gearbeitet hat, kann sagen: Ich habe gelebt."

Hermann Brinkmann

Landesbibliothek Oldenburg

Ludwig Kathmann und Alwin Schockemöhle

zwei Südoldenburger Asse im deutschen Turniersport

Als kurz nach dem Zusammenbruch, im Frühjahr 1947, einige beherzte Männer den Plan faßten, Reitervereine ins Leben zu rufen, war damit der Schritt getan, aus der allgemeinen Zurückhaltung heraus wieder an den Wiederaufbau des Pferdesportes zu gehen. Auch im Oldenburger Münsterland entstanden in kurzer Zeit in fast allen größeren Orten Reit- und Fahrvereine, die es sich zur Aufgabe machten, die Jugend mit den Pferden vertraut zu machen und sie im Reiten und Fahren zu schulen und so zur Hebung der Pferdezucht beizutragen.

Schon im Jahre 1947 wurden mehrere Pferdeleistungsschauen abgehalten, und bald erkannte man, daß es ohne einen Zusammenschluß keine größeren Leistungen geben könne. Bereits im Herbst desselben Jahres trafen sich die bis dahin wieder gebildeten Vereine des Kreises Cloppenburg und entschlossen sich, auch die Vereine des Kreises Vechta zu einer Versammlung einzuladen. In dieser Versammlung im Dezember 1947 in Cloppenburg wurde dann beschlossen, einen Doppelkreisverband der Renn-, Reit- und Fahrvereine der Kreise Cloppenburg und Vechta zu gründen.

Durch den Zusammenschluß der Vereine wurde es ermöglicht, Lehrgänge für Reiter, Fahrer und für die Richter abzuhalten. Weil eine Ausbildung der Reiter und Fahrer in den Wintermonaten wegen des Fehlens überdachter Reitbahnen nicht möglich war, bildeten Lehrgänge die einzige Möglichkeit, die Mitglieder der Vereine so zu schulen, daß sie auch eine Konkurrenz mit den Vereinen des nördlichen Zuchtgebietes aufnehmen konnten. Der Norden hat mehrere Reithallen zur Verfügung und war bisher im oldenburgischen Pferdesport stets führend gewesen.

Durch die intensive Arbeit des Doppelkreisverbandes wurde erreicht, daß auch das erste Landesturnier im Oldenburger Münsterland, und zwar in Cloppenburg, durchgeführt wurde. Die oldenburgische Landesstandarte, die auf diesem Turnier an den erfolgreichsten Verein übergeben wird, blieb im Süden des Landes.

Der Reit- und Fahrverein Cloppenburg war der erste Südoldenburger Verein, der die Landesstandarte für ein Jahr in seinen Besitz nahm. Seitdem ist diese nur einmal mehr in den Besitz eines Nordoldenburger Vereins gelangt. Auch die Landessieger bei den ländlichen Reiterwettkämpfen kamen seit dieser Zeit aus unserem Bezirk. Seit der Gründung des Doppelkreisverbandes steht an der Spitze als Vorsitzender Ludwig Kathmann, Holtrup, der außerdem dem Landesvorstand der oldenburgischen Reit-, Fahr- und Rennvereine als 2. Vorsitzender angehört. Er ist auch 2. Vorsitzender des Verbandes der Züchter des Oldenburger Pferdes und verwaltet außerdem noch viele Vorstandsämter in der deutschen Pferdezucht und im Pferdesport.

Ludwig Kathmann, als Sohn des Hengsthalters Ludwig Kathmann in Calveslage geboren, ist von Kindesbeinen an mit den Pferden vertraut und mit ihnen groß geworden. Nach Beendigung seiner Schulzeit und nach Abschluß der höheren Landwirtschaftsschule in Lüdinghausen widmete er sich sofort dem Reit- und Fahrsport in seiner Heimatgemeinde Langförden. Er nahm noch an einem Lehrgang unter der Leitung des oldenburgischen Altmeisters Wendte teil. Hier erhielt er die Grundlage für die späteren großen Erfolge im Fahrsport. Durch seine Heirat übernahm er im Jahre 1938 den jetzigen Hof in Holtrup und führte hier die Hengsthaltung seines Vaters weiter.

Seit dem Kriege errang Ludwig Kathmann schon viermal das deutsche Fahrchampionat, welches alljährlich an den erfolgreichsten Fahrer des Bundesgebietes vergeben wird. Durch seine Siege erhielt das Oldenburger Pferd wieder Geltung. Auf unzähligen kleinen und großen Turnieren hat er seine Oldenburger Pferde in Ein-, Zwei- und Vierspännerprüfungen, als Tandem- und Randomgespanne und auch als Einhorn gefahren. Oft startete er außerhalb Oldenburgs, so in Oldendorf, Lübbecke, Bad Salzuflen, in Hamburg, Kassel, in Frankfurt, Wiesbaden und fast auch in jedem Jahr in Aachen. Überall dort hat er seine Fahrkunst gezeigt und außerhalb unseres Zuchtgebietes für das Oldenburger Pferd geworben. Bei fast allen Schauen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft fuhr er als Vertreter des Oldenburger Zuchtverbandes seine Pferde zu Siegen und scheute keine Konkurrenz mit den anderen deutschen Pferdezuchtverbänden.

Landesbibliothek Oldenburg

Ludwig Kathmann, mit „Sturmwind" und „Rosamunde" in Tantemanspannung, auf dem Turnier in Vechta 1957
Foto: Tiedemann, Hannover

Aber nicht nur als aktiver Fahrer hat er sein Können unter Beweis gestellt, sondern auch als Organisator und Leiter bei der Durchführung von Pferdeleistungsschauen. Bei fast allen Veranstaltungen des Doppelkreisverbandes und darüber hinaus war er ein eifriger Helfer und Förderer in der Ausrichtung und Durchführung von Turnieren. Seine ersten Großturniere in Vechta erregten auch außerhalb unserer engeren Heimat Aufsehen. Selbst unser großer deutscher Hippologe, der verstorbene und allverehrte Oberlandstallmeister Dr. Gustav Rau, war anläßlich seines Besuches bei der 3. Vechtaer Großveranstaltung so beeindruckt, daß er erklärte: „Herr Kathmann, ziehen Sie Pferdeleistungsschauen auf! Davon verstehen Sie wirklich etwas!" Dieses Urteil eines Mannes wie Dr. Rau, der seit 1913 dem deutschen Olympiade-Komitee angehörte und an unzähligen Turnieren des In- und Auslandes als Richter, Besucher und Kritiker teilgenommen hat, mag all das ausdrücken, was Ludwig Kathmann in den vergangenen Jahren auf dem Gebiet des Pferdesportes geleistet hat.

Seine vorzüglichen Pferde, die er mit Kennerblick oft aus den entlegensten Orten holt, werden es ihm auch in diesem Jahre voraussichtlich wieder ermöglichen, das Deutsche Fahrchampionat für sein heimatliches Zuchtgebiet zu erhalten.

Ein weiteres erfolgreiches Mitglied unseres Doppelkreisverbandes ist der erst 20 Jahre alte Alwin Schockemöhle aus Mühlen.

Schon mit 10 Jahren hat er mit Erlaubnis seines für den Pferdesport begeisterten Vaters an Pferderennen auf Ponys teilgenommen. Doch dieses war ihm bald nicht mehr interessant genug, und er startete dann auf „größeren Pferden" in Dressurprüfungen und Halbblutrennen. Als im Jahre 1953 von seinem Vater Aloys Schockemöhle in Mühlen ein Reiterverein neu gegründet wurde, durfte auch Alwin sofort in der 1. Abteilung mitreiten. Noch in diesem Jahr errang der Reiterverein Mühlen die oldenburgische Landesstandarte. Mühlen hat seither die Standarte nur einmal abgegeben. Schon im Frühjahr 1954 wurde A. Schockemöhle vom oldenburgischen Landesverband und vom Doppelkreisverband auf Grund

Landesbibliothek Oldenburg

seiner vielen Siege zu einem Lehrgang nach Warendorf zum Olympiade-Komitee für Reiterei geschickt. Noch vor Ablauf des Lehrganges erschien Dr. Gustav Rau, der damalige Leiter des deutschen Olympiade-Komitees, bei der Familie Schockemöhle in Mühlen und bat darum, Alwin für weitere Lehrgänge in Warendorf behalten zu dürfen, um, wie Dr. Rau sagte, aus ihm einen großen Reiter zu machen. Vater Schockemöhle stimmte sofort zu; doch die Mutter machte einige Einwendungen, da Alwin noch nicht 17 Jahre alt war. Dr. Rau zerstreute die Bedenken der Mutter und nahm den Sohn mit nach Warendorf zu sich in seine Familie. Noch heute ist er, lange nach dem Tode von Dr. Rau, „Mitglied" der Familie.

Von 1954 bis zur Olympiade 1956 blieb er fast ständig, d. i. mit kleinen Unterbrechungen, in Warendorf und nahm von dort aus an Turnieren teil. Bei seinem Start in Rotterdam im europäischen Jugendturnier wurde er Zweiter. Er nahm vornehmlich erst an den Turnieren in Vielseitigkeits- bzw. Militaryprüfungen teil und holte hier auf „Mädel" im Jahre 1954 in Nörten-Hardenberg seinen ersten Sieg. Einen 2., 4. und 6. Platz belegte er in diesen Prüfungen in Dannenberg, Turin und Tübingen.

Beim Dortmunder Hallenturnier im Jahre 1956 holte er in einer Vielseitigkeitsprüfung auf „Tiro" einen Sieg und belegte in derselben Prüfung mit dem Oldenburger Pferd „Lausbub" einen vierten Platz. Bei der Ausscheidung im Jahre 1956 für die Militäry zur Teilnahme an der Olympiade in Stockholm errang Alwin Schockemöhle auf „Tiro" den 2. Platz. Trotzdem wurde er nicht als Olympia-Teilnehmer gemeldet, was im Oldenburger Münsterland sehr bedauert wurde, da er durch seine Erfolge sich einen Platz in der Mannschaft erkämpft hatte.

Alwin Schockemöhle auf dem 7jährigen Schimmelwallach „Bacchus", Sieger im deutschen Springderby 1957 in Hamburg Foto: Tiedemann, Hannover

Außer in den Militaryprüfungen startete er verschiedentlich schon in Prüfungen für Jagdspringen der mittleren Klasse „M" und der schweren Klasse „S". Aufsehen erregte er hier bei dem Turnier anläßlich der deutschen Landwirtschaftsausstellung in München. Als während des Turniers der Besitzer des Pferdes „Adolar" seinen Reiter nicht auftreiben konnte, wurde ihm Alwin Schockemöhle, der Mitglied der oldenburgischen Mannschaft war, als Ersatzmann empfohlen. Der Besitzer war zunächst nicht be-

Landesbibliothek Oldenburg

geistert ob des unbekannten Namens dieses Reiters. Dieser absolvierte aber einen Null-Fehlerritt und kam so ins Stechen mit dem alten Springchampion Fritz Thiedemann, dem er sein letztes Können abverlangte. Viermal wurde im Stechen um den Sieg gerungen, bis Alwin Schockemöhle sich hinter Thiedemann mit dem 2. Platz begnügen mußte. Seinen ersten Sieg in einem Springen der Klasse „S" holte er auf dem Turnier seiner Heimat Vechta auf „Marsalla" des Stalles Freitag, Verden.

Seit dem Weggang von Warendorf reitet Alwin Schockemöhle die Pferde seines Vaters und die des Stalles Freitag, Verden. Seither ist er ein so bekannter Reiter geworden, daß nicht nur seine Heimat, sondern auch der deutsche Turniersport und seine vielen Anhänger stolz auf ihn und seine Erfolge sind. Nicht all seine Siege, nicht alle Turniere, auf denen er gestartet ist, können hier aufgeführt werden. Im Jahre 1956 hat er allein 16 Springen der Klasse „S" gewonnen, davon nicht weniger als 12 auf „Marsalla".

Im Jahre 1957 setzte er seine großen Erfolge im Springen fort. In diesem Jahre war er auf fast allen größeren Turnieren des Bundesgebietes vertreten. An Hallenturnieren nahm er teil in Berlin, Frankfurt, Hannover und Neumünster und stellte hier sein großes Können unter Beweis. Beim Dortmunder Hallenturnier siegte er zweimal und nahm am Wettbewerb um das Championat mit seinem Pferd „Freya" teil, während Fritz Thiedemann auf „Finale" und der Spanier Goyaga auf „Fahnenkönig" ritt. Sieger wurde in diesem Wettbewerb Fritz Thiedemann mit 0 Fehlern und in einer um 2 Sekunden kürzeren Zeit vor Schockemöhle und dem Spanier Goyaga, von denen der erstere 0 Fehler, der letztere 12 Fehler machte.

Auf den dann folgenden Großturnieren außerhalb der Halle holte er Siege — um nur einige anzuführen — in Hagen, Cloppenburg, Vechta und Herborn. Auf dem großen Turnier in Aachen bewies er endgültig, daß er im deutschen Springsport zur Spitzenklasse gehört. Im großen Preis von Aachen wurde er mit dem 7jährigen „Bacchus" zweiter hinter dem Sieger H. G. Winkler auf „Halla".

Den größten Sieg seiner Laufbahn errang unser Mühlener Reiter beim großen Springderby in Hamburg-Klein-Flottbeck. Diese schwere Prüfung, die Teilnehmer aus vielen Nationen am Start sah, unter ihnen alle bisherigen Olympiasieger der Nachkriegszeit und Weltmeister, ging über einen 1350 m langen, schweren Derbykurs. Von den Reitern und Pferden wurde größtes Können verlangt, zumal während der Prüfung ein Gewitterregen über dem Platz niederging, so daß für kurze Zeit das Springen sogar unterbrochen werden mußte.

In der Zeitschrift für Pferdesport und Pferdezucht „Sankt Georg" steht zu lesen: „So heißt der gefeierte Sieger des Deutschen Springderby 1957: Alwin Schockemöhle auf dem 7jährigen Schimmelwallach „Bacchus" v. Baszin XX aus einer Stute von Lanzer des Herrn Freitag, Verden. In die Siegerliste des Derby hat sich ein junger Reiter eingetragen, der noch zu vielen Hoffnungen berechtigt."

Bis zur Drucklegung dieses Kalenders hat er im letzten Jahre bereits über fünfzig Siege in Jagdspringen der Klassen „M" und „S" errungen und hat außer diesen viele Plazierungen zu verzeichnen, die hier aus Raummangel nicht aufgeführt werden können.

Seine bekanntesten Pferde sind: „Marsalla", das Springderbysiegerpferd „Bacchus", sowie „Juno", „Paquita", „Bajazzo", „Freya" und „Tiro".

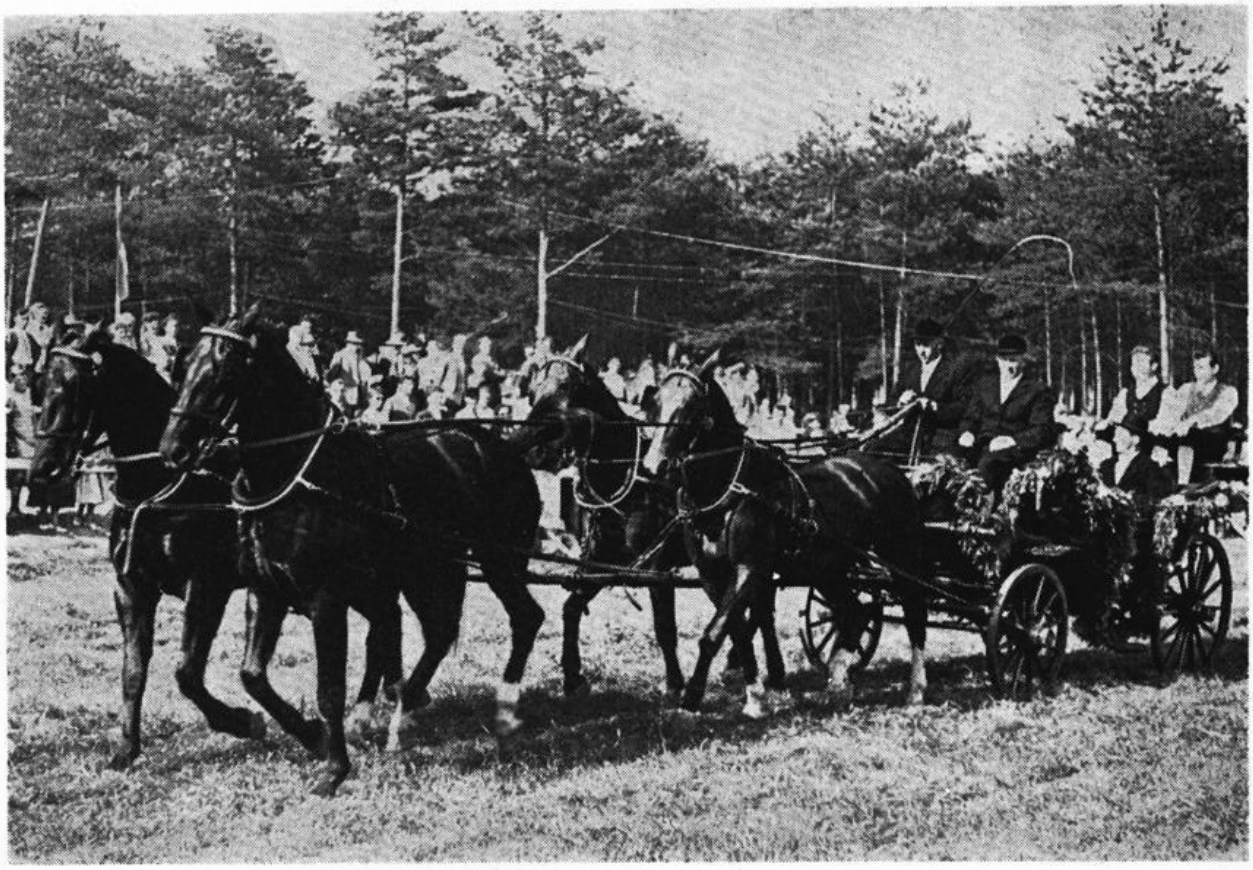
So hat sich unser Alwin Schockemöhle, hervorgegangen aus dem Reiterverein Mühlen, ein Sohn unseres Oldenburger Münsterlandes, im deutschen Reitsport und darüber hinaus einen Namen gemacht, der seines gleichen sucht.

Möge es ihm in diesem Jahre gelingen das deutsche Springchampionat zu erhalten und, was sein größter Wunsch ist, Teilnehmer an der Olympiade im Jahre 1960 in Rom zu werden. Wir alle im Oldenburger Münsterland wünschen ihm noch recht viel Reiterglück. Ist er doch trotz seiner vielen Siege ein echter Sohn der Heimat und ein bescheidener Reiter geblieben.

So besteht bei Erscheinen dieses Kalenders die berechtigte Hoffnung, daß in diesem Jahre bei der Vergabe der deutschen Bundesmeisterschaften in den drei Hauptkonkurrenzen des Pferdesports: Dressur, Jagdspringen, Fahren, zwei Titel an Mitglieder unseres Doppelkreisverbandes fallen: Bundesmeister im Fahren und damit Inhaber des Fahrchampionates Ludwig Kathmann, Holtrup, und Bundesmeister im Jagdspringen und damit Inhaber des Springchampionates, Alwin Schockemöhle aus Mühlen.

Aloys Meyer

Landesbibliothek Oldenburg



Die Brautkutsche des Cloppenburger Reit- und Fahrvereins, die anläßlich der Pferdeleistungsschau in Vechta im Juni 1957 mit dem ersten Preis ausgezeichnet wurde (2 Bilder) Foto: Tiedemann, Hannover

Landesbibliothek Oldenburg

Jugenderinnerungen eines Cloppenburgers

(Fortsetzung)

Die „Kombinierte Ackerbau- und Höhere Bürgerschule", die mein Bruder und ich besuchten, gliederte sich, wie der Name schon sagt, in zwei Hauptzweige. Auf die Bürgerschule wurde 1914 das Realprogymnasium aufgebaut, das 1920 zum Realgymnasium ausgebaut wurde und heute den Namen „Clemens-August-Gymnasium" trägt.

Die Ackerbauschule hat sich für unsere Stadt und ihre nähere und weitere Umgebung als eine außerordentlich segensreiche Einrichtung erwiesen. Außer dem Direktor Heyder, über den schon früher berichtet wurde, wirkten in jenen Jahren an ihr Dr. Hermes, der nachmalige Reichsminister und Bauernführer, heute Präsident der Raiffeisenbanken, ein freundlicher, beliebter Herr, nach ihm ein Landwirtschaftslehrer Gottwald, ein kleiner, grimmiger Mann, vor dem wir gewaltigen Respekt hatten. Er wurde von dem Landwirtschaftslehrer Gerwin abgelöst, der etwas kränklich war. Eines Tages passierte im großen Klassenzimmer oben, wo wir mit den „Ackerbackern" gemeinsam in der Naturkunde unterrichtet wurden, ein schreckliches Malheur. Unser Lehrer streckte wie im Krampf die Arme von sich, die Hände zitterten, das Gesicht verzerrte sich, langsam neigte er sich nach links hinüber und stürzte mit gesteiftem Körper von dem hohen Pultsitz. Ich starrte ihn mit schreckgeweiteten Augen an — etwas so Furchtbares hatte ich mit meinen zehn Jahren noch nicht gesehen — und stürzte von meinem Platz an der Tür zur Treppe, die ich förmlich hinunterpurzelte; hinterdrein kamen alle kleineren Schüler, während die größeren, beherzteren, wie Franz Ottenweß und andere, zu dem Kranken liefen, um ihn aufzufangen. Später unterrichtete uns Landwirtschaftslehrer Schulte, der verdienstvolle Heimatforscher, der später Direktor in Friesoythe war, ein Mann von herzlicher Güte und freundlichem Wesen, das von uns kleinen Lümmels oftmals mißbraucht wurde; sein größerer Schüler war sein eigener Bruder, wir fanden das höchst merkwürdig.

Die erstaunliche Entwicklung und der wirtschaftliche Aufschwung unserer engeren Heimat ist das Verdienst der Ackerbauschule und des „Kunstes", dessen Bekanntschaft sie vermittelte. Die Söhne der bekannten Bauernfamilien besuchten damals alle die Winterschule. Als wir nach Cloppenburg zogen, gab es ringsherum noch weite Heideflächen.

Die ärztliche Praxis meines Vaters erstreckte sich über ein Gebiet, das etwa die Form eines unregelmäßigen Vierecks hatte, dessen Seiten zwischen 25 und 40 km lang waren. Bei längeren Touren nahm er deshalb gern eines seiner Kinder mit, wie er es ja auch schon in Detern gemacht hatte.

Schwierig war es, nach Garrel zu kommen. Bis Varrelbusch ging es über die mit Katzenköpfen gepflasterte Landstraße, die nach Friesoythe führt. Rechts an der Straße war der Sommerweg für die Bauernwagen, links der Fuß- und Fahrradweg, eingesäumt von zwei freundlichen Birkenreihen; dahinter sah man Tannenbestände, dahinter nach beiden Seiten Heide, weite braune Heide. Bei Döpke bog man in den Sandweg nach Garrel ein. Wenn wir die Gehöfte von Varrelbusch mit ihren Eichen hinter uns hatten, sahen wir über einer endlos scheinenden Ebene, die weder von Baum noch Strauch unterbrochen wurde, schon die Spitzen der Kirchtürme von Garrel und Bösel. Auf der Heide weideten Heidschnuckenherden; Schäfer, die einen langen Umhang, den „Heiken", über die Schulter geworfen trugen, hüteten sie mit ihren Hunden.

Garrel war ein verträumtes, stilles Kirchdorf, das damals von einer kargen Landwirtschaft und seinen Schafherden lebte. An Winterabenden saßen in den stroh- oder plaggengedeckten Katen die Mitglieder der Familie bei spärlichem Licht um das Herdfeuer und strickten Handschuhe und „Haosen" (Strümpfe), die nach Cloppenburg zum Kaufmann gebracht wurden und von dort in alle Welt gingen. Anschauliche Bilder aus der Gemeinde Garrel zeichnet das Büchlein „Aus vergangenen Tagen" von Pfarrer Landgraf (Garrel). Butter und Eier schob man auf der Schiebkarre über 20 km weit zum Markt nach Oldenburg. In dieses abgelegene Dorf wurde der Doktor nur in den dringendsten, oft schon hoffnungslosen Fällen gerufen, denn zuerst wurden alle Hausmittel, und was für welche(!), ausprobiert.

Eines Tages wurde mein Vater zu einem kranken Mädchen nach Garrel gerufen, „sei har Bukpine". Es war ein sonniger Spätsom-

Landesbibliothek Oldenburg

mertag, wir hatten Ferien, Vetter August und ich durften Papa begleiten. Als wir hinter Varrelbusch in die Heide kamen, blühte und glühte sie in märchenhafter Pracht. Das war ein überwältigender Eindruck für mich, der ich nur das Grün der Marschen und Felder gewohnt war. Wir mußten vom Wagen steigen, das Pferd konnte nur mit Mühe das zweirädrige Fahrzeug durch den tiefen Sand ziehen, der wie Wasser über die Felgen der Räder rieselte. In knapp drei Stunden hatten wir den Weg bis Garrel geschafft. Bei der öffentlichen Fernsprechstelle fragten wir, wo die Kranke wohne.

Wir hielten vor einem sehr bescheidenen Fachwerkhause. Mein Vater ging durch die Dielentür hinein, August und ich blieben draußen, um das Pferd zu hüten. Mit den neugierig herbeigelaufenen Kindern gelang es nicht, ein Gespräch anzuknüpfen. Bald kam ein großer Junge, der uns das Pferd abnahm, wir wurden ins Haus gerufen und mit „Melk und Botters" bewirtet. Aus den Reden der Erwachsenen entnahm ich, „dat Wicht har dei Bukpine all acht Daoge hat. Use Naober sä, sei müss'n gouen Sluck Boonekamp nähmen, dat hülp. Sei heff boll'n ganzen Buddel dorvan naohmen, und denn heff sei ja uk gout slaopen, de Pine was wäge. Man as sei upwaokede, was de Pine wedder dor".

Ein anderer Nachbar hatte den Rat gegeben: „Zapp van'n Peerdekäödel up'n Stück Zucker, dat helpt wisse."

Darauf nahm die arme Patientin auch diese rare Medizin: „Man dat heff nix holpen, Heer Dokter, dat heff et nich, de Boonekamp hülp bäter."

„Wat'n Wunner", meinte mein Vater. Das beklagenswerte Mädchen ist unter heftigen Schmerzen gestorben, für eine Operation war es zu spät.

Wenn mein Vater von solchen Fahrten spät abends zurückkehrte, liebte er es, nach getaner Arbeit wohl noch einzukehren, um ein Glas Bier zu trinken, oder er ging, wenn es Donnerstag oder Dienstag war, noch zum „Liederkranz" oder zum Kirchenchor von der „Kleinen Kirche" (St.-Josephskirche, früher Stadtkapelle). Samstagsabends traf er sich mit dem alten Apotheker Peus bei Tierarzt Wewer, der seine Wirtschaft damals selber führte. Ich war zu jung, diese Herren richtig kennen zu lernen, sie waren für mich Respektspersonen mit weitem Abstand. Der Apotheker hatte einen dicken, rötlichen Bart und einen goldenen Kneifer, auf der Wange die Narben (Schmisse) einer studentischen Mensur. Er flößte mir Scheu ein, war aber sehr freundlich. Einmal schenkte er mir ein Signalhorn (Jagdhorn), das habe ich an Hülshoff's Gerd ausgeliehen, aber nie wiederbekommen.

Vom „ollen Tierarzt" erzählte man sich drollige Geschichten.

An einem Markttage wurde er zu einer kranken Kuh gerufen. In der Wirtschaft war aber lebhafter Betrieb. „Use Pappe kump faorts", beschied man den Boten. Doch dauerte es wohl zu lange, man schickte noch einmal nach ihm.

„Jau, jau! Segg jau Pappe man, hei kump faorts, hei is noch äben in'n Keller und maoket Wien."

Eines Tages war er in Molbergen und konnte aus irgend einem Grunde nicht mit seinem eigenen Wagen zurückfahren. Er ging zu einem Bauern und bat ihn, er möge anspannen und ihn zurückbringen. Er wolle gut bezahlen.

„Wat?", sagte der Bauer, „bi nachslaopen Tid noch mit de Kutsken nao Cloppenborg? Dat dau'k nich."

„Häst du nich woll'n Föüer Törf för mi? Dat geiht up'n Winter tou."

„Wisse, wisse, dat hebb ick woll".

„Kunnst du mi nich woll'n Föüer herbringen?"

„Dat koen wi woll; wanneer wullt du't denn hebben?"

„Geiht dat nich faorts up de Stäe? Wi hebbt kien Stück Törf mehr liggen."

„Dat kann woll angaohn, man dat kost'n Daoler."

„Dat mott drup an."

„Jao, Heinrich, dann spann man an", rief der Bauer seinem Knecht zu.

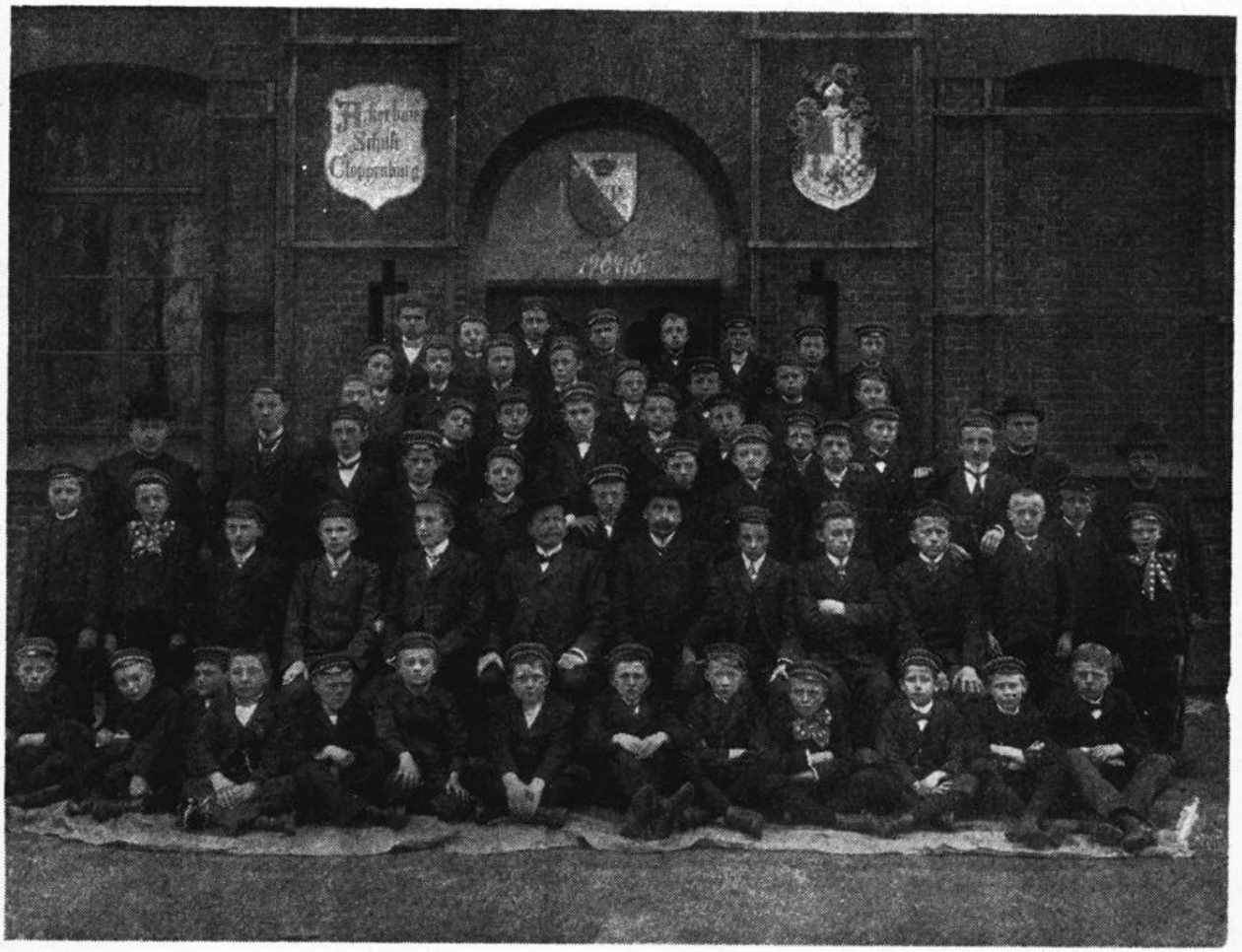
So wurde „de olle Tierarzt" für einen Taler auf dem Torfwagen nach Hause gefahren und bekam den Torf noch dazu. Unsere Eltern hatten Zeit und Humor.

Da war noch der alte Hiltemann, der den rechten Schalk im Nacken hatte und durch seine witzigen Einfälle berühmt war. Einst kanzelte er den Schornsteinfeger Laumann ab, weil er ihm den Schornstein nicht ordentlich gefegt habe. Dieser beteuerte jedoch, saubere Arbeit geleistet zu haben.

„Du most dör'n Schostein krupen un baoben rutkieken. Du krigst'n Daoler van mi, wenn ick di dor baoben rutkieken see."

Der Schornsteinfeger ließ sich das nicht zweimal sagen. Nach mühseliger Kletterpartie guckte er richtig oben zum Schornstein heraus. „Herr Hiltemann, Herr Hiltemann, sehn Sie mir? Können Sie mir nich

Landesbibliothek Oldenburg



„Die Ackerbau- und Höhere Bürgerschule" 1904/05

sehn?" — „Nä", rief der Spaßvogel zurück, „ick see di nich", denn er wandte seinem Haus den Rücken zu und ging den Soestenweg abwärts zu seiner Gerberei.

Auch Laumann war ein drolliger Kauz. Als er eines Tages beim Herrn Dechanten den Schornstein gefegt hatte und sein Geld haben sollte, sagte er treuherzig zu Seiner Hochwürden: „Von Sie nehm' ich nix, wir Swatten müssen zuhope halten."

Ein ebensolches Original war der Barbier Leopold Schardinger, der einen Kunden, der seinen Zorn erregt hatte, nicht weiter behandeln wollte, und ihn, nachdem er ihm die Hälfte seines Schnurrbartes abgeschnitten hatte, mit halbem Schnurrbart auf die Straße schickte.

Gemütlich war unser Lehrer und Vikar Wittig. Eines Tages kam die Nachbarin klagend gelaufen und jammerte: „Herr Vikar, Heer Vikar, ehre Katt' heff mi'n ganz Pund Bottern upfräten."

„Szüh, szüh", sagte der Herr Vikar augenzwinkernd und schmunzelnd, „dat düchd' mi all, säi sch . . . t so glatt."

+

Sagenhaft erscheinen mir heute alle die einst so vertrauten Gestalten. Wenn man um die Feierabendstunde durch die Lange Straße, die Mühlen- oder Osterstraße schlenderte, saßen sie vor den Haustüren, standen bei den Nachbarn oder gingen ins Wirtshaus zu kannegießern. Um diese Zeit war das Bild belebter als an den Nachmittagen, wo kaum jemand zu sehen war und Ort und Gassen verlassen lagen. Wie hat sich die Welt verändert, wie unruhig ist sie geworden! Welche Hast beherrscht heute unser einst so traumseliges Städtchen! Noch sehe ich das Bild der nächtlichen Straßen vor mir. Lächelnd hängt der Mond wie eine Bummellaterne über den verschlafenen, schiefen und eigenwilligen Giebeln . . . man könnte meinen, alles nur geträumt zu haben.

Aber wir träumten nicht, wir Jungen waren quicklebendig und voller „Knäpe".

Mein Bruder und ich hatten uns vom Nachbarn ein Schießgewehr, einen „Flobert", geliehen und schossen nach Medizinflaschen, die wir auf die Querlatten des Apfelspaliers im Garten stellten. Plötzlich gab es heftigen Lärm und groß' Gepolter. Wirtsmann und

Landesbibliothek Oldenburg

Viehhändler B. von der Sevelter Straße tobte in unserem Garten. Ich hörte, wie er unsere Mutter anrief: „. . . Peerde vörn Waogen dotschaoten . . ." und voll zorniger Beredsamkeit schilderte, was für Schlingel wir seien. Wir versteckten uns im Gebüsch des Gartens, mußten aber am selben Tage noch zu dem mit Recht erzürnten Mann gehen und um Entschuldigung bitten. Dabei erfuhren wir zu unserer Erleichterung, daß wir die Pferde nicht getroffen, sondern nur „binaoh dotschaoten harn". Aber die Kugeln hatte er pfeifen hören.

Mein Freund war „Smäs Heini", der Sohn eines angesehenen Auktionators von der Osterstraße, eines der reichsten Männer der Stadt, der Ratsherr und Grundbesitzer war. Von seiner sagenhaften „Sühnigkeit" erzählte man sich seltsame Geschichten. Doch führte die Familie ein gastliches Haus.

Heini zum Feinde zu haben war gefährlich. Er war wohl sechs Jahre älter als ich und baumstark.

Eines Tages lud er mich zu einer Radtour ein. „Wi fäührt nao'n Heidkrug tou bao'n." Ich harmloser Knirps war begeistert. Rittlings mußte ich mich auf die Verbindungstange vom Sattel zum Lenker setzen, ohne Polster natürlich, die Füße auf der Gabel des Vorderrades. Dann jagte Heini im wüsten Tempo mit mir durch die Stadt, Lange Straße, Eschstraße, Bahnhofstraße, Emsteker Straße, wobei er immer die Stellen aussuchte, wo das grobe Kopfsteinpflaster am holprigsten war und Löcher hatte, mein Bruder auf unserm Damenrad hinterdrein. Beim Heidkrug an der Emsteker Straße — in der Nähe der Schule Emstekerfeld — angelangt, war ich mehr tot als lebendig und froh, im lauen Wasser des Tümpels meinen zerschundenen Körperteil kühlen zu können, wobei ich mir auch noch die tückische Scherbe einer Flasche in den nackten Fuß trat. Nach etwa zwei Stunden ging die wilde Fahrt wieder heimwärts. Ich hatte gedrängt, denn um 17.30 Uhr begann das „Silentium". Um diese Zeit nicht zu Hause hinter den Büchern zu sitzen, galt als Verbrechen, unsere Lehrer kamen ins Elternhaus, um unser Pflichtbewußtsein zu überprüfen. Heini ließ mich aber vor dem Hause nicht absteigen, sondern jagte gegen 6 Uhr wieder mit mir durch die Stadt an den Häusern der Lehrer vorbei und rief sie ans Fenster mit klirrendem Geklingel, das schrill durch die sommerliche Nachmittagsstille gellte. Ich habe nie wieder eine Einladung von Heini angenommen. Die trüben Erfahrungen des Ausflugs und des folgenden Tages in der Schule verboten es.

Um diese Zeit war es auch, daß ich an einem Sonntagnachmittag mit meinen Freunden Theo R. und August S. einen „Spaziergang im Walde" unternahm, so lautete nämlich das Thema eines deutschen Aufsatzes, den wir zu Hause für Wittigs Bernd anfertigen sollten. Eigentlich hätten wir in der „Christenlehre" unter dem Erzengel Michael in der Kirche sitzen müssen. Theo hatte eine Methode erfunden, wie er seinem Vater — er sagte nur „use Olle" — Wein aus dem wohlverschlossenen Keller angeln konnte. Mit zwei Flaschen Rotwein, die ich in meiner Bluse versteckt trug, machten wir uns in Richtung der Bührener Tannen auf den Weg. Wir mußten einige Haken schlagen, um allen Gefahren in Gestalt unseres wohlbeleibten Kaplans Z., neidischer Kameraden und erziehungsüchtiger Schwestern aus dem Wege zu gehen. Im Walde legten wir uns auf den moosigen Grund und probierten voller Neugier den roten Wein von den Weißen Vätern aus Afrika. Ich kann nicht sagen, daß er mir gut schmeckte, aber wir kamen uns so männlich vor. Die Folgen dieses ungewohnten Genusses zeigten sich bald. Singend, schwankend und furchtlos traten wir den Heimweg an. Die Konsequenzen, die sich nachher im Schoße der Familie aus unserm Dummejungenstreich ergaben, hatten wir nicht vorausbedacht; wir wären sonst wohl nicht furchtlos gewesen. Neulich habe ich Theo nach vielen Jahren wieder gesehen. Er ist heute genau so würdig wie sein Vater es vor mehr als 50 Jahren war und erinnerte sich noch genau an alles.

Zu den schönsten Erinnerungen zählt das Spielen bei Meyer-Berg und bei Meyer-Hemmelsbühren. Die Söhne waren etwa im gleichen Alter wie ich. Eine Möglichkeit zum Räuber- und Schandarmspielen wie im Hemmelsbührener Busch gab es nicht wieder. Am schönsten war es natürlich in den Augustferien, wenn das Obst, die Pflaumen und die Spelgen zu reifen begannen. Besonderen Eindruck machte es mir, daß meines Freundes Schwester Hanna M. klettern konnte „as'n Katteker". Die höchsten Bäume und dicksten Eichen nahm sie spielend, und war „doch man bloß'n Mädchen."

+

Außer dem Club der Honoratioren gab es noch andere seltsame Clubs im Städtchen. Da war der „Feuerspeiende Club", der auf

Landesbibliothek Oldenburg

dem Berge in der Wirtschaft Uptmoor zusammenkam. Ihm gehörten würdige Herren an wie Bürgermeister Feigel, Rektor Fortmann, Meyers Bernd vom Berge. Sie saßen mit der langen Pfeife im Halbkreis um das Herdfeuer, erzählten sich saftige Geschichten, machten Stadtpolitik und — spieen ins Feuer, daher der originelle Name. Zu dem Club „Zipp — Zipp", der seine Sitzung bei Rumps Zettken abhielt, gehörten jüngere Leute. Hervorragende Mitglieder waren Thambusch' Bernd, Thölken Gerd und Schewen Hans. Diese passionierten Schlingensteller machten alljährlich gute Beute, und brachten es nicht selten auf mehr als 10 000 Vögel in einem Herbst. Die Tiere wurden in Butter eingemacht und waren eine willkommene Abwechslung für den winterlichen Speisezettel.

Die einfallsreichen jungen Männer heckten einst den Plan aus, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, Theodor Roosevelt, dem Onkel des Weltkriegspräsidenten Franklin Delano Roosevelt, ein Präsent von Krammetsvögeln zu machen. Dafür hofften sie auf eine reiche Spende für den geplanten Bau der Turnhalle, die heute an der Sevelter Straße steht. Sechs große Blecheimer wurden für diesen Zweck hergerichtet. Als besonders erfahren in der Zubereitung von Krammetsvögeln galt Frau Rehbock aus der Wirtschaft an der Langen-Straße (heute Hotel Niedersachsen). Sie briet die Tiere, übergoß sie mit bester Butter aus der Molkerei Cloppenburg und machte sie so in die Eimer ein. Die Sendung ging nach Amerika und die Wellen der Hoffnung und Spannung schlugen hoch. Nach vielen Wochen kamen die Eimer zurück, der Präsident hatte die Annahme verweigert. Aber die frisch-frommfröhlich-freien Turner waren keineswegs entmutigt. Die Turnhalle wurde auch ohne Dollars gebaut und ist heute ein sichtbares Zeichen des damals herrschenden edlen Gemeinsinnes. Die verschmähten Krammetsvögel gaben einen Festschmaus für die Turner, bei dem „kein Auge trocken" blieb. Das Humpen-Schmettern verstand man damals, es galt als eine Mannestugend, und der dicke Thomas, der 40 Glas Bier trinken konnte, war Gegenstand der Bewunderung.

+

Meine Schulzeit an der „Kombinierten Ackerbau- und Höheren Bürgerschule" ging Ostern 1906 zu Ende, und ich kam auf die „Hohe Schule", zum Gymnasium Antonianum in Vechta. Der Gesichtskreis weitete sich, das Streben nach Erkenntnis vertiefte sich, andere Lehrer, andere Freunde, andere Kräfte wurden wirksam, den Menschen, die Persönlichkeit zu formen, ohne daß man sich dessen ausdrücklich bewußt wurde. Von dem ersten Erlebnis in Vechta, das den Knaben tief erschütterte, erzählte ich schon kurz: Am Tage meiner Aufnahmeprüfung in Vechta erlag mein lieber Cloppenburger Lehrer, Vikar Franz Quatmann, einem Schlaganfall. Er hatte sich nach dem Mittagessen zur Ruhe begeben und war nicht wieder erwacht. Daß er erst 30 Jahre alt war, wußte ich damals nicht; Lehrer, Mütter und Väter haben für ein Kind kein Alter, sie sind einfach da. Am Tage vorher, dem Tage meiner ersten hl. Kommunion, war er in seiner ganzen Lebendigkeit und Frische noch in dem Hause meiner Eltern, um ihnen und mir seine Glückwünsche zu überbringen. Er war fröhlich, lachte sein eigenartiges Lachen, das wie „ts-ts-ts-ts-ts" klang, und gab mir gute Lehren für mein Verhalten bei der Prüfung.

Vechta war eine ganz andere Stadt als Cloppenburg. Da gab es Leben durch die vielen jungen Menschen, die den Straßen ein farbiges Aussehen verliehen. Die vielen Gymnasiasten mit den braunen, weinroten, grünen, blauen, weißen und hellroten Mützen beherrschten das Bild. Ob ich wohl einmal eine rote Mütze tragen würde? Sogar eine mit einem goldgestickten Abiturientenzirkel darauf? Ein unwahrscheinliches Glück, das zumindest noch in weiter Ferne lag! Die Primaner, das waren ja schon Herren, und die Oberprimaner gar! Die standen auf der Stufe der Halbgötter und gebärdeten sich den Kleinen gegenüber als solche, einige leutselig herablassend, andere hochmütig den Abstand wahrend, der einen Nimbus um sie spann. Ferner gab es die Seminaristen vom Lehrerseminar, die von den Gymnasiasten „Semmeltürken" genannt wurden, die Schülerinnen der Höheren Mädchenschule, von denen ich zunächst keine Notiz nahm, und dann, wie mir schien, unzählige „Pastöre", die geistlichen Professoren und Direktoren, die Seelsorger und den Hochwürdigen Herrn Offizial mit seinem Stabe.

Unsere Vechtaer Professoren kannten wir Cloppenburger schon dem Namen und dem Rufe nach aus den Erzählungen unserer älteren Mitschüler, die vor uns nach Vechta geschickt wurden, denn diesen Weg gingen mit wenigen Ausnahmen alle Cloppenburger

Landesbibliothek Oldenburg

Bürgerschüler um und kurz nach 1900. Als die „Vechtaer" Pfingsten 1905 zum ersten Male in den Ferien nach Hause kamen, da prahlte Theo Saad: „Wenn Bernd man kump, dann is all's in Ordnung". Theos Vater war Arzt in der Türkei, der Sohn wohnte bei seinem Onkel, Lehrer Thole, in der Schule an der Eschstraße, wo heute das Kolpinghaus steht, einem liebenswürdig-freundlichen Manne, den man „lüttke Schaulmester" nannte, weil er die Kleinen hatte. Außer Theo wohnten da auch noch sein Bruder Hans und seine niedliche Schwester Jasma. Die Rolle, die er in Vechta spielte, sollte nur eine „Gastrolle" sein. Vom Schulhof aus hatte der Turnlehrer beim Turnunterricht durch das offene Fenster der Obertertia beobachtet, wie Theo in der Religionsstunde bei „Bernd" mit Freunden Cognac getrunken und Skat gespielt hatte. Das war eine Häufung von Delikten, die seine Entlassung zur Folge hatte: Skat, Cognac, geistlicher Professor, Religionsstunde! Ob er vielleicht schon mehr auf dem Kerbholz hatte? Ich weiß es nicht. Mir war er immer als etwas Besonderes vorgekommen, denn er hatte eine Elektrisiermaschine, die damals sonst keiner hatte.

Mit „Bernd" war Brägelmanns Bernd gemeint, ein hochgelehrter Herr, mit mehrfachem „Doktor", von dem mein Schulfreund Josef Siemer — P. Laurentius — ein anschauliches Bild in dem Heimatkalender von 1954 gezeichnet hat. Er war gebürtig aus Cloppenburg — wer kennt nicht Brägelmanns Buchholz? — verbrachte in jüngeren Jahren gern die Ferien in seiner Heimatstadt, von wo er dann zu Schulbeginn wieder mit seinen „Studenten" zu Fuß nach Vechta wanderte, wie Wittigs Bernd uns gern erzählte. Letzterer konnte übrigens verteufelt wild werden, wenn er hörte, daß man ihn respektlos „Bernd" nannte, obgleich er ebenso von seinem Professor Brägelmann sprach. Mein Freund Gerd H. hatte nach Cloppenburg geschrieben: „Kannst „Bernd" man erzählen, wir stehen hier in Latein gut . . .". Der unvorsichtige Junge hatte Bernd den Brief in die Hand gegeben, und als Bernd „Bernd" las, da war die Freundschaft mit Gerd aus.

Von Brägelmanns Bernd, diesem „größten Original", wie P. Laurentius ihn nennt, waren so viele wunderbare Geschichten im Umlauf, daß man ein Buch davon schreiben könnte: Wie er einmal Besuch vom Schulrat hatte, wie er einmal den über den Moorbach hängenden Ast eines Obstbaumes absägte, an den er die Leiter gelehnt hatte, auf der er stand. Doch ich meine jetzt eine Schulgeschichte.

Mathematikstunde! Heute wird eine Klassenarbeit gemacht. Bernd schreibt die Aufgaben an die Tafel, setzt sich aufs Katheder, nimmt die „Kölnische Volkszeitung" vor, breitet sie groß aus und spricht mit seiner etwas näselnden, brüchigen Stimme: „Hier - habe - ich - eine - Nadel. Mit - dieser - Nadel - steche - ich - ein - Löchlein - in - diese - Zeitung. Durch - dieses - Löchlein - kann - ich - jeden - seh'n -, der - vielleicht - versuchen - sollte - zu - täuschen". Sprach's stach kein Löchlein, vergrub sich hinter seine Zeitung, vergaß über dem Leitartikel scheinbar alles. In der Klasse entwickelte sich nun ein wunderbares, reges geistiges Leben. In einer Ecke kamen die Skatkarten auf den Tisch, in einer andern balgten sich ein paar, einige holten den Karl May heraus, dort war noch der Homer für die nächste Stunde zu präparieren, die guten Mathematiker setzten sich zusammen, suchten und fanden gemeinsam die Lösung. Niemand war müßig, jeder arbeitete auf seine Weise; ziemlich laut war es auch. Plötzlich wurde kurz und energisch an die Tür geklopft, alles stob an die Plätze. Auf der Schwelle der geöffneten Tür stand der gestrenge Direktor. „Entschuldigen Sie, Herr Professor, ich dachte, es sei kein Lehrer anwesend." Die Tür knallte wieder zu! Ohne sich zu erheben, lugte Bernd erstaunt hinter seiner Zeitung her und fragte unschuldigheiteren Gemütes: „Wat wull däi?"

Mein Deutschlehrer war Professor Grönheim, ein gebürtiger Löninger, der später die Jahre seines Ruhestandes in seiner Heimat verbrachte. Er war ein vielleicht noch größeres Original als Bernd. Er hatte ein Gesicht wie eine alte Tante, mit gottseligen Falten um den Mund, einem niedlich aufgestülpten Kinn, rosigen Bäckchen und weißem Haar. Wir nannten ihn — pardon „sie" — nur Tante und sprachen von „ihr" wie von einer weiblichen Person. Sie wurde auch wohl in tonmalerischer Nachnahmung ihrer „oatschenden" Stimme Otsch (sprich: Oatsch) genannt. Sie war schwerhörig, mißtrauisch und prüde wie eine alte Tante, trug eine goldene Brille, schrieb voll Verachtung für die modernen Stahlfedern mit einem Gänsekiel und hatte ein kindliches Gemüt. In der Untersecunda lasen wir mit ihr „Hermann und Dorothea". Die Stelle im 2. Gesange, wo Hermann die Not der armen,

Landesbibliothek Oldenburg

durch den Krieg vertriebenen Flüchtlinge schildert, las sie uns con sentimento vor:

. . . Här auf däm Straohe
Lägt dä ärß äntbondene Frau des reichen Besätzers.
Dä äch mät Stieren und Wagen noch kaum, dä „kranke", gerättet.

„Herr Professor, Herr Professor", meldete sich „Jan van Lastrup" (Ostendorf), „bei mir steht die ‚schwangre'." —

„Sätz däch, dao bäst ein schlächter Jonge", knarrte Tante ihn an.

Tante reizte zum Karikieren. Wegen ihrer auffälligen Eigenschaften war sie leicht zu treffen. Auf einem Zettel hatte ich sie einst konterfeit und ihr ein Spitzenhäubchen mit Schleife angezogen. Ich war der Jüngste und Kleinste in der Klasse, saß aber neben dem riesenlangen „Mies" hinten in der letzten und größten Bank, weil sein Name mit „A", der meine mit „B" begann. Der Zettel mit der Karikatur wanderte von hinten durch die Bänke und erregte ziemliche Fröhlichkeit. Mir wurde bange dabei, denn ich bemerkte, daß Tante mit Habichtsblicken durch die funkelnde Brille den Weg der Zeichnung verfolgte, erregt ihren Bleistift im Munde drehend. Plötzlich stieß sie zu und — hielt das Bild, das sie aufmerksam betrachtete in den Händen. Totenstille! Jetzt mußte sich etwas Fürchterliches ereignen. „Szao, ßao, das ischa wonderschäön" . . Pause . . . „wär hat das gemacht?" . . . Pause . . . „will mal sähn, ob's noch Ährlichkeit gäbt bei euch" . . . Pause . . . Totenstille . . . atembeklemmendes Herzklopfen!

„Knöpfe ßählen!" Wenn Tante aufgebracht war, kämpfte sie die Erregung nieder, indem sie erst die 33 Knöpfe ihrer Soutane laut zählte. „. . . 31, 32 . . . 33? . . .", niemand meldete sich, also wieder aufwärts gezählt: „34, 35, 36 . . .", niemand! „. . . sechsenfüffßich . . . keine Ährlichkeit mähr? . . . vierensächßich, fömpfentsäch — . . .", das „ßich" sprach sie nicht mehr aus. In der letzten großen Bank meldete sich ein de- und wehmütiges Büblein. „Herr Professor, ich will es . . ." weiter kam ich nicht vor Rührung, ich betete still: „Lieber Gott, laß es noch einmal gut gehen." Tante schaute mich mit durchbohrender Strenge an, dann verzog sich ihr Gesichtchen zu einem kaum merklichen Lächeln: „Dao bäst ein onartiger Jonge, aber froit mäch, daß dao wänichstens ährlich bäst." Gute Tante! Mein Gebet hatte geholfen, aber meinen Platz erhielt ich vorn in der „ärßen" Bank, damit sie mich besser unter Augen hatte.

Auch von Tante gibt es tausend Geschichten, man braucht nur mal einen alten Vechtaer Pennäler darauf anzusprechen, dann lachen die Augen: Weißt du noch mit der Spieluhr auf der Fensterbank? Weißt du noch mit dem Wecker im Pult? Weißt du noch mit dem Flötenduett in der letzten Bank? „Wär brommt da?", fragte Tante.

„Der Pedell pfeift seinen Hühnern" oder „Es läuft gerade ein Zug ein", lautete die Antwort stets.

Um Pfingsten 1906 wurde mein Vetter Conrad zum Priester geweiht. Mein Bruder Georg und ich sollten bei der Primiz seine ersten Meßdiener sein. Die Bahnfahrt war ein großes Erlebnis, bei Lengerich ging es „dwaß dörn Barg".

Bei der Fülle, die im Dom zu Münster bei dieser feierlichen Gelegenheit herrschen würde, war es für mich Dreikäsehoch ausgeschlossen, daß ich etwas von der heiligen Handlung zu sehen bekam. Aber ein Freund meines Vetters, ich glaube er hieß Awick, sagte am Tage vorher zu mir: „Auf der Kanzel im Dom kannst du es am besten sehen." Ich glaubte ihm, denn er trug ja einen langen schwarzen Priesterrock. Am andern Morgen stand ich an der Kanzel, mußte aber entdecken, daß die nach oben führende Treppe durch eine schmiedeeiserne verschlossene Pforte abgesperrt war. In einem Augenblick, wo ich mich unbeobachtet glaubte, stieg ich also übers Tor und schlich die Stufen hinauf. Von hier hatte ich einen prachtvollen Überblick. Ich sah den erleuchteten Hochaltar, den Bischof, die Geistlichen und Ministranten, alles. Plötzlich sah ich aber noch einen Bischof mit einem langen roten Kleid, einem Sammethut und Hirtenstab, der langsam durch die Kirche ging und hierhin und dorthin guckte. Einen großen Bart hatte er auch. Mir war nicht ganz geheuer, blitzschnell tauchte ich unter. Vorsichtig spähte ich, ob er vorbei war, und kam wieder hoch. Auf der andern Seite war auch ein Bischof, der aufzupassen schien, ob die Leute auch alle beteten. Wieder duckte ich mich. Eigentlich hatte ich einen schönen Platz, bloß immer, wenn ein Bischof kam, mußte ich in die Kniee. Einmal werde ich es wohl vergessen haben, oder die Leute haben es ihm gesagt; die guckten zuletzt mehr nach mir als nach der Priesterweihe, die doch unten schlecht zu sehen war. Die Pforte wurde aufgeschlossen und der Bischof mit

Landesbibliothek Oldenburg

dem Bart kam herauf. Weg konnte ich nicht, an ihm vorbei konnte ich auch nicht, er war zu breit. Er sagte zu mir: „Du unartiger Junge . . .", das andere habe ich nicht verstanden, weil ich mich so wunderte. Ich hatte gemeint, Bischöfe sprächen bloß Latein. Einen Kirchenschweizer hatte ich noch nie gesehen.

Einmal im Leben kommt für den Jungen die Zeit, da entdeckt er, daß Mädchen ganz anders sind, als er bislang geglaubt hat. Die Erkenntnis ist verwirrend. Nicht, daß er etwas mit ihnen zu tun haben möchte, aber . . .

In Vechta am Markt stand ein großes Haus, da saß Sie manchmal hinter dem Fenster. Zuweilen begegnete ich Ihr auch auf der Straße und wagte unter heftigem Herzklopfen einen scheuen Seitenblick. Sie erschien mir wie ein überirdisches Wesen, und ihr Name bedeutete im Griechischen „die Eine". Es dauerte Jahre, bis ich wagte, einen Gruß anzubringen. Eine eigenartig romantische Atmosphäre herrschte in dem Städtchen, und unser Pennälerleben war romantisch umwittert. Wir hatten einen Freundeskreis, den die andern wohlmeinend den „Klub der Idealen" nannten. Zu ihm gehörten Heiko Kramer, jetzt irgendwo Dechant in Westfalen, Anton Klövekorn, der gottbegnadete Sänger und Musikant, dem die Mathematik feindlich gesinnt war — er fiel im ersten Weltkrieg — und der Götterbote Hermes. In meiner Klasse saßen Paul Mäkel, unbestrittener Primus, „Bui", heute unser Heimatdichter. Sie alle dichteten und schwärmten, die einen von Hedwig, Hermine, Agnes, die anderen von Mia, Toni, Marga in jener Zeit,

„. . . wo mir ihr Lächeln
mehr galt als der Sonne Strahl,
und ein Blick aus ihren Augen
Seligkeit und süße Qual."

Heiko schrieb einmal als Untersekundaner einen deutschen Aufsatz über die „Jungfrau von Orleans" in Hexametern, der unsern Deutschlehrer in nicht geringe Verlegenheit brachte. Wir meinten, ein so gutes Prädikat, wie dieser Aufsatz es verdiente, gebe es gar nicht; Tante wird jedoch wohl ihre Bedenken wegen der krausen Gedanken gehabt haben.

Hermann Bitter

Amerikanisches Mosaik

Inzwischen bin ich schon öfter wieder geflogen. Aber damals hatte ich mir geschworen: Einen Flug nach Amerika machst du nicht wieder mit, auch wenn er nichts kostet. Umsonst wünscht man sich nicht einmal den Tod. Der Flug zurück ist gewöhnlich besser. Das hängt mit der Umdrehung der Erde zusammen. So wenigstens erklärte es mir der amerikanische Pilot. Der Hinflug in 7000 m Höhe war schlecht. Fast über der Mitte des Ozeans setzt plötzlich ein Motor aus, ein Propeller versagt. Es ist Nacht, der Mond über uns bescheint romantisch die 3000 m unter uns segelnden, dichten weißen Wolken. Dazwischen tiefschwarze Lücken als Mahnung, daß unter den molligen Wolken der Ozean lauert. Natürlich wird alles nervös, auch ich. Aber als Schwarzrock, äußerlich ruhig und fest, zieht man in der Gefahr an wie ein Magnet. Um mich herum eine Traube fragender Menschen in verschiedenen Sprachen: Ist es gefährlich? — Nun, mir bleibt nichts anderes übrig als zu beruhigen: das kann immer mal vorkommen. Was hätte ich sonst auch sagen sollen? Dabei wäre mir vor innerer Erregung selber die Haut bald geplatzt. — Zurück nach Europa, wo sich in Irland alles um den Hals fällt, vor Freude, festen Boden unter den Füßen zu haben. Selbst der Kapitän gesteht mir, einer unangenehmen Situation entronnen zu sein. — Aber was bleibt uns übrig; nach drei Stunden Reparatur der zweite Aufstieg nach USA. Mehrere Passagiere brauchen plötzlich nicht mehr mit; sie sind spurlos verschwunden. — Nach 12 langen Stunden landen wir, nicht in USA, sondern in Canada — wiederum wegen der schlechten Flugverhältnisse.

Ich kann dies nicht vergessen, wenn ich von Amerika erzähle. Aber der feste Boden zwischen Canada und USA gibt mir wieder Mut und Unternehmungsgeist, auch wenn ein Ozean mich von Deutschland, von meiner oldenburgischen Heimat trennt. Und Eindrücke! Oft anders als wie sie in unserer Vorstellung schwirren. Wir denken automatisch an Wolkenkratzer. Nun gut, ich sehe sie in allen größeren Städten, in New York, in Washington, in Baltimore, in Chikago oder in dem riesigen Häusermeer der Städte

Landesbibliothek Oldenburg

am Mexikanischen Golf oder am Pazifischen Ozean. Trotzdem möchte ich wetten, daß der größere Teil der oft buntbemalten einstöckigen Häuser aus Holz ist, vor allem in den Vorstädten und in den unermeßlichen Weiten des mittleren Westens. Bauernhäuser in unserem Sinne gibt es nicht, auch keine Bauern und Bauerndörfer. Hier sieht man, verstreut liegend, technisch-perfektionierte Farmen, worauf ein nur ökonomisch denkender Farmer sitzt, der im Alter als pensionierter „Bauer" die letzten Lebensjahre in der Stadt verbringt. Ich war in einer solchen Stadt. Aberdeen in Dakota, im Bistum des apostolischen Nuntius von Deutschland, zählt etwa 80 000 Einwohner, von denen etwa 70 % pensionierte Bauern sind. Auch Oldenburger gehören dazu. Aber davon habe ich das letzte Mal schon erzählt. — Neben den flächenmäßig oft kleinen Häusern in quadratisch angelegten Siedlungen — auch die Städte sind nicht organisch gewachsen, sondern bewußt mit quadratischen Wohnblocks und schnurgerade sich schneidenden Straßen angelegt — der unvermeidliche schwere Wagen. Er ist nicht unbedingt ein Zeichen von Wohlhabenheit, weil man ihn hier in der Weiträumigkeit zum Verdienen braucht. Denn alles muß sich bewegen, und zwar schnell. Tempo ist alles, auf den Straßen, im Film, im Fernsehen, selbst die Reklame der Neonröhren wirft fließende Bilder und farbenflimmernde Propaganda. Überall also Dynamik, Langsamkeit ist Luxus. Wer weiß, wie lange der Globus sich noch dreht? So mein Gesamteindruck.

Die Wolkenkratzer sind schon imponierend. Sie sind nicht nur repräsentativ, wie etwa der Eiffelturm in Paris, sondern einer gewissen Notwendigkeit entsprungen. Hier z. B. von der windigen Höhe des höchsten Bauwerkes der Welt, vom Empire Building aus, kann ich es sehen: der Wolkenkratzerteil New Yorks ist vollkommen von Wasser umgeben. Manhattan kann sich nicht ausbreiten, es wächst also himmelwärts. In den mehr als 100 Stockwerken unter mir arbeiten täglich 50 000 Menschen, ich schätze also mehr, als die Einwohner von Cloppenburg und Vechta zusammengenommen, 214 Putzfrauen sorgen für Sauberkeit, 30 Fensterputzer halten die Scheiben blank. Wo soll das enden? Von hier aus überblicke ich Harlem, die größte Negersiedlung der Welt, das Chinesenviertel. An der anderen Seite schaue ich auf „Little Germany", Kleindeutschland also, mit 500 000 Deutschen. Bei allen guten Bestrebungen zur Konservierung ihrer Wesenszüge durch Vereine, Liedertafeln und anderes werden sie doch immer mehr im Schmelztiegel des amerikanischen Lebens untergehen. Auch unsere Landsleute aus Oldenburg.

Dabei wächst New York auch nach unten. Vor einigen Jahren sah ich als einziges Prunkstück der Sowjets in Moskau die schöne, in feierlich kaltem Marmor konstruierte Untergrundbahn; hier aber fahren Untergrundbahn, Eisenbahn, Autos vierstöckig durch den Felsboden dieser Stadt. Mein amerikanischer Begleiter flüstert mir ein wenig stolz schmunzelnd ins Ohr: das Wort „unmöglich" finden Sie bei uns im Lexikon nicht. Nun, auch hier wachsen die Bäume nicht in den Himmel, aber ich habe den Eindruck, der Amerikaner ist ein unbekümmerter großer Junge: mal sehen, ob's nicht geht. Er experimentiert.

In Boston werde ich einmal zu Experimenten eingeladen. Interessant nicht nur für mich. Denn auch den zuschauenden Amerikanern sind diese Erfindungen noch neu, weil sie die Tore des Laboratoriums noch nicht verließen. An elektrisches Händetrocknen und Tellerwaschen, an automatisches Öffnen von Garagentüren und Hauptportalen durch Elektronenaugen habe ich mich gewöhnt. Auch in den Gymnasien und Lyzeen habe ich manches gesehen. Wenn ich auch vorzog, durch die einzelnen Klassen zu gehen, so brauchte ich es nicht, denn im Direktorenzimmer — anscheinend ebenso gefürchtet wie bei uns — ist häufig eine Fernseh- und Sprechanlage. Von dort aus ist der „Chef" oder auch die Direktorin, wenn er es für nötig hält, sets unbeobachteter Beobachter aller Vorgänge bei Schülern und Lehrern. Gott Dank, daß ich kein Schüler mehr bin! Und unseren Schulen in Oldenburg wünschte ich es auch nicht, nicht einmal den Lehrern. — Aber was ich hier im Laboratorium erlebe: Ich sehe z. B. auf einer kleinen Platte den Partner, mit dem ich in einem anderen Gebäudekomplex telefoniere. Ich flüstere meinem Nachbarn mein Erstaunen ins Ohr, und prompt kommt ein mir völlig unbekannter Herr ins Zimmer, um mir zu verraten, was ich vorhin meinem Nebenmann gesagt. Woher weiß er das? Ich fühle mich am Anfang der Seelendurchleuchtung. Fast wage ich nicht mehr, zu denken. Es gibt kein Geheimnis mehr, obschon alles wiederum ins Geheimnis mündet. Oder es wird eine gewöhnliche Musik durch ein einfaches Vergrößerungsglas von Pianissimo auf Fortissimo gebracht und umgekehrt. Wie das

Landesbibliothek Oldenburg

vor sich geht, kann ich hier nicht erklären, aber es ist so. Ein Physiker orientiert uns über den letzten Stand der Weltraumforschung. Hätte ich mich sonst nicht schon für diese Dinge interessiert, mir wäre schwindelig geworden. Hier merke ich, die Zukunft hat bereits begonnen: Bitte, eine Fahrkarte zum Mond.

Die Kehrseite: Über der Wüste von Nevada schaue ich durchs Fenster meines Flugzeuges auf die Trichterfelder der Atombombenversuche. Im Umkreis von 300 km hört man die Detonation der Bomben, und bis zu 500 km fühlt man den Luftdruck. Ganze Geschwader von Kreuzern, Zerstörern und Kriegsschiffen jeglicher Gattung vor den Städten Los Angeles und San Francisco, mathematisch geordnet. In stählerner Ruhe scheinen sie zu schlafen, Gott verhüte, daß sie mal wach werden. Selbst die Traumfabrik Hollywood — wie viele unserer Jungen und Backfische wären von dieser schäbigen Vorstadt enttäuscht — selbst diese sogenannte Traumwelt also, vermag nicht über die weltpolitische Wirklichkeit hinwegzutäuschen. Aber aus meinen Gesprächen mit vielen Amerikanern spüre ich eine geradezu leidenschaftliche Abneigung gegen den Krieg: die Sowjets zwingen uns leider dazu, bereit zu sein.

Die Technik ist groß, aber unsere Vorstellung von Amerika falsch. Denn ganze Gebiete von der vielfachen Größe Oldenburgs durchfahre ich, die ohne Technik, ohne Zivilisation, fast ohne menschliche Siedlungen sind. Sumpfige Wälder wechseln ab mit Steppen oder Gebirgen mit rauschenden Bächen. Hier hat der Mensch sich noch nicht in seinem Werke reproduziert, alles ist wie am Tage der Schöpfung, selbst Bären, Wisente und Elefanten leben in trauter Annäherung an den Menschen, der als seltsamer Gast aus einer fremden Welt zu kommen scheint! Auch das ist Amerika. Die Menschen hier sind freundlich, zuvorkommend und hilfsbereit. Diese Hilfsbereitschaft soll das gute Erbe jener Pionierzeit sein, als der eine auf den anderen in der menschenarmen und gefahrvollen Zeit angewiesen war. Als Priester spüre ich diese Freundlichkeit noch mehr. Das Volk ist heute bereits eine Mischung aus 20 und mehr verschiedenen Nationalitäten und Weltanschauungen. Überall jedoch Toleranz. Selbst dem Neger gegenüber hat man heute Verständnis, er hat seine Rechte wie jeder Amerikaner. Trotzdem: ein weißer Autobusschaffner im Süden bittet mich freundlich, meinen Sitz im Wagen wechseln zu wollen. Es geht eben nicht an, zwischen den Schwarzen auf den hinteren Bänken zu sitzen. Auch die Wartesäle und Toiletten, die Schulen und Krankenhäuser sind praktisch noch immer reserviert. Nur an den Kommunionbänken der katholischen Kirchen gibt's keinen Unterschied. Vor Gott sind alle gleich; der Herr ist für alle da, und das macht mir Freude.

Auf den Stufen des Kapitols in Washington begegnet mir eine hohe, ehrwürdige Gestalt, bedächtig, majestätisch die Stufen hinabschreitend; bei jedem Schritt wippen die langen Federn des Kopfschmuckes leise nach. Das bronzefarbene, hagere Hakennasengesicht und die schneeweiße lederne Tracht läßt ihn aus der Menge auftauchen. Es ist ein über 80jähriger Indianerhäuptling, von einer kleinen Indianerin, seiner Enkelin, mit drei Federn am Hinterkopf und kohlschwarzen Augen, behutsam geführt. Tatsächlich, genau wie bei Karl May, nur nicht so kriegerisch. Auch hier ein nicht alltägliches Bild. „Was hat Sie aus dem weit entfernten Dakota nach hier geführt?" — „Ich habe mich bei der Regierung beschwert und protestiert." Nach zwei Monaten sehe ich ihn wieder als hochgeachteten Häuptling seines Stammes an den Ufern des Missouri; er nimmt mich freundlich auf, erzählt mir aus der Geschichte seines Stammes und läßt mich durch die Felsenhöhlen seiner Reservation führen.

In vielen Negerfamilien war ich zu Gast, häufiger noch bei den Weißen. Auch ohne Einladung. Wenn das nun nicht zu Knigge paßt, so doch ein wenig zu mir, denn ich möchte mich durch nichts über die Wirklichkeit des amerikanischen Alltags hinwegtäuschen lassen. Man merkt, daß der Zug der Menschen aus den Zentren in die Vorstädte mit Blumenbeeten und Rasen geht. Hier bauen sie sich einstöckige, breite Einfamilienhäuser, in krassen Farben, mit gelben, blauen oder roten Dächern, manchmal sehr schmuckvoll. Man kann diese Häuser auch „von der Stange kaufen". Die Hausfrau hantiert in der kleinen elektrischen Küche, oft auch am Schminktisch. Der Mann mäht den Rasen oder bastelt. Jeder hat wenigstens sein Handwerkszeug im Keller. Ich glaube, daß hier wirklich gearbeitet wird, wenn auch mit mehr technischen Hilfsmitteln als bei uns; aber es gibt grundsätzlich keine Arbeit, die schändet, auch nicht die des Tellerwäschers oder der Toilettenfrau. Die Mär „Vom Tellerwäscher zum Millionär" ist jedoch Unsinn; aber aus den peinlichst ge-

Landesbibliothek Oldenburg

führten Haushaltsbüchern mit Einnahmen und Ausgaben ersieht man das hohe Lebensniveau der Familie Smith. Und dazu gehört fast jedermann. Der Rundfunkapparat steht irgendwo ausgedient in einer Ecke, aber das Fernsehgerät kommt nicht zur Ruhe. Es gibt mehr Geräte als Haushalte. Der schwere Wagen — unser VW ist ein Spielzeug dagegen — gehört zur Familie wie der Schwanz zur Kuh. Denn Vati fährt damit zur Arbeit und Mutti zum Einkauf. Sie kauft natürlich Konserven. Dabei ist Mutti meist noch berufstätig, irgendwo auf einem Büro, als Stundenfrau oder Verkäuferin. Doch der Beruf der Verkäuferin stirbt allmählich aus. Überall kauft man automatisch nach dem Motto: „Bediene dich selbst", die Stenotypistin aber wird allmählich durch die Sprech - Tippmaschine oder das Elektronengehirn verdrängt. Die Erziehung der Kinder — Amerika ist nach dem Kriege ein kinderfreudiges Land geworden — ist wie bei uns ein Problem. Ich habe es zwar nicht so sehr empfunden, jedenfalls nicht mehr als bei uns; aber die Zeitungen berichten von einem grassierenden Zuwachs der Kriminalität. Ich glaube, daß etwas Wahres daran ist, auch wenn es in den Zeitungen steht.

Denn nicht alles ist Reklame, Propaganda, Trick, aber vieles, sehr vieles. Das verträgt sich mit der toleranten Grundhaltung des Amerikaners zum Mitbürger, zum Nachbarn in der Vorstadt, den man zu einer Party einlädt, mit dem man plaudert, dem man hilft. Amerika ist nicht historisch belastet durch Klassenkampf, denn jeder hat die gleichen Ausgangschancen. Man ärgert sich nur, in dieser Freiheit der Konkurrenz es nicht so weit gebracht zu haben wie der Nachbar John oder Bill. Sie sind eben fixer, werden „Boß" oder Inhaber eines Schnellimbiß-Restaurants, eines Friseurgeschäftes, oder man macht Karriere in der Industrie. Ich bin bei mehreren gewesen. Auch Oldenburger sind dabei. Der Vizepräsident der amerikanischen Stahlgesellschaft z. B. erzählt mir in epischer Breite sein Leben. Er kann sich heute diese Breite erlauben, denn er hat nur „dazusein". Vor 25 Jahren noch war er Zeitungsjunge, Hotelboy usw. Einer der wenigen, die es so weit brachten, durch Tüchtigkeit, Glück, durch unbarmherzigen Konkurrenzkampf. Aber weiterbringen will es jeder. Und dazu gehört — Geschäft ist Geschäft — die Reklame. Mir begegnet ein ganzes Regiment von Superlativen: Phänomenal, gigantisch, überdimensional die größte Heringskonservenfabrik der Welt; oder, wo keine Steigerug mehr möglich ist, wie z. B. am Ortseingang des Scheidungsparadieses in Reno: „Die größte Kleinstadt der Welt." Aber auch so: „Wir sind bankrott! Wenn Sie morgen kommen und kaufen, können wir unsere Gläubiger befriedigen. Hier sind die Preise, die wir Ihnen anbieten . . . Wie können wir Ihre Freundlichkeit vergüten?" Oder: „Kinder zanken sich wegen unseres Lebertrans, aber die Qualität darf darunter nicht leiden." Und in einem Inserat: „Das Fernsehen meldete gestern die Nummer des Hauptgewinnes. Irrtümlich hielt eine Rentnerin ihre Losnummer für die des Hauptgewinnes, weil sie schlechte Augen hatte und keine Brille trug. Der freudige Schreck tötete diese Frau. Wie gefährlich also, keine Brille zu tragen, wenn man schlechte Augen hat! Gehen Sie noch heute zum Optiker Smith, und lassen Sie sich eine verpassen!" — So geht es weiter: „Hereinspaziert, meine Damen und Herren, treten Sie näher, hier sehen Sie, hier können Sie", usw.

Nun, das soll genügen. Problematischer wird diese Art Propaganda schon im Bereich der Kunst oder des Religiösen. Ich besuche viele pompöse Museen, auch solche naturwissenschaftlicher, technischer Natur. Alles ist sehr belehrend für mich, wenn auch ein amerikanisches Heimatmuseum nicht mit den bedeutenderen der europäischen Länder konkurrieren kann, auch nicht mit dem Museumsdorf in Cloppenburg. Ich könnte mir vorstellen, daß unser Museumsdorf, an der Stelle einer geschichtlichen Erinnerungsstätte der jungen amerikanischen Geschichte erbaut, eine Pilgerstätte werden würde. Die Amerikaner haben noch keine Geschichte, aber ich erlebe es in den Schulen, daß man sie sucht. Daher die vielen von Staat und Behörden prachtvoll ausgestalteten Erinnerungsstätten der letzten zwei Jahrhunderte, die aber ein wenig gewollt und gekünstelt wirken. Aber das nebenbei. Denn ich denke an den Palast der Kunst in USA, dessen einmalige Ausstellung abstrakter Kunst durch Presserummel und Propaganda eine Unmasse von Menschen an sich zieht. Auch mich: jeder muß es gesehen haben, um „mitreden zu können", um nicht als rückständig zu gelten. Das Ganze jedoch — die sogenannten Künstler des Abstrakten mögen es mir verzeihen — ist „konfus mit Schmiß". Ich weiß nicht, ob die Bilder richtig hängen. Aber wie ich meinen Kopf auch drehe, es kommt für mich nichts Erkennbares heraus. Eine Kuh oder eine Landschaft, nicht mehr als solche zu er-

Landesbibliothek Oldenburg

kennen ist „scheißlich", aber modern. Obwohl ich um die gebildet erscheinenden Gegengründe meiner rückständigen Anschauung weiß, wäre ich dafür, daß in Deutschland wie auch hier in Amerika, die schöne Natur vor solch einer Art Kunstgewerbe gesetzlich geschützt würde. Im Lappan in Oldenburg etwa sehe ich Besseres. Vielleicht würde Picasso — klingt dieser Name nicht magisch? — mir recht geben, aber er behält sein berühmtes „Geheimnis" für sich. Auch hier, denn es lohnt sich.

Nun kann man dies alles ja auch in Deutschland erleben, Propaganda mit Bluff, aber im Religiösen kennen wir diese Art nicht. Doch ich will darüber nicht urteilen, wenn über den Dächern vieler Städte hier in haushohen Neonröhren zu lesen ist: „Christus, Herr der Welt," oder „Du brauchst Jesus". Das gibt es hier. Und dort, wo auf den Lastkraftwagen in Deutschland zu sehen ist: „Gib Zeichen, wir weichen", „Nimm dir Zeit und nicht das Leben", „Hör auf deine Frau, fahr vorsichtig", da sehe ich hier etwa folgende Fragen: „Hast du dein Morgengebet verrichtet?" oder „Hast du heute schon Gutes getan?" Auch das ist Amerika, und zwar viel mehr, als wir alle ahnen. Wo hast Du in Deutschland schon ein Hotel betreten mit dem deutlich erkennbaren Hinweis auf die Gottesdienstordnung in den nächstliegenden Kirchen? Das ist hier üblich. Auf jedem Hotelzimmer liegt eine Bibel; manchmal ist sie sogar benutzt. Ich erkenne es an den Anmerkungen, an den Frage- und Ausrufzeichen. Allgegenwärtig scheint sie zu sein, und nicht nur als Buch. Bis zur Tribüne des amerikanischen Bundestagspräsidenten, denn auf sie legen Minister und der Präsident der Vereinigten Staaten die Hand zur Vereidigung. Mit der Verfassung scheint sie das verbindende Element aller Amerikaner zu sein, für die Gläubigen ist sie Gottes Wort, für Ungläubige Quell ethischer Werte. Ich muß meine Vorstellung über Amerika in vieler Hinsicht korrigieren. Nicht als ob hier das religiöse Ideal realisiert wäre. Aber ich bin in vielen Familien, Schulen, Großbetrieben, habe Aussprachen mit Unternehmern und Vertretern der Gewerkschaften, mit Ministerialbeamten und Putzfrauen — ich treffe wohl auf Indifferenz, nie aber auf antireligiöse Einstellung. Die Gotteshäuser sind hier an Sonntagen oft überfüllt, an Werktagen viel mehr besucht als etwa in Deutschland, ja auch in Oldenburg. Dies trotz aller Technik, trotz des allgemein üblichen Make-up. Denn dies verträgt sich alles sehr gut mit einander, wenigstens hier. Das religiöse Leben ist hier gesellschaftsfähig, die Öffentlichkeit ist im ganzen religiöser geprägt als bei uns. Ich sehe nicht nur berühmte Männer der Wissenschaft, des politischen und kulturellen Lebens im Gottesdienst, sondern auch den als ein wenig indifferent geltenden Präsidenten Eisenhower fünf Bänke vor mir in einer Kirche, in welcher der auch in Deutschland bekannte Bill Graham predigt. Hätte ich keine Angst, hier auf diesen Blättern es vor meinen Landsleuten auszusprechen, ich würde sagen: Deutschland könnte ich mir fast vorstellen ohne echte religiöse Überzeugung, Amerika nicht. Aber ich bin bange, und darum schweige ich.

Auf dem Wege zu einer Kathedrale: mein Freund und Mitbruder, der in Vechta studierte und einer der bekanntesten Kanzelredner Amerikas wurde, fragt mich vom Steuer seines Wagens aus: „Hast du nicht noch einen guten Witz auf Lager?" — „Wie, jetzt vor der Predigt?" — „Ja, das Volk muß zuerst ordentlich lachen können." Und es hat gelacht, ich war dabei. Die Völker sind eben verschieden. Eine Predigt ohne Humor ist wie eine Suppe ohne Salz. — Der nach dem Präsidenten wohl populärste Mann Amerikas, der Weihbischof Fulton Sheen aus New York, macht es nicht anders. Seit Jahr und Tag hat er im Fernsehen allwöchentlich etwa 19 Millionen begeisterter Zuschauer aller Konfessionen, darunter viele, die konvertierten. Ich sah ihn öfter auf dem Schirm und lernte seine ernst-charmante Art in einer persönlichen Begegnung kennen. Ich bin beeindruckt, aber ob diese Art in Deutschland dieselbe Wirkung hätte?

Im Taxi wendet sich der Fahrer zu mir: „Sind Sie römisch-katholischer Geistlicher?" — „Jawohl." Und bumms, hält er bei der nächsten Kirche. — „Das kostet einen Dollar. Bringen Sie ihn bitte in den Opferstock." — Ich war verdutzt, aber ich hab's gemacht. Und dann fuhren wir weiter.

Vor dem Weißen Haus: Die Flagge auf dem Gebäude bezeugt die Anwesenheit des Präsidenten. Ich versuche, durch das Eisengitter hindurch eine Aufnahme zu machen. Dabei klopft mir jemand auf die Schulter. Es ist der wachhabende Offizier, der sich etwa 2 Minuten freundlich mit mir unterhält und dann sagt: „Wenn Sie also Geistlicher sind und Deutscher, kommen Sie mit." Und schon führt er mich durch das bewachte Tor, und ein Soldat darf mich auf dem Rasen des Präsidenten fotografieren, das Weiße

Landesbibliothek Oldenburg

Haus im Hintergrund. Ich glaube, selbst Eisenhower hätte Verständnis dafür gehabt, wäre sein Blick durchs Fenster zufällig auf mich gefallen.

In einer Familie: Vor den Bildern an den Wänden einer Wohnung hängen Tücher, wie bei uns vor dem Kruzifix an den Kartagen. Auf meine neugierige Frage nach dem Grunde erklärten mir die Eltern: Das machen wir immer während der Fastenzeit; unsere drei Backfischtöchter sollen sich beherrschen. Ich schaute mal neugierig zu. Es waren gar keine Bilder, sondern Spiegel.

Dies also einige Symptome des uns unbekannten Amerikas, und ich könnte sie vervielfachen. Nicht, als ob ich die Wirklichkeit nur mit einem Ohr ablauschen oder nur mit einem Auge sehen würde. Ich erinnere mich sehr wohl der Nudistenfilme, der pornographischen Literatur und der anstößigen Bilder, die oft neben Heiligenfiguren und Weihwasserbecken im gleichen Schaufenster hängen. Es gibt Reißer von einwandfreier Güte und Reklame von anständiger Unanständigkeit. Dies und vieles andere kann jedoch meinen positiven Eindruck vom religiösen Amerika nicht zerstören, und zwar vom Großteil des Volkes, welcher Konfession oder Sekte man auch angehört. Und davon gibt es viele, allzu viele.

Ich sagte es schon, bei den Negern bin ich oft und bei ihren Gottesdiensten meistens als einziger Weißer. In mir herrscht ein Gefühl innerer Beklemmung, wenn sich ihre zunächst melancholischen Spirituals von Minute zu Minute steigern, so daß ich daraus die Geburtstunde unseres Jazz zu erkennen glaube. Und dann nach einer Weile ein rhythmisch lärmender Höhepunkt mit ekstatischen Gesichtern und Armbewegungen und mit frenetischem Gottesgeheul, das den ganzen Raum erfüllt. Das augenblicklich aktuelle Rock'n Roll unserer Tanzböden in Deutschland scheint mir dagegen noch schwache Limonade zu sein. Gott wird alle Sprachen verstehen, die ehrlich sind. Und beim Anblick der 150 verschiedenen protestantischen Kirchen und Sekten glaube ich, daß viele Wege zu Gott führen, falls man den wahren Weg nicht findet. Aber die wahre Mutter steht dort in Blüte. Einheitlich im Glauben, in der Hierachie, in der Aktion. Die katholische Kirche hat sich zum stärksten geistigen und moralischen Faktor des amerikanischen Lebens entwickelt. Sie zählt Tausende von Schulen, Krankenhäusern, Kindergärten, Universitäten und Laboratorien. Mit 50 000 Priestern, 150 000 Schwestern mit großem Nachwuchs und vielen Zehntausenden von Lehrern und Professoren — all das wird von den katholischen Eltern finanziert! — ist die Kirche der letzten Jahrzehnte über 124 Diözesen mit über 33 Millionen Gläubigen hinausgewachsen. Was mir auffällt, ist das stolze Selbstbewußtsein im Bereich des Religiösen und dann die natürliche zwanglose Verbindung von Priester und Laien. Zum 1.: Bei einem Rundfunkvortrag erhalte ich Protest, da ich bei aller Anerkennung für das religiöse Amerika die wirklich noch christlichen Schichten Deutschlands als seelisch und religiös tiefer bezeichnete. Vielleicht hatte ich unrecht, aber immerhin — schließlich beschmutzt ein Vogel nicht sein eigenes Nest. Und zum 2.: Ein amerikanischer Universitätsprofessor sagte zu mir: Wissen Sie, viermal war ich in Deutschland. Sie sind ein intelligentes Volk, und viele Geistliche in Deutschland schreiben dicke, gelehrte Bücher, haben aber das Volk darüber verloren. Bei uns schreiben die Priester selten und dann höchstens lesbare Broschüren, aber sie stehen mitten im Volk, und das Volk steht zu ihnen. — Nun, was ich geantwortet habe, braucht nicht zu stimmen, aber bitte, urteile Du selbst. Sonst sind wir Deutsche gut gelitten und sehr geachtet.

Dies mag genügen. Ich habe ein Plauderstündchen zum Feierabend gegeben: Dies und das, von jedem was. Schnell und munter hingeworfene Pinselstriche für ein großes Gemälde, das nun jeder selbst ausmalen kann. Auf dem Untergrunde dieses Bildes erkennt man ein wenig das Milieu jener unserer Landsleute, die in Amerika die neue Heimat suchten und großenteils auch fanden. Nirgendwo bin ich freundlicher und großzügiger aufgenommen worden als bei den Oldenburgern der Neuen Welt, aus unseren südlichen oder nördlichen Kreisen. Eins ist mir jedoch aufgefallen: Wir sprechen und singen von einem Paradies auf Erden. Wir träumen von der Südsee, von Samoa und Hawai. Und oft ist Amerika das Land dieser Sehnsucht, das Land der romantisierten Cowboys und Dollarsäcke. Ich war dort. Und was mußte ich erleben? Den gleichen Wunsch nach einem fernen Paradies, den Wunsch, irgendwo auf einer anderen Seite der Welt sorglos, ohne Existenzkampf zu leben. Das führt in die Philosophie!

Ich für meine Person bin der Meinung, daß, wer hier sein Brot hat, wegen der Butter nicht nach Amerika ziehen sollte.

P. Callistus S i e m e r O. P.

Landesbibliothek Oldenburg

P. Laurentius M. Siemer O. P.

† 21. Oktober 1956

Ich habe ihn gekannt und geliebt; aber was gäbe ich dafür, könnte ich dem Lebenden ein einziges Mal noch meine Liebe bezeigen, wie es in diesen Zeilen dem Toten geschieht. Er hätte sich gefreut, — und wie konnte er sich freuen! Gerade in der sprudelnden Kraft zur Freude äußerte sich viel vom Wesen seiner Persönlichkeit. Dieser Wille zur Freude entsprang nicht nur den seelischen Tiefen dieses ungewöhnlichen Mannes, sondern er belebte ihn auch, machte ihn immer wieder jugendfrisch und erhielt ihn arbeitsfroh bis zum letzten Tage. Dieser Wille riß ihn selbst und andere immer wieder mit und empor, obwohl dem Entschlafenen das Leben an Leid und Schwere wenig ersparte. P. Laurentius war und wirkte zeitlebens wie ein unbekümmerter, fröhlicher Junge. „Das werden wir schon machen!" war einer seiner Lieblingssätze. Diese unkomplizierte und im höchsten Sinne naive Jungenhaftigkeit, die den oft weiten und schweren Weg vom Wollen zum Vollbringen nicht zu kennen schien, befeuerte seine ungewöhnliche Intelligenz und Tatkraft, so daß er sich vor keiner Aufgabe bange machte; und manche Lösung gelang ihm einfach deswegen, weil er sie wagte und wollte. Darum war er so gut wie immer in seinem Kreis und in seiner engeren Umwelt die vorwärtsdrängende und aufwärtstreibende Kraft. So sah und empfand ich ihn, so wirkte er auf mich, als er mich im Krankenhaus wenige Tage vor seinem Heimgang besuchte.

Wir wußten alle, daß er lebensgefährlich krank war, aber wir nahmen das trotzdem nicht ernst; und wie sollten wir auch, da er immer der Stärkere und Stärkende war. Dann stand ich am Sonntagabend, dem 21. Oktober 1956, an seinem Totenbett, auf das man ihn vom Arbeitstisch weg gelegt hatte.

Da lag er nun im weiß-schwarzen Gewand der Predigerbrüder, das er ungefähr fünfzig Jahre in Ehren getragen, und dem er Ehre gemacht hatte; so erschütternd schmal war er, auf dessen Schultern der Herrgott eine Last gelegt hatte, die der Lebende mit einer geradezu lächelnden Selbstverständlichkeit zu tragen schien, und unter der wir übrigen wahrscheinlich zusammengeknickt wären, wie ein Schilfrohr unter dem scharfen Nordost seiner nordischen Heimat. Die edle, hohe und breite Stirn, hinter welcher Kraft, Mut, Klugheit und Zielsicherheit daheim waren wie das Herdfeuer unter dem schweren Dach und dem starken Gebälk unserer niedersächsischen Bauernhäuser, war zugedeckt von der Kapuze seines Ordenskleides. Seine blauen Augen waren nun für immer geschlossen; diese Augen, aus denen Güte, Sorge und Mitleid einen anblickten, die aber auch Witz, Ironie und Zorn sprühen konnten. Sein halboffener Mund wirkte ein bißchen töricht, wie er es auch im Leben dann und wann tat; aber welch ein Meister des Gespräches war dieser Mann; wie hatte er seine Zuhörer in den Bann seines lebendigen und beschwörenden Wortes gezogen, immer bestrebt, das Wort Gottes den Seelen der Menschen nahezubringen. Seine Hände, immer wieder zum Wohltun geöffnet, die Fähigkeit der sprechenden Gebärde beherrschend wie die Hand des Künstlers das Instrument, lagen nun fahl und kraftlos, der endgültigen Müdigkeit anheimgegeben, aber den Rosenkranz umklammernd, der seit den Tagen der Einkerkerung sein Herzensgebet geworden war. Die Füße starrten hart und steif nach oben; sie hatten den Weg beendet, den sie so oft und weit gemacht hatten, das Reich Gottes zu vergrößern.

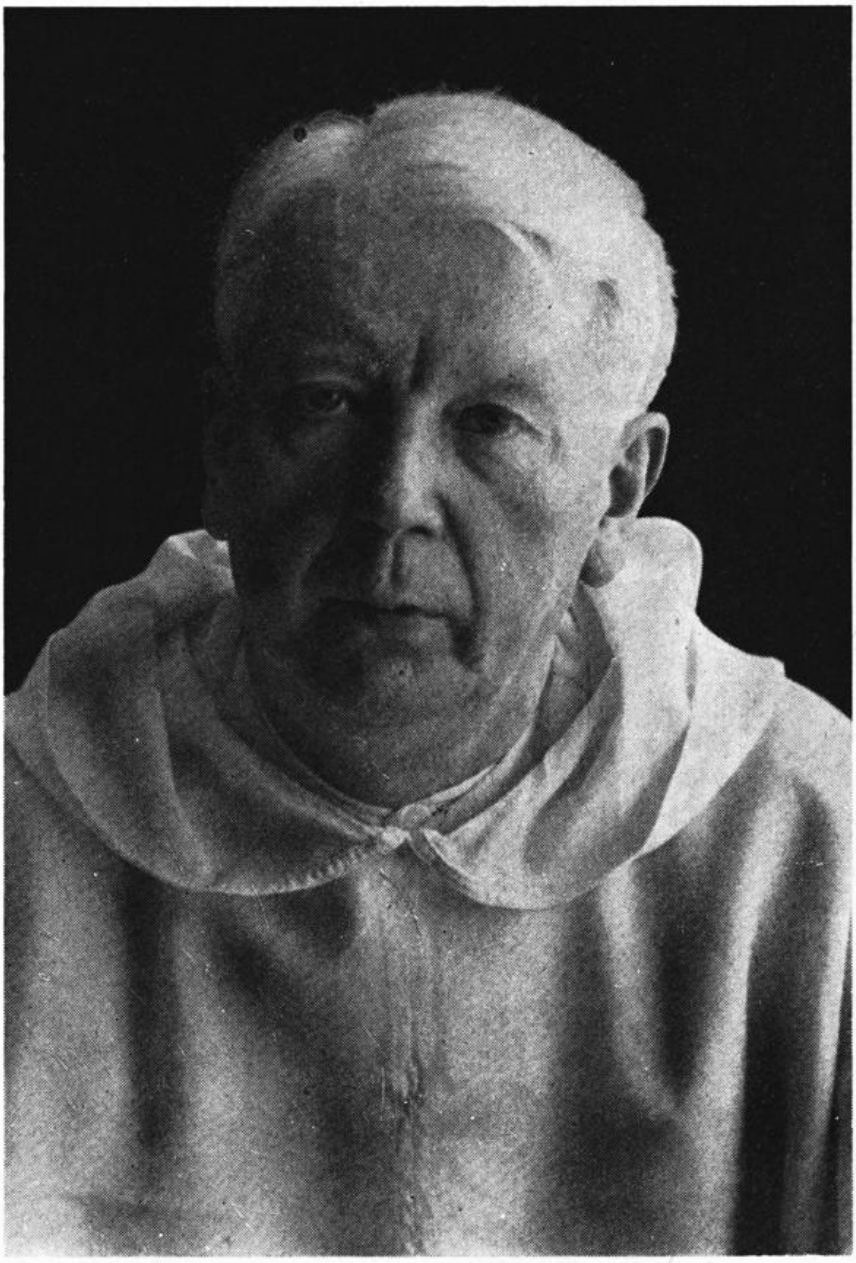
Ich stand nun vor und über ihm, der ich im Vergleich zu ihm immer der Kleinere war, und wie drängte es mich, ihm noch einmal etwas Gutes zu sagen, etwas Zärtliches zu tun; aber vergebens. Der Tod beherrschte endgültig den Raum, den er, der Tote, mit der starken und breiten Kraft seines Menschtums ausgefüllt hatte.

Ordensleute empfinden den Tod eines Mitbruders anders als den Verlust eines Blutsverwandten. Sie sind kühler, sachlicher; denn das Herz ist durchweg wenig betroffen: es muß eben so sein; der Mitbruder hat sein Ziel erreicht; der Herrgott hat ihn zu sich genommen; das Leben geht weiter. Aber beim Tode von P. Laurentius war es anders. Dieser Tod hat uns allen das Herz bedrückt, die Sprache verschlagen, Tränen in die Augen getrieben, deren keiner sich schämte: wir alle hatten nicht bloß den Mitbruder, den großen und starken Mann, sondern den Herzensbruder verloren.

Und doch hatte er einen guten Tod, einen Tod, wie er ihn sich wünschte, und wie er bei ihm auch nicht gut anders zu denken war. —

Landesbibliothek Oldenburg

Über die äußeren Daten seines Lebens möchte ich hier nicht schreiben; sie sind den Lesern des „Oldenburger Heimatkalenders" durch seine eigenwilligen, aber in jeder Zeile den geprägten Charakter verratenden Erinnerungen hinreichend bekannt und nach seinem Ableben durch Presse, Rundfunk und Fernsehen zur Genüge dargestellt worden.



P. Laurentius M. Siemer O. P.

P. Laurentius war ein Mann, den man so leicht nicht vergessen kann. Lebendig sehe ich ihn vor mir: mit seinem schlürfenden, die Füße ein wenig nach innen kehrenden Gang; die rechte Schulter ruckartig anhebend wie einer, den eine Last drückt; das Gesicht gezeichnet von Linien, die wie Kerben in einen Eichenstamm eingehauen wirkten. So betrat er mit einem etwas müden und gleichgültigen Gesicht den Gemeinschaftsraum; aber sogleich verwandelte sich der ganze Mensch. Im Nu war er mit allen seinen Kräften anwesend und beherrschte das Gespräch, das er nach seinen Ideen formte, wenn ihn der Gegenstand interessierte. Und ihn interessierte fast alles, und über fast alles wußte er etwas zu sagen. Der Umfang seines Wissens war erstaunlich groß, nicht immer jedoch die Tiefe und Richtigkeit. Kennzeichnend für ihn war die Schnelligkeit seiner Auffassung, die aber nicht bloß — wie das bei reinen Gedächtnismenschen

Landesbibliothek Oldenburg

der Fall ist — registrierte, sondern sofort eine bejahende oder ablehnende Stellung einnahm. Man kann jedoch die Gestalt von P. Laurentius nicht richtig verstehen, wenn man vergißt, daß er in erster Linie nicht ein Mensch des reinen Erkennens, sondern des Wollens und Tuns war. Er war nicht der Typ eines Gelehrten oder Forschers. Dazu fehlte ihm die Beständigkeit und der Respekt vor dem Gegenstand. Alles an ihm verriet den Nachkommen niedersächsischer Bauern, die hinterm Pflug gegangen waren. Hätte er jedoch selbst gepflügt, so wären die Furchen sicher schief und krumm geworden, aber die Frucht wäre gediehen; und darauf kam es ihm an. Es sei auch nicht verschwiegen, daß die ganze Art des Verstorbenen manchmal willkürlich und gewalttätig wirken konnte. Er sorgte für Unruhe, wohin immer er kam. Daß er unter diesen Umständen mit seiner Umwelt, insbesondere auch mit seinen Mitbrüdern, in Konflikte geriet, ist ohne weiteres klar. Er selbst hat darunter wohl am schwersten gelitten, wenn er auch wenig darüber sprach. P. Laurentius sprach gern und viel, aber über seine persönlichsten Dinge so gut wie gar nicht. Darin war er scheu wie ein Kind.

Gerade diese Kindlichkeit wirkte immer wieder versöhnend, wo es notwendig war. Er war ein Mann, den man wegen seiner Tüchtigkeit überall schätzte, dessen Impulsivität an die Nerven ging, der aber trotzdem von vielen geliebt wurde, eben weil er im Grunde ein Kind war.

Als ich die ganz ungewöhnlich zahlreichen Kondolenzschreiben — vom Heiligen Vater in Rom, dem Bundeskanzler in Bonn bis zum schlichten Arbeitsmann — las, die an sein Kloster gegangen waren, war ich überrascht, wie viele ihm in tiefster Verehrung und Dankbarkeit verbunden waren. Geradezu rätselhaft war die Anziehungskraft, die er ausübte, und die so viele Rat- und Hilfesuchende zu ihm führte. Eine klare Lösung dieses Rätsels weiß ich nicht, aber ich glaube, daß sein aus der Jungenhaftigkeit entströmender Charme, seine große praktische Intelligenz, seine verständnisvolle Güte, vor allem aber auch seine tiefe und gesunde Gläubigkeit und die hohe Lauterkeit seines Wesens hierfür bestimmend waren. P. Laurentius war ohne jeden Zweifel ein tief religiöser Mann, wenn auch nicht im landläufigen Sinne fromm. Die göttliche, überirdische Welt war ihm eine so lebendige Wirklichkeit wie dem Kind das Christkind. Mehr möchte ich darüber nicht sagen, weil es gegen den Willen des Verstorbenen wäre.

Nur eins noch: P. Laurentius war ein ganz und gar lebendiger und gesunder Mann, dem Drängen des Blutes und des Herzens ausgesetzt, aber ich habe allen Grund zu sagen, daß er im Stande der Taufunschuld hinübergegangen ist.

P. Alexander Siemer O.P.

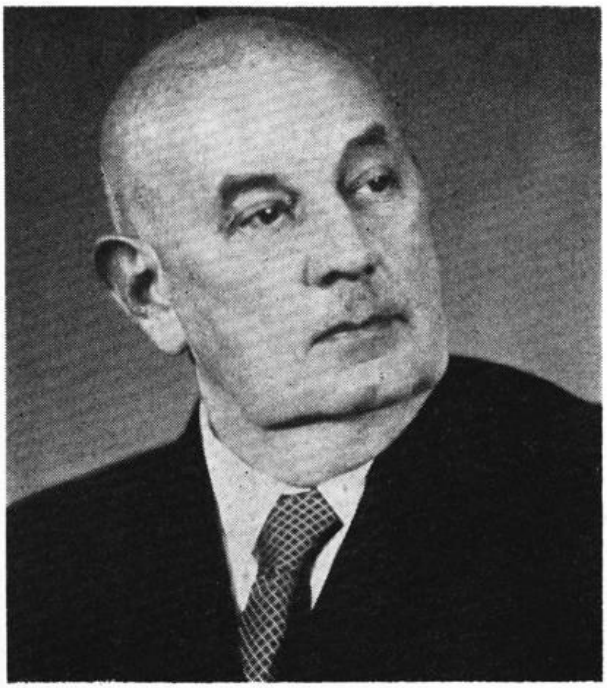
Anmerkung: Die Leser des Heimatkalenders für das Oldenburger Münsterland seien an dieser Stelle hingewiesen auf zwei Veröffentlichungen von P. Laurentius Siemer, und zwar 1. auf die schon in 2. Auflage erschienene Sammlung von Rundfunkvorträgen: „So sind wir Menschen" und 2. auf das die in unserem Heimatkalender veröffentlichten Lebenserinnerungen des Verewigten gewissermaßen ergänzende Buch „Aufzeichnungen und Briefe". Beide Werke sind erschienen im Verlag Josef Knecht, Frankfurt a. M. **Dr. O.**

IN MEMORIAM
Med.-Rat Dr. Heinrich Lübbers

Ein Trauergefolge, wie es am 9. Februar 1957 den Medizinalrat Dr. Heinrich Lübbers zur letzten Ruhe begleitete, hatte der Ort Löningen bis dahin wohl nie gesehen. Mit ihm war eine Persönlichkeit aus dem Leben geschieden, wie man sie selten findet. In ihm vereinigten sich jene Eigenschaften edlen Menschentums, deren Wärme die Umgebung spürt, ohne daß sie sich aufdrängen, weil sie aus sich strahlen und leuchten. Die Wirkung seiner Persönlichkeit ging weit über die Grenzen seiner engeren Heimat hinaus. Jeder, der ihm begegnete, fühlte, daß er einen Menschen besonderer Prägung und eigener Art vor sich hatte, dessen Zauber man sich schwer erwehren konnte. Dabei ist sein Leben, nach äußerem Geschehen zu urteilen, fast ereignislos verlaufen, jedenfalls hat es keine besonderen Geschehnisse zu verzeichnen, die nicht auch einem anderen bürgerlichen Menschen widerfahren, dessen Leben in festen, vorgezeichneten Bahnen verläuft. Auch ihm war ja seine Bahn in gewissem Sinne vorgezeichnet.

Am 6. Mai 1880 wurde Heinrich Lübbers als Sohn des Medizinalrats Dr. Heinrich Lübbers und seiner Ehefrau Maria Arck geboren. Er besuchte die Volksschule und die Bürgerschule seiner Heimat, die er als Tertianer mit dem Gymnasium Antonianum in Vechta vertauschte. Heinrich Lübbers von seiner Pennälerzeit, von dem alten Musenstädtchen mit seinen Straßen und Kneipen, von seinen Lehrern erzählen hören, die in

Landesbibliothek Oldenburg



Medizinalrat Dr. Heinrich Lübbers

seiner Erinnerung und nach seinen Geschichten Gestalten von unwahrscheinlicher Originalität und erstaunlichem Format gewesen sein müssen, war ein Erlebnis. Er besaß die Gabe, alles mit einem goldenen Pinsel der Romantik zu malen, mit künstlerischem Geschmack und Lust am Fabulieren Lichter aufzusetzen, die ihm selber und seinen Hörern Quelle reiner Freude waren.

Im Herbst 1899 verließ er das Gymnasium mit dem Zeugnis der Reife und trat, durch Herkunft und Neigung zum Arzt bestimmt, in die Fußstapfen des Vaters. An den Universitäten Göttingen und Straßburg, München und Leipzig studierte er Medizin. Er hat die Zeit seines Studiums, die Lern- und Wanderjahre des Akademikers, wohl wahrgenommen. Er schaute sich um in der Welt und studierte mit Eifer, so daß er im November 1904 das Universitätsstudium mit dem medizinischen Staatsexamen und der Promotion abschloß. Vier Jahre lang war er darauf Assistenzarzt und Oberarzt in einem Krankenhaus in Gelsenkirchen, belegte dann noch einmal für zwei Jahre medizinische Vorlesungen in Berlin und schloß diesen Abschnitt seiner beruflichen Ausbildung mit der Kreisarzt-Prüfung ab.

Nach dem Tode seines Vaters wurde er dessen Nachfolger als praktischer Arzt in Löningen und als Amtsarzt (heute Kreisarzt) des Großherzoglich-Oldenburgischen Amtes Cloppenburg. Im Jahre 1912 heiratete er Helene Bartels, die Tochter des Brauereibesitzers Bartels, Löningen, und dessen Ehefrau Dora, geb. Meyer-Nutteln. Damit sind die äußeren Ereignisse seiner Lebensbahn eigentlich abgeschlossen; nach den Studien- und Lehrjahren war er in die Heimat zurückgekehrt, sein Lebenskreis hatte sich geschlossen. Doch jetzt begann die eigentliche Lebensarbeit. Eine aus würdiger Überlieferung, festgefügter Umwelt und hervorragender Veranlagung geformte Persönlichkeit entfaltete Kräfte, die beglückend auf die Umgebung wirkten; ein Mensch und ein Arzt baute sich eine Welt und schuf sich ein Feld, dem Liebe zum Beruf und Arbeitsfreude reiche Früchte abgewannen.

Den Älteren ist die Zeit noch lebendig, den Jüngeren kaum noch vorstellbar, wo es in unserer südoldenburgischen Heimat sehr wenig gepflasterte Landstraßen gab, wo der Landarzt zu jeder Tages- und Nachtzeit, bei Sonnenschein und Regen, bei Sturm und Frost, im Sommer und im Winter bereit sein mußte, mit dem Fahrrad oder mit dem „Wägelchen" grundlose Wege zu fahren, über Acker und Heide zu stapfen, mit der Sturmlaterne sich seinen Weg suchend, um seine Patienten zu besuchen, seinen Kranken Hilfe und Linderung oder wenigstens doch, wenn die ärztliche Kunst am Rande ihrer Möglichkeiten angelangt war, Trost und Stärkung zu bringen. Der Beruf des Landarztes vor fünfzig und mehr Jahren war ein sehr harter, wie ich aus eigener Anschauung gewahr wurde, wenn ich in meinen Ferien einmal meinen Vater auf nächtlichen Fahrten begleitete. Heinrich Lübbers war unermüdlich, unverdrossen, mit stets gelassenem Gleichmut, ja mit immer gleichbleibender Heiterkeit bei seiner Arbeit. Dieser nie erlahmende Eifer, der ihn bis ins Alter und in die Tage seiner Krankheit nie verließ, entstammte eben seiner Liebe zum Beruf, seiner Liebe zum Menschen und seiner Ehrfurcht vor dem Leben. Er besaß die Eigenschaften, die Goethe „Das Göttliche" nennt, das er uns deutet mit den Worten:

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Angeborene Begabung und Liebe zum Beruf, in dem er sich in stetem Bemühen weiter zu bilden suchte, verliehen ihm eine erstaunliche Sicherheit der Diagnose; die Liebe zum Menschen machte ihn zum Psychologen, der ahnend und spürend in die untersten Bezirke der Seele vordringt und gerade dort

Landesbibliothek Oldenburg

oftmals den Herd der Krankheit entdeckt; die Ehrfurcht vor dem Leben gab ihm das Verständnis für das Leiden und die Behutsamkeit in der Behandlung. Wenn er mit strahlender Zuversicht das Krankenzimmer betrat, gab es schon seelischen Kontakt, ließen die Spannungen nach, stellte sich die gläubige Bereitschaft ein, die die Voraussetzung für die heilungbringende Wirkung ärztlicher Kunst ist. Heinrich Lübbers war berufen zum Arzt.

Einen großen Teil seiner Arbeitskraft widmete er der Verbesserung der allgemeinen hygienischen Lebensbedingungen seines Kreises, die ja seine Aufgabe als Amtsarzt war, wie auch der Erweiterung und Vervollkommnung der Einrichtungen des Krankenhauses in Löningen, an dem er arbeitete. Der energische Angriff auf die ehemals furchtbare Volksseuche unserer Heimat, die Tuberkulose, ist zum großen Teil sein Verdienst, wobei die Abschaffung der „Durke" (Alkoven), jener Herde einer Seuche, die heute dank der ärztlichen Kunst ihre Schrecken verloren hat, von besonderer Bedeutung war. Das St.-Annenstift in Löningen wurde unter seiner tatkräftigen Förderung eines der modernst ausgestatteten Krankenhäuser der engeren und weiteren Heimat. Mit welcher Liebe zeigte er die Röntgen-Apparate, das Operationszimmer, die Krankensäle, mit welchem Stolz führte er seine Freunde durch die Um- und Anbauten des Hauses!

Bei all seiner Freude an der Arbeit und Liebe zum Beruf hatte er immer Zeit für seine Freunde und ein offenes, gastliches Haus, das seine Gemahlin anmutig in seinem Sinne zu führen verstand. Niemand von Rang und Stand, ob Männer der Kirche, des Staates oder der Wirtschaft, der in Löningen zu tun hatte, versäumte es, beim Herrn „Rat", so nannten ihn seine Mitbürger, einen Besuch zu machen, und seine gern und großzügig gewährte Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Er liebte es, in guter Gesellschaft bei einem guten Tropfen gute Gespräche zur führen, die alle Fragen betrafen, die Natur- und Geisteswelt bewegen, die in Staat und Kirche Gewicht haben oder von den letzten Dingen handeln. Daß dabei auch der Frohsinn auf seine Kosten kam, dafür sorgte sein lebenbejahender Optimismus, seine eigene, heitere Natur, sein gesunder Sinn, der, allem Pathetischen abhold, ein Gespür für das Echte hatte und dem Unechten mit einem freundlichen, nie verletzenden Sarkasmus begegnete.

Eine besondere Freude war es ihm, in den akademischen Ferien sein Haus mit Studenten zu bevölkern, die hier wie im Elternhaus ein- und ausgingen. Oftmals erklangen dann zur Abendstunde fröhliche Studentenlieder, flogen zündende Scherzworte, wobei „Herr Rat" im Rededuell mit den Waffen des Geistes wacker seinen Mann stand. Bei solcher Gelegenheit öffnete er auch die Schleusen seiner Erinnerungen und erzählte von Vechta, von Leipzig und Straßburg. Kam dabei auch die Rede auf Göttingen, so folgte ganz sicher der alte Burschenkantus:

„O Göttingen, o Göttingen,
du wunderschönes Nest,
Darinnen ich vor Jahren
einmal Student gewest."

Dann erzählte er von seiner Korporation Winfridia-Göttingen (im KV), die er jedes Jahr mit seiner Frau zum Stiftungsfest besuchte, der er nach seinem fünfzigjährigen Doktorjubiläum sein Klavier vermachte. Ihren Grundsätzen: Religion, Wissenschaft, Frenudschaft, hat er sein Leben hindurch die Treue bewahrt. Religion war ihm mehr als ein Lippenbekenntnis, ihm war sie ein aus dem Herzen kommendes „Credo in unum Deum", das Ausgerichtetsein auf Gott, auf die Glaubens- und Sittenlehre der Kirche; Wissenschaft war ihm nicht die Erfüllung einer durch den Beruf auferlegten Pflicht, sondern das Streben nach Erkenntnis, das Ringen um die letzten Wahrheiten, lebendige Anteilnahme an den berufswissenschaftlichen und geistig-religiösen Problemen unserer Zeit. Freundschaft zu geben und zu empfangen war ihm Bedürfnis, Wohltun eine vornehme, menschliche Pflicht; er half nicht nur mit Rat, vielen hat er still geholfen durch die Tat. Er erfüllte die Forderung, die Goethe in der Schlußstrophe des Gedichtes „Das Göttliche" also formuliert:

Der edle Mensch
Sei hülfreich und gut!
Unermüdet schaff er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild.

So war Heinrich Lübbers. Am 5. Februar 1957 ist er gestorben, am 9. Februar haben wir diesen stets in unserer Erinnerung bleibenden Mann zu Grabe getragen. Auf dem Friedhof in Löningen deckt ihn jetzt die heimatliche Erde, der er mit jeder Faser seines Herzens verbunden war.

Hermann Bitter

Landesbibliothek Oldenburg

Ein Leben aus der Heimat für die Heimat

Anton Fortmann-Damme zum Gedenken

„Der ist in tiefster Seele treu, der die Heimat so liebt wie du!" Die Anwendung dieses viel zitierten Satzes auf einen hervorragenden Mann unserer Heimat war selten berechtigter als auf den allzu früh verewigten Anton Fortmann, den bekannten Geschäftsführer der landwirtschaftlichen Bezugs- und Absatzgenossenschaft in Damme. Seine einflußreiche und um die Gemeinde Damme wie um den Kreis Vechta hochverdiente Persönlichkeit lebte ganz aus den Kräften des heimatlichen Raumes. Die Heimat mit all ihren Gegebenheiten beherrschte das Denken und Fühlen des ausgezeichneten Mannes. Sie gab seinem vielseitigen Wirken die befruchtende Kraft.

Anton Fortmann hatte gewissermaßen immer die Hand unmittelbar am Puls unseres gesamten heimatlichen Lebens. Er machte kein Aufhebens davon. Sein Wirken vollzog sich in der Stille. Aber seine starke Persönlichkeit trat während der letzten Jahre stets mächtiger in Erscheinung. Die Freunde, die darum wußten, setzten große Hoffnungen auf ihn . . .

Der Frühvollendete stammte aus Dümmerlohausen. Sein Heimatdorf mit der abwechslungsreichen Umgebung blieb ihm zeitlebens die eigentliche Heimat. Besonders war er der Landschaft um den Dümmer verhaftet. Dort erlebte er seine Kindheit und Jugend, und dort holte er sich später als Bauer, Naturfreund und Jäger stets neue Kraft für seine wachsenden Aufgaben.

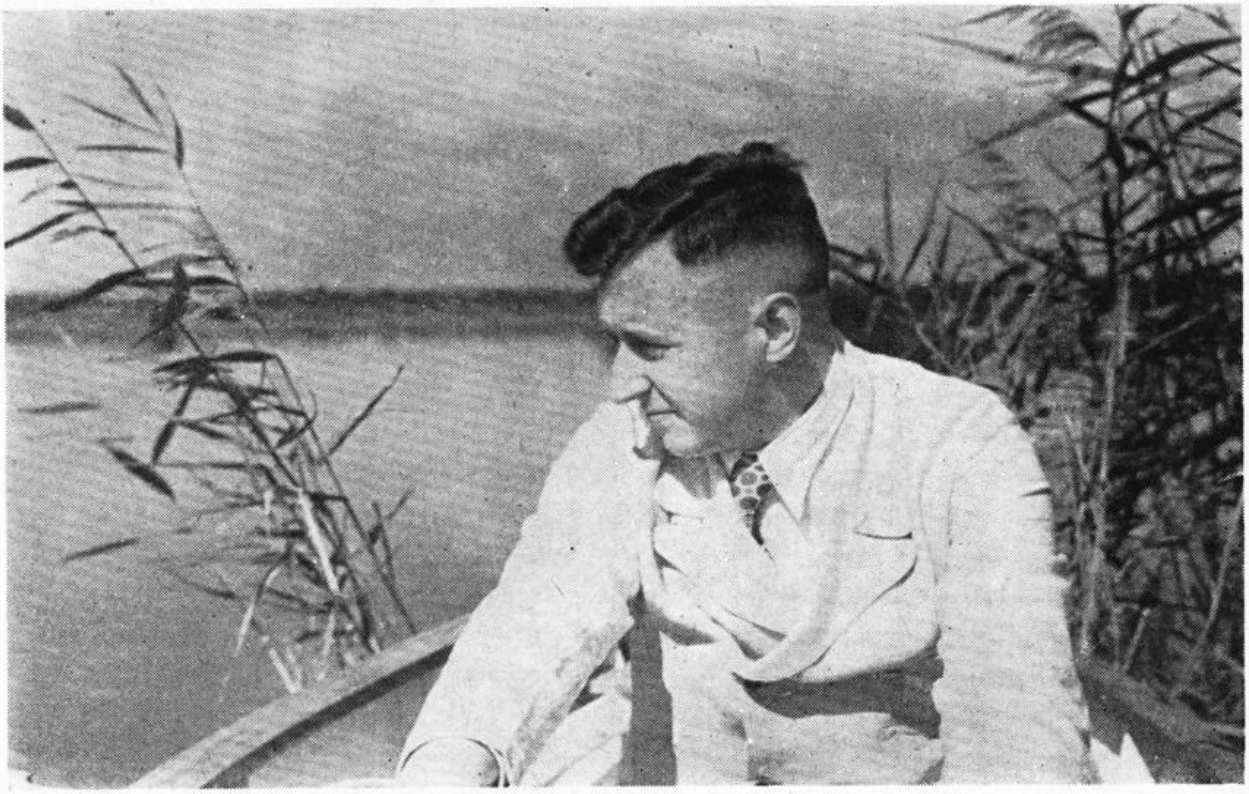
Anton Fortmann wurde am 30. August 1902 als Sohn des Bauern Franz Fortmann geboren. Sein Vater war zeitweilig auch Rendant der Spar- und Darlehnskasse in Osterfeine. Der Mannesstamm der Familie wurzelt ursprünglich im Raume Lohne. Erst der Großvater wurde in Dümmerlohausen seßhaft. Er heiratete dort als Lehrer in den Hof kl. Wolking ein. Die unmittelbaren Vorfahren waren durch mehrere Generationen Lehrer. Zwei Onkel (Brüder des Vaters), mehrere Vettern und ein Bruder wählten den Lehrerberuf. Das kennzeichnet den geistigen Zuschnitt der Familie.

Der Verewigte begann ebenfalls als Lehrer, und zwar als Landwirtschaftslehrer in Damme. Er hatte nach dem 1. Weltkriege studiert und seine Studien als Diplomlandwirt abgeschlossen. Nach verhältnismäßig kurzer Zeit gab er im Jahre 1929 die Lehrtätigkeit an der Landwirtschaftsschule auf und übernahm die Genossenschaft in Damme. Damit bekam sein Lebensweg die entscheidende Richtung. Anfänglich setzte der junge Geschäftsführer alle Kraft für den Neuaufbau seines Unternehmens ein. Die Nachwehen der Inflation und die folgenschweren Auswirkungen der Deflation nach 1930 beanspruchten den ganzen Mann. Schon damals bewies Anton Fortmann hohes Verantwortungsgefühl für das Wohl und Wehe der Genossen. Rasch gewann er allseitiges Vertrauen und Ansehen. Die Dammer Genossenschaft erlebte nach seiner Heirat im Jahre 1931 einen steilen Aufstieg. Auch nach dem Kriege und der Geldentwertung wurde das Geschäft energisch wieder flott gemacht. Klug und zielsicher steuerte der bewährte Geschäftsführer die Genossenschaft in die stürmische Entwicklung des deutschen „Wirtschaftswunders" der Gegenwart hinein. Die schnelle Wiedererweckung der Schweinemast im ganzen Dammer Gebiet verdankt seiner Umsicht und seinem Weitblick wesentliche Anregungen.

Aber Anton Fortmann war in den wenigen Jahrzehnten seines Wirkens immer mehr als nur Geschäftsführer einer ländlichen Genossenschaft. Sein Interesse galt von Anfang an unvermindert dem Fortschritt der Landwirtschaft. Hier fand er ein zweites umfangreiches Betätigungsfeld. Selbst die Genossenschaft hatte diesem Ziele zu dienen. Überall suchte er mit Rat und Tat zu helfen. Seine wissenschaftlichen Neigungen und sein Weitblick erfüllten sich in ausgedehnter planerischer Tätigkeit. Sein uneigennütziges Beispiel, seine richtungweisenden Versuche und seine Überzeugungskraft ebneten manche schwierigen Wege. Sie ließen ihn zum Manne des Vertrauens für weite Kreise werden. Besonders die Dümmerdeichung und ihre Nachfolgearbeiten erhielten durch ihn starke Antriebe. Die Umlegung und Meliorierung des Dümmerlohausener Bruches als Beispielsfläche für weite Gebiete entsprang seiner Idee und war wesentlich sein Werk.

Das allgemeine Vertrauen, das man Anton Fortmann entgegenbrachte, rief ihn schließlich auch zu verantwortlicher Tätigkeit im politischen, sozialen und kulturellen

Landesbibliothek Oldenburg



Anton Fortmann war der Landschaft um den Dümmer zutiefst verhaftet. Dahin zog es ihn immer zurück. Dort holte er sich Kraft für seine wachsenden Aufgaben

Raume der Gemeinde Damme und des Kreises Vechta. Besonders nach dem Zusammenbruch im Jahre 1945 stellte er sich aus Verantwortungsgefühl der Heimat rückhaltlos zur Verfügung. Er sprang aus christlicher Pflichterfüllung in die Bresche. Sein Name ist unlöslich mit dem Wiederaufstieg unserer Heimat aus dem großen Zusammenbruch verknüpft. Nur wenige kennen das ganze Ausmaß seiner Verantwortung und seiner Einflußnahme. In einer Reihe von öffentlichen Einrichtungen und Organisationen besaß seine Stimme weitreichendes Gewicht. Seine vielseitigen Talente und wertvollen Erfahrungen lösten spielend viele Fragen.

Aber größere Aufgaben würden auf diesen unermüdlichen und begabten Mann gewartet haben, hätte nicht der Tod seinem rastlosen Schaffen für Familie und Heimat am 23. März 1957 nach langem, unheilbarem Leiden ein Ziel gesetzt. Insofern bleibt eine Lücke, die kaum zu schließen ist. Wer Anton Fortmanns wachsende Bedeutung kannte, der weiß, was unsere Heimat mit ihm verloren hat.

So wurde eine echt münsterländische Persönlichkeit mitten aus ihrer bedeutungsvollen Arbeit und ihren weitgesteckten Plänen herausgerissen. Tiefe Religiösität war ihr selbstverständliche Mannessache. Sie durchwirkte das persönliche und familiäre Leben von Anton Fortmann, dem es an schmerzlicher Tragik nicht fehlte, und ergriff sein öffentliches Wirken. Aus gläubigem Pflichtgefühl gewann dieser überzeugungstreue Mann den festen Willen, Verantwortung zu übernehmen, sich für die Erfordernisse der Zeit notfalls unter persönlichen Opfern einzusetzen. Die Heimat, aus deren innersten Kräften er lebte, und die Liebe zu ihr lehrten ihn, alle Schwierigkeiten mutig zu überwinden und das öffentliche Wohl unverrückbar im Auge zu behalten. Nun birgt diese geliebte Heimat, was sterblich war an ihm. „Der Rest ist Schweigen".

Alwin Schomaker

Landesbibliothek Oldenburg

INHALTSVERZEICHNIS

		Seite
Dem treuen Freunde mit auf den Weg!	Alwin Schomaker, Langenteilen über Damme i. O.	3
Vorwort des Herausgebers	Dr. Heinrich Ottenjann, Museumsdirektor, Cloppenburg i. O.	5
Kalendarium mit Monatsbildern		6
Zu unseren Monatsbildern	Dr. Heinrich Ottenjann, Museumsdirektor, Cloppenburg i. O.	30
Der Christ und diese Welt (Gedanken aus christlicher Sicht zur Kultur- u. Heimatpflege)	Fr. Dismas Drühe O. P., Walberberg bei Köln, Dominikanerkloster St. Albert	31
Die bäuerliche Entscheidung	Alwin Schomaker, Langenteilen über Damme i. O.	33
Nordlichter über Nordwestdeutschland	Dr. Friedrich Hamm, Museumsdirektor i. R., Hannover, Hildesheimer Straße 45 b	38
„In der Heimat ist es schön"	Prälat Franz Morthorst, Cloppenburg i. O.	41
. . . genährt von deiner Heimat Boden	P. Dr. Oswald Rohling O. P., Vechta i. O.	44
„Ausländer und Spätheimkehrer"	Walter Hulverscheidt, Forstmeister, Ahlhorn i. O.	49
Kattekers	Heinrich Schürmann, Lehrer, Damme i. O.	52
Beginn des Denkmalschutzes in Oldenburg	Dr. Otto Harms, Regierungs- und Vermessungsrat, Oldenburg i. O., Regierungsgebäude	54
Ein Tag urgeschichtlicher Landesaufnahme im Bereich der Gemeinde Lindern	Dr. Johannes Pätzold, Staatliches Museum für Naturkunde u. Vorgeschichte, Oldenburg i. O.	56
Der „hungrige Wulf"	Dr. Karl Sichart, Studienrat i. R., Osnabrück, Corsikas Kamp 11	60
Nachwort zu Dr. Sicharts „Der hungrige Wulf"	Dr. Bernward Deneke, wissenschaftl. Assistent am Museumsdorf Cloppenburg i. O.	63
April	Karl Wagenfeld †	65
Das Heuerleutewesen und seine Entstehung	Heinrich Bockhorst, Konrektor a. D., Oldenburg i. O., Adlerstraße 1	68
100 Jahre Verkoppelung in Oldenburg	Fritz Diekmann, Oberregierungs- und Vermessungsrat, Oldenburg i. O., Regierungsgebäude	72
An Schaulmeesters Graff	Hermann Thole Hauptschriftleiter, Vechta i. O.	74
Das Museumsdorf in Cloppenburg und die Idee des Freilichtmuseums in Deutschland	Dr. Heinrich Ottenjann, Museumsdirektor, Cloppenburg i. O.	76
Eine baukünstlerische Tat. Die neue Fachwerkkapelle auf dem Hofe Kophanke in Kemphausen	Alwin Schomaker, Langenteilen über Damme i. O.	81
Utaort't	Clemens Tombrägel, Bauer, Brägel über Lohne i. O.	94
Uber Schäfer und Schafzucht	Elisabeth Reinke, Vechta i. O.	95

Landesbibliothek Oldenburg

		Seite
Die Sage vom Visbeker Geistergottesdienst	Dr. Bernward Deneke, wissenschaftl. Assistent am Museumsdorf, Cloppenburg i. O.	99
Wat F. Bitter siene Fründe van'n Heimatbund to seggen hadde (8. Dezember 1956)	Fritz Bitter, Oberpostmeister i. R., Friesoythe i. O.	102
Zur Sage vom Friesoyther Pestschinken	Dr. Bernward Deneke, wissenschaftl. Assistent am Museumsdorf, Cloppenburg i. O.	103
Krippenfahrt durch Südoldenburg (Ein Beitrag zur Entwicklung unserer Kirchenkrippen)	Engelbert Behrens, Hauptlehrer, Vestrup i. O.	106
Paul Dierkes	Dr. Herbert Wolfgang Keiser, Museumsdirektor, Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte, Oldenburg i. O.	110
De Hahn in'n Boom	Heinz von der Wall, cand. phil., Hemmelte über Lastrup i O.	112
Höltinghauser Industrieunternehmen		115
Ludwig Kathmann und Alwin Schockemöhle, zwei Südoldenburger Asse im deutschen Turniersport	Alois Meyer, Gemeindedirektor, Dinklage i O.	120
Jugenderinnerungen eines Cloppenburgers	Hermann Bitter, Oberstudiendirektor, Cloppenburg i. O.	125
Amerikanisches Mosaik	P. Dr. Callistus Siemer O. P, Dortmund, Hellweg 144	132
P. Laurentius M. Siemer O. P. † 21. Okt. 1956	P. Dr. Alexander Siemer O. P., Köln, Komödienstraße 4	138
In memoriam Med.-Rat Dr. Heinrich Lübbers	Hermann Bitter, Oberstudiendirektor, Cloppenburg i. O.	140
Ein Leben aus der Heimat für die Heimat. Anton Fortmann, Damme, zum Gedenken	Alwin Schomaker, Langenteilen über Damme i. O.	143
Gedichte:		
Wenn der Frühling kommt	Prälat Franz Morthorst, Cloppenburg i. O.	48
Katteker un dat junge Paor	Dr. Hubert Burwinkel, Oberstudienrat, Cloppenburg i. O.	59
Dei dullen Hilgen	Dr. Hubert Burwinkel, Oberstudienrat, Cloppenburg i. O.	80
„Königin der Wälder" (Die graue Drossel, turdus philomelos)	Prälat Franz Morthorst, Cloppenburg i. O.	101
In Molber'n up dei Dausen	Josef Nietfeld, Lehrer, Molbergen i. O.	104
De olle Vierfuß	Elisabeth Osterhoff, Konrektorin, Friesoythe i. O.	105
Anekdoten:		
Mit Vörsicht fraogen Professorenscherze Von der Wehrmacht Aohne Brill Auf der Reise aufgeschnappt	Prälat Franz Morthorst, Cloppenburg i. O.	43, 75, 98, 105

Landesbibliothek Oldenburg

»Dorfkrug« im Museumsdorf

Die sehenswerte Gaststätte

ca. 300 Sitzplätze, geeignet für
Tagungen, Festlichkeiten, Hochzeiten

Inhaber: W. ADOLPH / Telefon CLOPPENBURG 2726

Eine Kraftquelle der Wirtschaft sind die Kreditgenossenschaften der Raiffeisen-Organisation, die seit Jahrzehnten der Heimat dienen. Wenden Sie sich deshalb in allen Geld- und Kreditangelegenheiten stets vertrauensvoll an Ihre

Spar- und Darlehnskasse

Bakum	**Damme**
Dinklage	**Goldenstedt**
Hausstette	**Holdorf**
Langförden	**Lohner Bank Lohne**
Lutten	**Mühlen**
Neuenkirchen	**Osterfeine**
Steinfeld	**Visbek**

Spar- und Darlehnskasse Vechta

Landesbibliothek Oldenburg

HOTEL *Seeblick*

Das bekannte Haus für Gesellschaften, Vereine und Betriebsausflüge.

Gemütliche Gast- und Clubräume für 150 Personen.

Terrasse für 150 Personen.

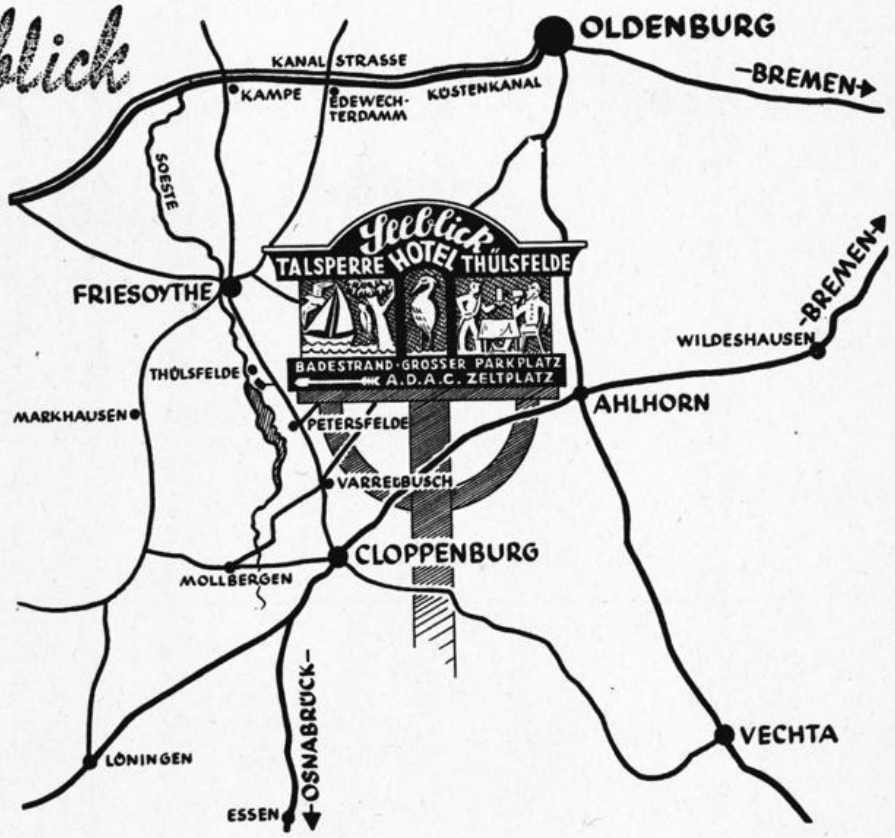
Ausblick auf den See.

Fremdenzimmer modern eingerichtet.

Interessante Deichwanderungen um den See und in die Forsten.

Beste Bademöglichkeit.

Vorzügliche Küche mäßige Preise.



Seit 1860

H. Heydt • Haselünne

Kornbrennerei • Weinkellerei

Abfüllfabrik für *„Coca-Cola"*

Unsere Markengetränke:

Heydts Doppelkorn 38 Vol.%

HKT–Herzhafte-Kräuter-Tropfen 38 Vol.%

Alter Kurfürst 42 Vol.% Spezial-Magenlikör

Nordkorn 38 Vol.% Genever m. Wacholdertönung, rein u. mild

hergestellt aus eigenen Kornestillaten

Vorbildliche Produktionsstätten

sind Voraussetzung für die stets gleichbleibende Qualität des Markenartikels

Landesbibliothek Oldenburg

Oldenburgische Landesbank A.-G.

Sparbank

im Dienste der heimischen Wirtschaft

OLB

Lohne **Vechta**

und deren Geschäftsstellen

Lest die

Oldenburgische Volkszeitung

Eure Heimatzeitung

mit ihren aktuellen Nachrichten aus der Heimat

und aus aller Welt

Landesbibliothek Oldenburg

Eternit-
Fensterbänke
und
Treppenstufen
Moderne Fußböden

Bernhard Bergmann
HOLZ · BAUSTOFFE · BETONWERK
Postfach 2 **Steinfeld (Oldb)** Ruf 232

Für alle
Festlichkeiten

erhalten Sie Ihre
PLAKATE
FESTBÜCHER
EINTRITTSKARTEN
in geschmackvoller Ausführung zu angemessenen Preisen und bei prompter Bedienung von der

Vechtaer Druckerei und Verlag GmbH
VECHTA (OLDB)

Landesbibliothek Oldenburg

Herdbuchgesellschaft Südoldenburg

CLOPPENBURG

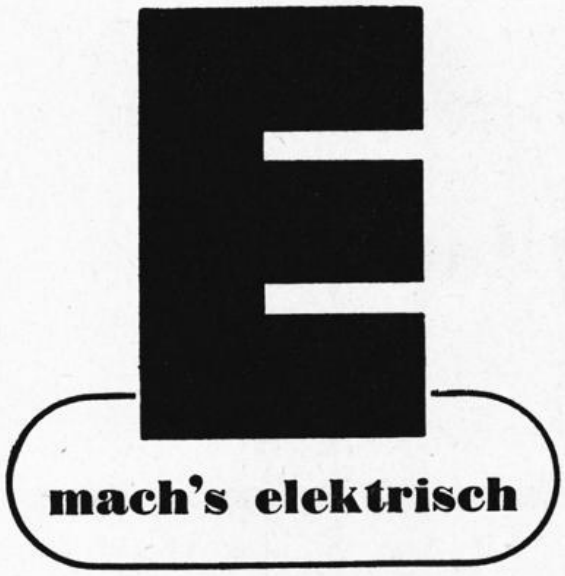
Versteigerungstermine 1958 in Cloppenburg:

Mittwoch,	15. Januar	Anmeldeschluß	17. 12. 57
Mittwoch,	5. Februar	„	8. 1. 58
Mittwoch,	5. März	„	8. 2. 58
Donnerstag,	17. April	„	20. 3. 58
Donnerstag,	22. Mai	„	24. 4. 58
Donnerstag,	19. Juni	„	22. 5. 58
Mittwoch,	16. Juli	„	19. 6. 58
Mittwoch,	13. August	„	17. 7. 58
Dienstag,	9. September	„	13. 8. 58
Donnerstag,	9. Oktober	„	12. 9. 58
Mittwoch,	22. Oktober	„	25. 9. 58
Mittwoch,	5. November	„	9. 10. 58
Donnerstag,	20. November	„	24. 10. 58
Mittwoch,	10. Dezember	„	12. 11. 58

Herdbuchgesellschaft Südoldenburg

CLOPPENBURG Telefon 2228

Landesbibliothek Oldenburg



Strom hilft!

Wir raten
Wir dienen
Wir helfen

Ihre Elektrogemeinschaft und Ihre

Energieversorgung Weser-Ems AG.

Betriebsabteilung Cloppenburg

mit den Lehrküchen

Cloppenburg • Lohne • Vechta

Landesbibliothek Oldenburg

Vitamehl

in der altbewährten

B.K.-Qualität!

Nehmelmann & Co. KG

Cloppenburg (Oldb) · Fernruf 2368

FUTTERMITTEL-GROSSHANDLUNG
Geflügelzucht-Bedarfsartikel

General-Vertretung Weser-Ems
der Kraftfutterfabrik August Jülicher, Kleve (Ndrh)

Landesbibliothek Oldenburg

Badde & Sudendorf

Seit 1884

Düngemittel- und Baustoff-Großhandlung

*

CLOPPENBURG (OLDB)

Telefon 2841 und 2842

Landesbibliothek Oldenburg

Kathmann-Eintagsküken
-Mastküken
-Herdbuchhähne

stellen in jedem Jahr Tausende von Kunden zufrieden, denn durch planmäßige Zuchtwahl wurde ein hoher Leistungs- und Gesundheitszustand erreicht.

Leistungserfolge auf amtlichen Leistungsprüfungen sind ein guter Wertmesser einer Zucht. Meine Stämme legten:

1953	beste Henne der Leistungsprüfung	mit	294	Eiern	in 11 Monaten
1953	kennfarbiger Italiener-Stamm	im Ø	233	„	„ 11 „
1954	weißer Leghorn-Stamm	„ Ø	247	„	„ 11½ „
1955	New Hampshire-Stamm	„ Ø	234	„	„ 11½ „
1956	rebhf. Italiener-Stamm	„ Ø	241	„	„ 11½ „
1955	beste Henne der Leistungsprüfung	mit	297	„	„ 11½ „

Von 11 Stämmen gingen nur 3 Tiere = ca. 3% während der Prüfungszeit von 11½ Monaten ein; ein guter Beweis für die kernige Gesundheit meiner Tiere.

Mastküken, die sich schon in vielen Mästereien hervorragend bewährten, von schweren Rassen und Kreuzungen, bei rechtzeitigem Abschluß jede Woche lieferbar.

Rechtzeitige Bestellung ist ratsam und sichert Ihnen die Belieferung mit wertvollem Material zum gewünschten Termin.

Illustrierten Prospekt und Angebot erhalten Sie unverbindlich vom

Mustergeflügelhof *Lehrwirtschaft*

L. KATHMANN

CALVESLAGE über Vechta (Oldb)

Telefon Vechta 881

Anerkannte Herdbuch- und Vermehrungszuchten für schwere weiße Leghorn, rebhuhnfarbige und kennfarbige Italiener und New Hampshire. Herdbuchmäßig gezüchtet: Weiße Plymouth-Rocks.

Die guten und bewährten

Kathmann-Junghennen

sowie **erstklassige Mischfutter** für alle Zwecke der **Geflügelzucht und -Haltung** liefert in hervorragender Qualität

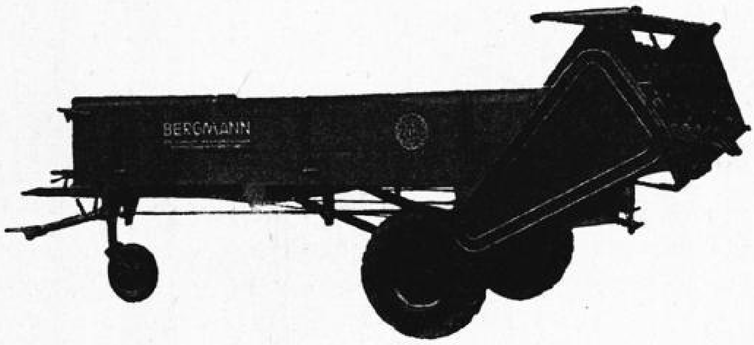
Kathmann & Sohn

CALVESLAGE über Vechta (Oldb) · Telefon Vechta 881

Landesbibliothek Oldenburg

Heimatverbunden

dienen wir
der Landwirtschaft



Stalldungstreuer + Dreschmaschinen
Vorratsroder + Schneidgebläse
Korngebläse + Schneideinleger

Verlangen Sie Angebote und kostenlose Vorführung

L. Bergmann * Goldenstedt

Telefon 128 MASCHINENFABRIK Telefon 128

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg